R. O. Germ.
200 f-2 Brunnow

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nach Lucas Cranach.

Stich u. Druck v. Winkles & Lehmann in Leipzig.

Martinus Luther

Eine feste Burg ist unser Gott.

Ulrich von Hutten.

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ulrich von Hutten,

der Streiter für deutsche Freiheit.

Historisches Gemälde

aus den Zeiten der Reformation.

Nach

den Originalquellen bearbeitet

von

Ernst von Brunnow.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1842.

1074. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erste Schilderung.

Ritter und Fürsten.

Im Rittersaale zu Frankenberg war große Geschlechtstafel. Der hohe gemeinschaftliche Bruderpokal, der nie beim Festmahlschluß unserer Altvordern fehlte, wanderte soeben von Mund zu Mund und ließ in das wildrollende Blut der Zecher das feurige Gold des edelsten Rheinweins strömen, als vom gegenüberliegenden Wartthurm her der dreimalige Hornstoß des Wächters erklang.

„Horch, Vetter Frankenberg,“ rief der alte Steckelberger, „der Thurmwart läßt das Horn schallen, es kommen noch mehr Hutten.“

„Geht ihnen entgegen, Kinder,“ sprach der Burgherr, zu den Söhnen Moritz und Ludwig gewendet, „und führt sie gleich zu uns.“

„Hätt' ich doch in der That nicht geglaubt, daß es so viel Hutten im heiligen römischen Reich gäbe,“ sprach der vom Trinken schon zinnoberrothe Wolfram von Hutten auf Gresselbach, „ich wette, die heutigen kommen wenigstens von der polnischen Grenze her!“

„Wenn's nur auch Echte sind, von altem, gutem Schrot und Korn," begann ein bedächtiger Nachbar; „wie leicht kann sich bei diesem tumultuarischen Treiben und Drängen einer einschwärzen, der gar nicht von unserem Stamm ist?"

„Ei, wer wird's so genau nehmen," antwortete jener, „zum Lanzenfutter ist jeder gut, im Uebrigen verstehe ich mich auf das Huttensche Gesicht und lasse mir nicht so leicht ein X für ein U machen. Seht, ein echter Hutten muß haben für's Erste: eine hohe stolze Stirn, für's Zweite — — — — —"

Hier traten die Söhne wieder in den Saal. „Ich meld' euch," sprach Ludwig zum Vater, „daß es keine Hutten, sondern die Ritter von Landschad und von Uffäß sind, die euch zu sprechen verlangen. Jener kommt in Auftrag des Churfürsten von der Pfalz, und dieser von Seiten unsers Bischofs von Würzburg, und beide behaupten, daß sie Vergleichsvorschläge in unserer Sache mit dem Würtemberger zu überbringen hätten."

„Ein Vergleich mit dem Mörder meines Sohnes, ein Vergleich mit dem Beschimpfer der Huttenschen Geschlechtsehre? Ich bin doch begierig, wie man solch bösen Handel vergleichen will. — Sage den Abgeordneten, Ludwig, daß sie hierher kommen und mit mir und dem ganzen Huttenschen Geschlecht zugleich verhandeln mögen; denn wir stehen alle für einen und einer für alle!"

Die Commissarien traten ein. Beide waren als geschickte Unterhändler und Ränkeschmiede, so wie als entschiedene Freunde Herzog Ulrich's von Würtemberg bekannt.

Uffäß verrieth sogleich durch seine listigen Augen und schlauen Mundwinkel, durch den raschen Wechsel seiner Züge und die Schmiegsamkeit aller Bewegungen das gewandte Diplomatentalent. Landschad dagegen trug in seinem künstlich ehrlichen Gesicht und einfachen Wesen eine Art von gutmüthiger Treuherzigkeit zur Schau, unter deren Maske nur selten der Schalk mit seiner Luchsnatur unwillkürlich hervorblitzte.

„Seid willkommen, ihr Herren Abgesandten," sprach der Frankenberger mit erzwungener Fassung, „und setzt euch hierher zu meiner Seite. Auf das Wohl meines fürstbischöflichen Herrn von Würzburg und des Herrn Churfürsten von der Pfalz Durchlaucht! Stoßt Alle an!" — Die Becher klangen hell in der Runde. — „Jetzt zur Sache, ihr Herren. Wohin lautet euer Auftrag?"

„Edler Ritter von Hutten auf Frankenberg," begann Peter von Uffäß, „Herzog Ulrich von Würtemberg hat unsere gnädigen Herren von Churpfalz und Würzburg ermächtigt, euch folgende Anträge zu stellen, wodurch der verdrießliche Handel zwischen ihm und euch auf immer beigelegt werden soll. Für's Erste will des Herzogs Durchlaucht euch im urkundlichen Briefe die Erklärung geben, daß er Herrn Hannsen von Hutten, euern seligen Sohn, nur aus Unfall und hitzigem Gemüth entleibt, sonst aber selbigen bis in seinen Tod stets als unbeschuldigt irgend einer Missethat und nicht anders, denn aufrichtig, redlich und eines adeligen, frommen Gemüths erkannt habe. — Für's Zweite verspricht euch seine herzogliche

Würde die Summe von zehntausend Goldgulden zur Ergötzlichkeit und die von zweitausend deßgleichen, um damit euers Sohnes Seelenheil zu schaffen. — Drittens endlich soll keiner von beiden Theilen hinfüro etwas gegen den andern im Unguten fürnehmen oder handeln, vielmehr aller Streit und Hader hiermit auf ewige Zeiten abgethan sein."

„Dieß, edler Ritter von Hutten," fuhr Hanns von Landschad fort, „sind die Punkte, über welche wir den Vertrag mit euch zu contrahiren beauftragt und worauf wir euerer Erklärung anjetzt gewärtig sind. Wir zweifeln nicht, daß ihr solchem billigen Ansinnen gern Gehör geben und euch und die Eurigen nicht in böse Fehde und großes Trübsal verwickeln werdet."

„Nichts da von Vergleich," riefen mehrere Stimmen auf einmal, „wir wollen Krieg, Krieg!"

„Fort mit den fürstlichen Schergen und Ränkeschmieden," schrieen andere noch mehr Betrunkene, „werft sie hinaus, zur Treppe hinab!"

„Ruhig, ihr Vettern, ruhig!" gebot der alte Frankenberger mit festem Donnerton. „Die Herren von Ufsäß und Landschad stehen hier kraft ihres Amtes als Abgesandte, und wer ihr geheiligtes Schutzrecht mit einem Wort nur kränkt, der hat's mit meinem Schwert zu thun. Laßt mich, den verwaisten Vater, allein jetzt reden. — Ehrenhafte Ritter und Abgeordnete, vermeldet meinem hochwürdigen Herrn zu Würzburg und dem durchlauchtigen Churfürsten von der Pfalz meinen Gruß und Dank für ihre Mühwaltung zu Beilegung meines Handels mit dem Würtemberger. Was aber die Ver-

gleichsvorschläge des tyrannischen Mörders anlangt, so sagt, daß mir meines lieben seligen Hannsen Blut und Ehre nicht um eitel Gold feilstünden, noch könne der dem Huttenschen Geschlecht, ja dem ganzen deutschen Ritterstande angethane Schimpf durch des Verbrechers falschen Brief und schlechte Batzen jemals gesühnt werden. Ich und das gesammte Huttensche Geschlecht beriefen uns auf seiner kaiserlichen Majestät und des Reichs Gerechtigkeit, und verlangten strenges Urtheil wider Herzog Ulrichen von Würtemberg, den Mörder Ritter Hannsen's von Hutten; und fänden wir dort nicht, was wir gesucht, dann holten wir's uns selbst mit unserm guten Schwert, dann gelt' es Ritter gegen Fürst!"

„Ist dieß euer letztes Wort?" fragte Hanns von Landschad betroffen.

„Mein letztes," entgegnete Ludwig von Hutten, „und will ich euch wohl gerathen haben, in dieser Angelegenheit euch nimmer wieder nach Frankenberg zu bemühen, wo ihr das Thor zum zweitenmal nicht offen finden möchtet."

„Bedenkt," sprach Peter von Uffäß, „daß ihr seiner bischöflichen Würde als Rath zu jedem guten Dienst verpflichtet seid."

„Doch nicht zur Schändung meiner ROtterehre," rief der Burgherr unwillig, „und nun genug der Worte. Ihr aber, Moritz und Ludwig, begleitet die Abgesandten mit zwanzig Reisigen bis an die Grenze unsers Gebiets, daß ihnen nichts Ungebührliches darauf widerfahre. Gott befohlen, ihr Herren."

Am nächsten Morgen ward Geschlechtsrath gehalten. Ludwig, des Frankenbergers Sohn, sollte mit dem Ausschreiben des Vaters und sämmtlicher von Hutten nach Wien reisen, um den Kaiser zu strenger Justiz aufzufordern. Inzwischen aber sollten die Werbungen von Reisigen und Landsknechten in Franken und den angrenzenden Gauen auf's Eifrigste betrieben werden.

„Macht mich zum Werbehauptmann der Landsknechte, Vater Ludwig," sprach Ulrich von Hutten, flink vortretend; „ich habe selbst zwei Jahre mit den wilden Gesellen in Italien zu Felde gelegen, und weiß mich in ihr Thun und Treiben wohl zu schicken. Nirgends fehlt es in Deutschland an Holz, woraus sich ein Fähnlein Knechte zimmern läßt. Wo die Trommel klingt und das Werbegeld springt, da schneit das beutelustige Volk von allen Seiten flugs zusammen. Verlaßt euch auf mich, Oheim, ich kehre nicht ohne meine fünfhundert Spießträger zurück."

„Laßt ihn gehen, Vetter Frankenberg," riefen Mehre, „der macht es gut, war ja selbst mit im Feuer, man sieht ihm gleich den richtigen Takt und Handgriff an."

„Seid ihr's alle zufrieden, Vettern?" fragte der Burgherr.

„Ja!" schallt es einstimmig.

„So zieh' denn hin, als unser Werbehauptmann, mein wackrer Ulrich," sprach jener, zum Neffen gewendet, „und Gott schenke dir eine fröhliche Ernte!"

Von einigen aus dem Burgvolk gewählten tüchtigen Knechten begleitet, zog unser Hutten unter Trommelschlag und Pfeifenklang mit dem hochflatternden Banner seines Stammes von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; und überall liefen ihm rüstige, alte Krieger und schmucke, junge Burschen zu, die des Hauptmanns soldatisches Wesen und gutes Handgeld anzog.

Jetzt kam er in's alte Nürnberg und flog in die Arme seines Bernhard und der holden Irmetraut.

„Gott zum Gruß," rief der Nürnberger mit freudeleuchtenden Augen; „wahrlich, so hast du mir noch nie gefallen, Bruder Ulrich! Auf Italiens Schlachtfeldern bist du zum deutschen Manne gereift; jetzt erst stehst du gerüstet da für unser Deutschland, jetzt erst darf es dir ganz vertrauen. Ich weiß, weßhalb du kommst, Hutten, und freue mich dessen. Willst mich nicht auch anwerben für dein Fähnlein?"

„Den nürnberger Rathsherrn als Landsknecht?" fragte Hutten lachend. „Aber spotte nur, Schalk, ich habe schon tüchtige Leute gewonnen, und in Italien, Bruder, sah ich manchen Deutschen von Adel unter den Doppelsöldnern mit der Hellebarde oder Hakenbüchse daherschreiten."

„Ich spotte nicht, Ulrich," entgegnete Pirkheimer ernst; „der nürnberger Rathsherr ist ein deutscher Bürger, wie jeder andere, der gern zur Wehr greift, wo's Deutschlands Ehr' und Freiheit gilt. Laß mich in erster Reihe fechten; ich verstehe mich auf das Handwerk noch von den Burschenjahren

her und habe mich hier im Schützenfähnlein stets im Waffendienst geübt."

„Bruder Bernhard, wär's möglich? Du wolltest wirklich?"

„Für Deutschlands Recht und Freiheit gegen den Tyrannen Ulrich von Würtemberg kämpfen. Sieh', ich sag' es dir ehrlich heraus: Nicht, daß er gerade deinen Johannes, nicht, daß er einen vom alten Geschlecht der Hutten meuchlerisch gemordet, nicht das ist es, was mich zum Kampf bestimmt. Nein, daß er willkürlich zum Henker an einem freien deutschen Mann geworden, daß er Gesetz und Recht mit Füßen tritt, daß er sein Volk zum Fußschemel seiner Hoffahrt macht; das ist es, was mich, was jeden reichsgetreuen Deutschen zur Abwehr solcher Unbill ruft. Denn solch' ein Beispiel ist gefährlich, und die Schmach, die einen deutschen Gau getroffen, trifft uns alle. Noch hoff' ich fest auf unsern biedern Kaiser Max; er selbst wird, denk' ich, dem Verbrecher strenges Urtheil sprechen und uns gesetzlich zur Achtsvollstreckung auffordern. Bis dahin, Ulrich, bin ich dein Landsknecht."

„Du, der mich als Senior einst in Erfurt beschützt und zum freien deutschen Leben eingeweiht? Nimmermehr! Mein Hauptmann sollst du sein."

„Mit nichten, Ulrich; du hast das Söldnerhandwerk auf Italiens blutigem Boden, wie sich's ziemt, erlernt. Der Meister soll befehlen, und leicht gehorcht sich's dem, der das Befehlen recht versteht."

„So sei mein Leutnant, Bruder, wenn du's nicht anders willst!"

Manches Städtlein ward noch vom Werbehauptmann Hutten heimgesucht und keines ohne frischen Zuzug verlassen. An der Spitze von fünfhundert wohlgerüsteten Kriegern nahte er sich wieder der Gebirgsreihe, auf deren höchstem Gipfel die alte Burg Frankenberg gelegen war.

Als sie am letzten Tage des Marsches auf eine Ebene kamen, wo sich die Heerstraßen von Franken und Schwaben durchkreuzten, da nahte sich von letzterer her fröhlich singend ein starker Haufen von bäuerlich gekleideten Landsknechten.

„Wer die wohl sein mögen?“ sprach Pirkheimer zum Freunde. „Laßt uns hier warten, bis sie den Kreuzweg erreichen.“

„Konrad, mein wackrer Konrad!“ rief Hutten, vom Pferde springend, und schloß den Anführer des Haufens in seine Arme.

„Hab' ich Wort gehalten, Ritter Hutten?“ fragte der Landmann mit freudeleuchtenden Augen. „Wo die Schwerter klirren, sehen wir uns wieder, sagt' ich euch beim Abschied. Nun seht, da bin ich mit dreihundert rüstigen Knechten aus Würtemberg, Baden und der Pfalz, die Leib und Leben für euere Sache gegen den Herzog einsetzen. Führt uns nach Frankenberg.“

Männer der Burg, der Städte und der Hütten tranken Brüderschaft aus ihren Feldflaschen, und die drei Anführer reichten sich treuherzig die Hände.

„Wir leben in einer großen Stunde, lieben Freunde!“ sprach Hutten zu Konrad und Pirkheimern. „Möchten sich

einst Ritterschaft, Bürgerthum und Landgemeinden in Deutschland zum treuen Bund also die Hände reichen, damit ein starkes, freies und einträchtiges Reich sei!"

„Treue bis in den Tod!" sprachen alle drei, und hielten sich fest umschlungen.

„Jetzt nach Frankenberg!" rief Hutten. Konrad mußte ein Pferd besteigen und zwischen Ulrich und Bernhard reitend seine Abenteuer erzählen.

„Wie sieht es in Stuttgart aus, Bruder Konrad?" fragte Hutten. „Was treibt der Tyrann?"

„Schaut her!" entgegnete der Landmann, ein Papier aus der Brust ziehend und es vor dem Ritter entfaltend. „Das ist die letzte Neuigkeit aus Stuttgart. Als ich mich unerkannt in den Straßen umhertrieb, wurde das Publikandum eben an den Ecken angeschlagen."

Hutten verschlang das Blatt mit gierigen Blicken und schrie dann, in laute Freude ausbrechend: „Die Herzogin entflohen, nach Baiern entflohen! Gott sei gelobt, die Botschaft ist unbezahlbar! Erzähle, Konrad, wie das alles zuging, erzähle."

„Nach der Ermordung eures Vetters," begann der Häuptling, „trieb es der Herzog wieder mit seiner Verschwendung und Hoffahrt toller, als jemals. Da ihm niemand mehr etwas borgen wollte, so sann er nur beständig darauf, wie er Zölle, Zehnten und andere Regalien verpfänden könne. Der Landmann wurde durch das fürstliche Jagdwesen zur Verzweiflung gebracht, die Justiz partheiisch ausgeübt, Verhaftungen

nach Gutdünken vorgenommen, kurzum, der Tübinger-Vertrag mit den Ständen als nicht vorhanden betrachtet."

„Ja, ja, so ein Staatsvertrag mit dem Volke ist eine verdrießliche Sache für jeden Despoten," warf Hutten spöttisch ein.

„Kein Wunder," fuhr Konrad fort, „wenn das Mißvergnügen im Lande immer höher und höher stieg. Da beriethen sich im Stillen mehre wackere Männer vom Adel und Bürgerstand, wie das gemeine Wesen vor solcher Noth und Unbill wohl zu sichern sei. Dietrich von Spät, Obervogt zu Urach, Konrad Breunig, Vogt zu Tübingen, und dessen Bruder, Sebastian Breunig, Vogt zu Weinsberg, waren an der Spitze der Unzufriedenen."

„Und wie verhielt sich die Herzogin dabei?" fragte Hutten rasch.

„Wer beschreibt den namenlosen Jammer der unglücklichen Frau! Nicht genug, daß sie die tägliche Zeugin der offenen Buhlschaft des Herzogs mit der frechen Kunigunde von Hutten sein mußte, sie war auch, trotz aller Sanftmuth, gar oft den schmählichsten Mißhandlungen, ja den Schlägen und Sporntritten von Seiten des rohen Gemahls ausgesetzt. Da riß ihr endlich die Lammsgeduld, und sie sann auf Mittel, sich aus den Klauen des Wütherichs zu befreien. Unter dem Vorwand der Jagd fuhr sie häufig nach Hohenurach, wo sie geheime Unterredungen mit dem ihr treuergebenen Dietrich von Spät und andern vom Adel hielt, um ihre Flucht nach Baiern zu berathen. — Die Mißvergnügten von Ritterschaft und Städten

traten inzwischen immer näher zusammen und vereinigten sich zur festen Aufrechthaltung des Tübinger-Vertrages, müßte auch selbst zur Absetzung des Herzogs vom versammelten Landtag geschritten werden. Schon war alles gut eingeleitet, als Herzog Ulrich, dem es nirgends an Lauschern fehlt, die Namen der meisten Verschwornen entdeckte. Mit der Verhaftung der beiden Breunige und des Vogts von Cannstadt ward der Anfang gemacht. Auch der Herzogin stand ein ähnliches Schicksal bevor; denn Trompeter Wendel, des Herzogs Günstling, und Stephan Weiler, ein anderer Hofschranz, verbreiteten die schmachvollsten Gerüchte über ein geheimes Liebesverständniß der tugendsamen Frau mit Dietrich von Späten und daß sie mit diesem die Regierung an sich zu reißen strebe. Jetzt galt es Eile für Frau Sabinen. In einer dunkeln Sturmnacht ließ sie sich durch den von Spät, durch Hanns von Westerstetten, und Georg von Hohenstaufen aus Hohenurach nach Ehingen an der Donau und von da weiter nach Baiern entführen. Jetzt werden nun wohl die herzoglichen Brüder und die Herzogin Wittwe in München die edle Verfolgte schon längst in ihrem Schutz empfangen haben."

„Und Kaiser Max wird seiner theuern Nichte gekränkte Ehre zu rächen wissen," sprach Hutten mit Zuversicht. „Freut euch, Bernhard und Konrad, das hilft auch den Hutten, das hilft auch den Würtembergern und allen Deutschen. An's eigne Blut muß es den großen Herren gehen, wenn sie mit unser einem Mitleid fühlen sollen. — Aber sag' mir, Konrad, wie nahmen Stände und Volk die Flucht der Herzogin auf?"

„Alles ist nur eine Stimme über die Unschuld der edeln Frau und verwünscht im Innern die Grausamkeit des Tyrannen. Was aber den guten Ständen noch mehr an's Herz greift, ist, daß der Herzog ihnen wieder neuerlich die Verbürgung wegen eines Darlehns von hunderttausend Gulden abgedrückt hat.“

„Und doch gab ihnen der Tübinger Vertrag das offenbare Recht zum Widerstand in die Hand,“ entgegnete Hutten spöttisch; „das nenn' ich mir lammfromme oder vielmehr schafdumme Landstände!“

Während diese Gespräche von den drei Verbündeten geführt wurden und ihre vereinigten Schaaren gen Frankenberg munter vorwärts rückten, sah es auf der Burg selbst ziemlich mürrisch aus. Der junge Ludwig von Hutten war aus Wien mit der Botschaft heimgekehrt, daß der Kaiser sich des Hutten'schen Handels nicht besonders anzunehmen, vielmehr dessen Entscheidung auf unbestimmte Zeit zu verschieben schiene. Die alte und junge Sippschaft steckte darob die Köpfe zusammen, und die Entschließungen schwankten hinüber und herüber.

Da klangen die Wirbel der landsknechtischen Trommel und die gellenden Töne der langen Querpfeife lustig am Burgthor, und Ulrich von Hutten stürzte mit Pirkheimer und Konrad freudetrunken in den Rittersaal.

„Da bin ich wieder, liebe Vettern und Herren,“ rief er hastig, „und dieß hier sind meine Brüder und Kampfgenossen,

die ihr theuer halten mögt, wie mich selbst. Schickt mich gleich zum Herzog Wilhelm von Baiern und zum Kaiser Maximilian; ich haft' euch dafür, daß ich jenen zum Bündniß mit uns und diesen zum Urtheil gegen den Würtemberger bringe."

Ulrich erzählte mit kurzen Worten die Sachlage, und Alle beschlossen einstimmig, den kecken Vetter als ihren Bevollmächtigten nach München und Wien zu schicken.

Pirkheimer, der stattliche nürnberger Patrizier, ward als Glied der Familie behandelt. Den Stifter des armen Konradsbundes aber, gegen den das Geschlecht der Hutten noch selbst vor einem Jahr einen Zuzug von dreihundert Reitern in's Feld gestellt, betrachtete man mit etwas scheuen Augen und lud ihn nicht zum ritterlichen Gelag ein, obschon ihm sonst mit Achtung begegnet ward. Der kluge Konrad kannte auch selbst seine Stellung als Bauer zu den vornehmen Herren recht gut, und hielt sich freiwillig in bescheidener Entfernung. Doch das ganze Burgvolk der Reisigen und Knechte hing bald mit magnetischer Liebe an dem bedeutenden Manne, der ihres Standes war, und selbst mancher der Ritterlichgebornen ward durch die markige Kraft und einfache Würde seines Wesens unwillkürlich zu ihm hingezogen. Vor Allen aber ward Bernhard Pirkheimer in ein trauliches Verhältniß mit ihm verflochten, und beide hielten oft lange geheime Zwiesprach über des gemeinsamen Vaterlandes Nutz und Wohlfahrt.

Zweite Schilderung.

Bündniß der Hutten mit Baiern. — Kaiser Maximilian und seine Räthe. — Reichszustände. — Ulrich von Hutten vor dem Kaiser.

An einem stürmischen Herbsttage verließ Ulrich von Hutten, von seinem Vetter Ludwig und Georgen von Schaumburg, einem rechtserfahrnen Mann, begleitet, die alte Veste Frankenberg.

Das welke Laub rauschte von den hohen Wipfeln der Eichen und Buchen, als sie durch die Wälder des Baierlandes ihrem Ziel entgegenritten, aber in Ulrich's Brust grünte der Hoffnungsfrühling.

Als sich die drei Bevollmächtigten den Thoren Münchens nahten, bemerkten sie, wie von verschiedenen Seiten Reiter- und Fußvolkschaaren unter Anführung ritterlicher Vasallen der Hauptstadt zuströmten.

„Gebt Acht, Freunde," sprach Hutten zu seinen Gefährten, „hier wird's auch lebendig! Der Baiernherzog rüstet gewiß, um den seiner Schwester angethanen Schimpf zu rächen."

Es war, wie unser Hutten geahnet. Herzog Wilhelm machte sich schlagfertig gegen Ulrich von Würtemberg. Er

und sein Bruder, und mit ihnen alle tapfern Vasallen glühten vor Rachedurst gegen den Mißhandler von Baierns edler Fürstentochter. Dazu kam noch bei dem Ritterstande der Unwille gegen den Mörder Hannsen's von Hutten, durch dessen schmachvollen Tod sich der ganze deutsche Adel beschimpft und bedroht sah.

Mit Freude und Achtung empfingen die herzoglichen Brüder die Huttenschen Abgesandten. Der Vertrag zwischen dem Baiernherzog und dem Geschlecht der Hutten war bald abgeschlossen und von Georg von Schaumburg in bester Form Rechtens niedergeschrieben. Beide Theile verbanden sich zu dem gemeinschaftlichen Endzweck der Züchtigung des Würtembergers. Die Gesammtmacht sollte auf zweitausend Reiter und sechzehntausend Fußknechte gebracht und dazu von den Hutten ein Viertheil gestellt werden. Der Sammelplatz sollte zu Wemdingen in Oberbaiern sein. Vor allen Dingen sollte jedoch der Kaiser nochmals um rechtliches Verfahren gegen den Herzog von Würtemberg angegangen und zu diesem Ende drei baiersche Abgeordnete mit den Huttenschen zugleich nach Wien geschickt werden.

Bei der Abschiedstafel sah Ulrich von Hutten die schöne Herzogin Sabine wieder, die am Busen ihrer edeln Mutter Trost für so vielfach erlittene Kränkung gefunden hatte. Er fühlte sich tief bewegt, als er in das holde, kummerbleiche Antlitz blickte, und die eigene Schmerzenswunde ward ihm theilnehmend am Schmerz der fremden berührt. Mit Thränen in den Augen reichte sie den beiden Hutten die Hände mit

den Worten: „Wir sind Unglücksgenossen, laßt uns Freunde sein!"

„Blut und Leben für eure Ehre, hohe Frau," entgegnete Ulrich von Hutten rasch.

Der nächste Morgen fand die vereinigte Gesandtschaft auf dem Wege nach der Kaiserstadt.

In der Hofburg zu Wien saß Kaiser Maximilian, umgeben von seinen Räthen, worunter wir einige uns schon bekannte Persönlichkeiten wiederfinden.

Wir erkennen sogleich den gewandten Kardinal von Gurk und den ehrwürdigen Kuspinian. Neu aber sind uns der Kanzler Serentin, eine hagere Gestalt mit trockenem Actengesicht, der Schatzmeister Villinger, ein behagliches rundes Männchen mit einer pfiffigen Berechnungsmiene, und die Geheimräthe von Ziegler und von Renner, von denen ersterer das Gepräge des Stolzes und der Ränkesucht, letzterer aber das eines grundbiederen Mannes an sich trägt.

Bevor wir jedoch das Gespräch des Kaisers mit seinem Staatsrath belauschen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die Zeitgeschichte werfen, die den Stoff der Unterredung hergeben wird.

Nachdem unser Hutten im Jahre 1514 das deutsche Heer in Italien verlassen hatte, war der Krieg gegen die Venetianer mit abwechselndem Glück ohne irgend ein entscheidendes Ereigniß fortgeführt worden. Im nämlichen Jahre hatten

Ludwig XII. von Frankreich und Heinrich VIII. von England Frieden geschlossen. Maximilian war demselben aber nicht beigetreten, denn er hielt sich für stark genug, um mit Frankreich und den Venetianern allein fertig zu werden. In der That bot die Habsburgische Hausmacht eine achtunggebietende Masse dar. Denn außer den österreichischen Erblanden, über welche Maximilian unmittelbar herrschte, standen jetzt auch die reichen Niederlande unter seinem Einfluß, die seinem unmündigen Enkel Erzherzog Karl gehörten. Indem wir dieses Enkels gedenken, sprechen wir einen für Deutschland, wie für unsern Hutten bedeutungsvollen Namen aus. Es ist der künftige Kaiser Karl V., von dem wir reden, der im dritten Theil dieses Werkes eine hochwichtige Rolle spielen wird und dessen Stellung und Verhältnisse wir daher schon vorläufig beleuchten müssen.

Kaiser Maximilian besaß einen einzigen Sohn aus seiner ersten Ehe mit Maria, Tochter Herzog Karls des Kühnen von Burgund. Dieser Sohn war Philipp der Schöne, dem nach dem Tode Maria's die Niederlande aus der burgundischen Erbschaft zufielen und der sich später mit der spanischen Prinzessin Johanna, Tochter und Kronerbin der Königin Isabella von Kastilien und des Königs Ferdinand von Aragonien, vermählte. Durch die Verbindung Ferdinand's mit Isabellen war Spanien zuerst zu einem achtunggebietenden Gesammtreich geworden, welches vollends durch die von Columbus und seinen Nachfolgern entdeckte neue Welt zu einer kolossalen Macht anwuchs. Philipp der Schöne besaß also nicht bloß eines der

blühendsten Länder Mitteleuropas, sondern erwarb sich auch zugleich die Anwartschaft auf die vereinigten Kronen Kastiliens, Aragoniens und der transatlantischen Länder.

Johanna beschenkte ihren Gemahl mit zwei Söhnen, Karl und Ferdinand, von denen der ältere am 24. Februar 1500 zu Gent geboren und später zu Brüssel zum künftigen Regenten erzogen wurde. Nach Isabellens Tode (1504) gelangte Philipp mit seiner inzwischen geisteskrank gewordenen Gemahlin zum Besitz Kastiliens, während Aragonien von Ferdinand VIII. allein beherrscht wurde. Philipp begab sich 1506 nach Spanien, wo ihn jedoch im nämlichen Jahre ein frühzeitiger Tod hinwegraffte. Da nun jetzt die wahnsinnige Johanna die alleinige Regentin Kastiliens gewesen wäre, so übernahm Ferdinand mit Zustimmung der Cortes wieder die Verwaltung des Reiches für die Tochter und den unmündigen Prinzen Karl. Ihm zur Seite stand der ehrwürdige Kardinal Ximenes, Erzbischof von Toledo, und einst Isabellens hochgeehrter Günstling, der größte Staatsmann, den Spanien vielleicht je besessen.

Karl ward indessen auf Maximilian's Veranstaltung von Adrian von Utrecht, bisherigem Professor zu Löwen, und Wilhelm von Croi, Herrn von Chièvres, gemeinschaftlich zu Brüssel erzogen. Adrian, ein frommer Priester und pedantischer Schulmann, verleidete dem jungen Prinzen den Geschmack an den gelehrten Wissenschaften. Dagegen gewann der welterfahrne und höfisch geschmeidige Chièvres die volle Liebe und das ganze Vertrauen des Knaben, der von ihm vorzugsweise

zu allen ritterlichen Uebungen angehalten und in Geschichte und Politik trefflich unterrichtet wurde.

Mit dem funfzehnten Jahre für mündig erklärt, hatte Karl die Regierung über die Niederlande kaum angetreten, als ihm durch den am 23. Januar 1515 erfolgten Tod seines Großvaters Ferdinand auch die ungeheuere spanische Erbschaft zufiel, die ihn zum reichsten Herrscher im Süden von zwei Welttheilen machte. Denn die geisteskranke Mutter Johanna, die eigentlich zunächst an die Regierung hätte kommen sollen, mußte als nicht existirend betrachtet werden.

Wenn sich auf diese Weise der Macht des habsburgischen Hauses die glänzendsten Aussichten im Westen Europas eröffneten, so war Maximilian seinerseits bemüht, dieselben auch im Osten zu befördern. Das herrliche Ungarn sollte durch eine Doppelheirath des ungarischen Kronprinzen Ludwig mit Prinzessin Maria, der einzigen Tochter Philipp's des Schönen, und der ungarischen Prinzessin Anna mit einem der Brüder Erzherzog Karl oder Ferdinand, dem Einflusse Oesterreichs unterworfen werden. In der That wurden auch beide Verbindungen durch die diplomatische Geschicklichkeit des Kardinals von Gurk und des Geheimraths Kuspinian zu Stande gebracht, und die schaulustigen Wiener waren im Sommer 1515 Zeugen des prächtigen Einzugs des Königs Uladislaus von Ungarn und seines Bruders, Königs Siegismund von Polen, dessen alter Zwist mit dem Kaiser zugleich mit ausgeglichen wurde. Maria von Kastilien ward mit Ludwig von Ungarn, Anna von Ungarn mit dem alten Kaiser in Aussicht

auf einen der beiden Enkel verlobt, denn einer von beiden sollte sie durchaus heirathen. War doch Oesterreich stets durch Ehebündnisse groß geworden!

Während aber Maximilian mit diesen Heirathsverhandlungen und den nachfolgenden prachtvollen Hoffesten beschäftigt war, thürmte sich ein neues Kriegsungewitter von Frankreich her auf. In diesem Lande war nach dem 1515 erfolgten Tode Ludwig's XII. dessen Sohn Franz I. zur Regierung gekommen, ein ritterlich tapferer und ehrgeiziger Fürst, der sich von Begierde nach Tilgung der in Italien erlittenen Kriegsschmach entbrannt fühlte. Rasch hatte der thatkräftige Herrscher ein starkes Heer gesammelt und war damit über die Alpen in Italien eingebrochen, um Mailand auf's Neue für die französische Krone zu erobern. Bei Marignano war es am 14. September 1515 zu einer entscheidenden Schlacht zwischen den Franzosen und den verbündeten Schweizern und Mailändern gekommen. Franz hatte den vollständigsten Sieg errungen; Herzog Sforza ward als Gefangener nach Frankreich abgeführt und das ganze Mailändische dem französischen Scepter unterworfen.

Tiefbekümmert sah Maximilian durch den Tag von Marignano die Früchte jahrelanger Kriegsanstrengungen verloren, seine gegen die Venetianer kämpfenden Truppen mit Vernichtung bedroht und seine Erbstaaten selbst einem feindlichen Einfall ausgesetzt. Aber nicht bloß der Feind von Außen, sondern auch die Zerwürfnisse im Innern Deutschlands nahmen die lebhaftesten Sorgen des alternden Kaisers in Anspruch. Sein

theueres, mühsam aufgebautes Werk des allgemeinen Landfriedens, das er zur schönsten Aufgabe seiner Regierung gemacht hatte, war auf doppelte Weise gefährdet. Hier drohte der Kriegsausbruch zwischen Herzog Ulrichen von Würtemberg mit dem Geschlecht der Hutten und dem Herzoge von Baiern; dort brannte die Fehde der Reichsstadt Worms mit dem mächtigen Ritter Franciscus von Sickingen. Wir haben schon einmal den Namen dieses merkwürdigen Mannes genannt, als wir unsern Hutten zu Nürnberg in die Werkstatt Albrecht Dürer's einführten und ihm von dem tiefdenkenden Künstler das Bild des tapfern Ritters erklären ließen, der, unerschüttert durch die Schreckgestalten des Satans und des Todes, seinen Weg mitten durch sie hindurch fürbaß ritt. Wir vernahmen damals aus Dürer's Munde, daß Sickingen einer der reichsten und gewaltigsten Freiherren im Kraichgau, ein Schützer der Bedrückten und Feind der Tyrannen, ein Stolz des Adels und zugleich ein Freund des Volkes sei. Wenn wir ihn damals nur als Schattengestalt auftauchen und unsern Hutten nur blitzschnell von der Bewunderung für ihn ergreifen ließen, so müssen wir ihn jetzt schon näher in's Auge fassen. Denn dieser Sickingen ist es, der in diesem und dem letzten Theile dieses Werkes in seiner großen historischen Bedeutung auftreten und den höchsten Einfluß auf die Schicksale unsers Hutten ausüben wird.

Sickingen war während Hutten's italienischem Aufenthalt in eine hartnäckige Fehde mit der Reichsstadt Worms verwickelt worden. Magistrat und Bürgerschaft lebten dort in bestän-

digem Zwiespalt; denn nur zu oft betrugen sich die raths-fähigen Aristokraten in den Städten mit derselben Hoffahrt und Willkür gegen die übrige geringere Bürgerschaft, wie die adeligen Gutsherren auf dem Lande gegen den unterdrückten Bauernstand. Mehre freisinnige Bürger waren aus der Stadt vertrieben und ihres Eigenthums beraubt worden. Unter letzteren befand sich auch ein gewisser Balthasar Slör, ein wohlhabender und rechtserfahrener Mann, der zugleich dem Bischof von Worms als Anwalt in streitigen Fällen mit dem Magistrat betraut war. Dieser Slör begab sich jetzt in den Schutz des benachbarten Freiherrn von Sickingen, trat ihm seine Schuldforderung wider die Wormser Rathsherren ab und verwaltete fortan bei ihm das Amt eines Geheimschreibers. Sickingen machte nun die Angelegenheit Slör's, so wie überhaupt die Sache der bedrückten Bürgerschaft, zu seiner eigenen und verlangte vom Magistrat zu Worms die schleunigste Abstellung der begangenen Unbill. Letzteres ward hartnäckig verweigert, und Franz von Sickingen griff zu den Waffen. Der reichsstädtische Magistrat wandte sich darauf beschwerdeführend an seinen unmittelbaren Schutzherrn, den Kaiser, der über den Ritter als Landfriedensbrecher die Acht und Aberacht aussprechen mußte, obschon er ihm von Herzen wohlwollte. Sickingen auf des Kaisers Huld und Nachsicht bauend, ließ sich von seinem Unternehmen nicht abschrecken, sondern begann die förmliche Belagerung von Worms, während er gleichzeitig eine gedruckte Rechtfertigung seines Benehmens durch ganz Deutschland fliegen ließ.

Noch bedrohlicher aber, als die Wormser Fehde, waren für Deutschlands Ruhe die durch Ulrich von Würtemberg hervorgerufenen Zwistigkeiten. Denn wenn einerseits vorauszusehen war, daß weder die Hutten noch die Baiernfürsten die erlittene Schmach ungerächt lassen würden, so erschien anderseits der Schwabenherzog wegen seiner Verbindungen mit den Eidgenossen und dem König von Frankreich als ein für des Reiches Sicherheit höchstgefährlicher Gegner.

Also war die Lage der Dinge in und außerhalb Deutschland beschaffen, als wir den Kaiser, umgeben von den Mitgliedern seines Staatsraths, verließen.

„Ich hab' es wohl reiflich überlegt und erwogen, liebe Gelehrte und Getreue," begann Maximilian, „der Reichskrieg gegen Frankreich ist unvermeidlich. Mailand darf und kann nicht in französischen Händen bleiben. Des Reiches Ehre wär' auf immer dahin, wollt' es sein Lehen feigherzig in des Feindes Gewalt lassen. Ja Deutschlands Sicherheit selbst ist von den übermüthigen Franzosen bedroht, wenn sie mein Heer in Italien vernichten und mit Venedig vereinigt in meine Erbstaaten einbrechen dürfen. Deßhalb sei der Reichstag alsbald nach Augsburg einberufen, damit die Steuer des gemeinen Pfennigs unverzüglich von den Ständen beigetrieben und das Reichsheer wohlgerüstet zusammenstoße."

„So gerecht und weise der Beschluß eurer kaiserlichen Würde auch ist," entgegnete der Kanzler Serentin, „so fürchte ich doch, daß die Reichsstände sich weder zu Geld noch Mannschaft willig verstehen dürften, dieweil der italienische Krieg

bei Fürsten und Völkern immer verhaßter und die Meinung immer gangbarer wird, daß Deutschland sich bei völliger Trennung von Italien weit besser befinden möchte."

„Das Reich wird seine eigne Schmach nicht wollen," sprach Maximilian stolz, „und könnt' es diese Feigheit selbst begehen, dann würd' ich seine Sache doch als Kaiser nicht verlassen, dann würd' ich ganz allein mit meines Adlers Kraft dem gallischen Hahn die Spitze bieten."

„Euerer Majestät," hub der Schatzmeister Villinger an, „kann ich auch nicht bergen, daß Hochdero Kassen durch den langen Krieg gegen Venedig fortwährend erschöpft worden sind. Was noch übrig war, ist vollends für die glänzende Gesandtschaftsreise wegen der Heirathsverhandlungen in Ungarn, für die kostbaren Geschenke an die fremden Herren Räthe und Hofbeamten und für die monatlangen Festlichkeiten in Wien daraufgegangen."

„Hat uns nicht der schwäbische Bund damals ein ansehnliches Donativ gemacht?"

„Ist consumirt, kaiserliche Gnaden, und dürfte der löbliche Bund nicht sobald wieder Lust haben, ein zweites zu zahlen."

„Hab' ich nicht den Fuggern die schöne Herrschaft Biberach für schweres Geld verkauft?" fragte Maximilian erstaunt.

„Ja wohl, kaiserliche Würde," entgegnete der Schatzmeister, „und sind auch dafür 32,000 gute Goldgulden an Hochdero Hofkasse eingezahlt worden. Aber das alles ist auch wieder richtig verconsumirt; denn die fremden ungarischen und

polnischen Herrschaften hatten gar vortrefflichen Hunger und Durst."

„So müssen die Fugger auf's Neue Geld schaffen; hab' ich sie doch damals in den Reichsfreiherrenstand erhoben, das ist schon einen tüchtigen Credit werth! — Im Uebrigen ist unser Enkel Karl jetzt Beherrscher Hispaniens und des amerikanischen Indiens; die Goldgruben von Mexiko und Peru werden auch uns zu Gebote stehen."

„Darauf möchten kaiserliche Gnaden doch nicht allzusehr bauen," wendete Kanzler Serentin ein. „Erzherzog Karl hat zwar den Titel eines Königs von Spanien angenommen, doch die Cortes haben ihn noch nicht als solchen anerkannt; denn dem Legitimitätsrecht zufolge ist jetzt erst die durchlauchtige Mutter Johanna Königin der vereinigten Reiche."

„Die Königin ist geisteskrank," antwortete Maximilian, „und ich und der heilige Vater haben das Erbrecht meines Enkels bereits agnoscirt."

„Und Kardinal Ximenes wird dasselbe in Spanien geltend zu machen wissen," setzte Matthäus Lang mit Sicherheit hinzu.

„Wäre dieß auch der Fall," fuhr Serentin fort, „so folgt daraus immer noch nicht, daß der junge König sich in den jetzigen Krieg mit Frankreich mischen werde. Im Gegentheil scheint es mir, als ob der Hof von Brüssel sich dem von Paris seit einiger Zeit bedeutend nähern wolle. Die Niederlande und Spanien haben andere Vortheile wahrzunehmen, als das heilige römische Reich, und der kluge Minister von Chièvres wird sich mit dem französischen Minister von Gouffier zu ver-

ständigen wissen. Beide waren die Erzieher ihrer Fürsten; König Karl ist erst sechzehn Jahr alt und der Leitung Chièvres ganz hingegeben, wird er wohl es wagen — — — — —"

„Karl ist ein Habsburger," unterbrach ihn der Kaiser unwillig, „und wird nie vergessen, was er mir und der Macht unsers Hauses schuldig ist. Kurzum die Würde und Sicherheit Deutschlands erfordern den Krieg gegen das habgierige Frankreich, und ich werd' ihn mit Nachdruck zu führen wissen. Was ist eure Meinung, gelehrter Kuspinian?"

„Die Erneuerung des Kampfes ist ein großes Uebel für das Reich, aber die Gefahr ist so groß und dringend, daß es keine Wahl giebt. Ich stimme für den Krieg."

„Dieser Ansicht tret' auch ich bei," sprach Nicolaus Ziegler. „Kein Reichsstand darf und kann euere kaiserlichen Würden in so gerechter Sache verlassen."

„Und der heilige Vater wird die Blitze seiner geistlichen Macht zugleich mit denen des weltlichen Oberhauptes der Christenheit gegen das übermüthige Frankreich schleudern," bemerkte mit klerikalischem Stolz der Kardinal von Gurk. „Ich stimme für Krieg."

„Auch ich," setzte Renner hinzu.

„Es freut mich, die Mehrzahl meiner getreuen Räthe mit mir einer Meinung zu sehen," nahm der Kaiser vergnügt das Wort. „Fertigt sogleich die Einberufung der Stände zum Reichstage nach Augsburg aus, Kanzler Serentin. Wir wollen auch dort die Würtembergischen Händel schlichten, die

unsers Reiches innern Frieden und die Ehre unsers eignen Fürstenhauses zugleich gefährden."

„Ihr thut wohl daran, mein kaiserlicher Herr," sprach Kuspinian, „denn diese Causa wird immer verwickelter, wie uns dünkt. Schon rüstet sich Herzog Wilhelm von Baiern, die Schmach der edeln Schwester zu rächen; die Ritter von Hutten alle sind wuthentbrannt und der junge, feurige Ulrich von Hutten zumal erfüllt das Reich mit seinen aufregenden Gedichten und Reden."

„Fürwahr, ein bitterböser Handel," rief der Kaiser. „Der Herzog hat gefehlt, gar sehr gefehlt, und doch möcht' ich nicht gern das Aeußerste verfügen. Einst war er mir so lieb und werth, dieser Ulrich von Würtemberg! Als Knaben schon hab' ich den Wildfang gern gemocht; als Jüngling hat er manche Wolfs- und Eberjagd mit mir bestanden, hat in der Landshuter Fehde treu zu mir gestanden, hat in Italien und Frankreich rühmlich unter mir gefochten — und nun soll ich ihn vor die Schranken des Reichstags laden, soll die Acht und Aberacht über ihn aussprechen, soll ihn von Land und Leuten jagen, womit ich selber ihn beliehen!"

„Nein, gewiß, ihr dürft es nicht, mein kaiserlicher Herr," begann der Kardinal mit schmeichelnder Ueberredung. „Der Herzog, ich weiß es, hat nie aufgehört, euch mit dem treuesten Sinne zugethan zu sein. Es hieße, das fürstliche Ansehen bloßstellen und den bösen Schwindelgeist des deutschen Adels nähren, wolltet ihr den Herzog als Verbrecher vor die Schranken des Gerichtes fordern. Die Händel mit den Hutten und

mit den Baiernfürsten haben ein gefährlicheres Ansehen, als in der Wirklichkeit sie sind. Ueberlaßt mir das Geschäft des Unterhändlers, erhabener Monarch, und ich hafte euch dafür, die streitenden Partheien zum friedlichen Vergleich zu bringen."

„Thut das, mein Kardinal," antwortete mit huldvollem Blick Maximilian, „wir werden dieses Dienstes euch stets gedenken. Der Landfrieden im Innern des Reichs muß um jeden Preis erhalten werden."

„Dann ist es auch nöthig," entgegnete Niklas von Ziegler, „daß endlich der Trotz jenes Franz von Sickingen gebrochen werde. Ungeschreckt durch Acht und Aberacht fährt er fort, die fromme Reichsstadt Worms zu belagern und des Hochlöblichen Reichskammergerichts ernste Mahnungen zu verspotten. Wenn eure kaiserliche Gnaden dem Wormser Rath nicht schleunig starken Zuzug senden, so ist er verloren und der Sickinger wird bald als Reichsfeind sein kühnes Haupt erheben."

„Ihr waret ihm von jeher Feind, Ziegler, ich weiß es wohl," sprach der Kaiser mit Bitterkeit. „Ein ritterlicher Trotzkopf ist der Franz, ich geb' es zu, doch Reichsfeind kann er nimmer werden. Wir wollen den Wormsern ernstlich helfen, aber den Sickingen uns demungeachtet zu erhalten suchen. Denn Deutschland, ich sag' es euch, hat nicht viel mehr von solchen Männern zu verschenken. Mit ihm, mit Götz von Berlichingen, dem Hans von Selbitz, Hartmuth von Kronberg und wenig andern treuherzigen Gesellen geht eine kernhaft alte Zeit zu Grabe. Ich selbst habe dem Faust-

recht ein Ziel gesetzt, und das mit vollem Recht; aber doch wollt' ich, daß wir das Gute von jenem echten Rittergeist in unsere neue Zeit hinübernehmen könnten. Offen bekenn' ich's euch, ich bin im Herzen der gemeinen Ritterschaft gewogen; denn sie meint es ehrlicher mit dem Kaiser, als die Fürsten. Jene bedarf meines Schutzes, diese sind dessen überdrüßig und fühlen sich stark genug, auf eigenem Fuß zu stehen. Immer lockerer wird der alte Reichsverband, und es thut Noth, daß sich das Kaiserthum in alter Kraft und Hoheit hebe, soll Deutschland nicht den Fremden einst zum Spotte werden."

Der Staatsrath war entlassen. In tiefe Sorgen versenkt saß der edle Maximilian, als ein Kämmerling die Ankunft der Abgesandten von München und von Frankenberg meldete, die baldiges Gehör erbäten.

„Ich bin bereit," sprach der Kaiser.

Ulrich und Ludwig von Hutten, Georg von Schaumburg, Dietrich von Spät und die baierischen Herren von Armannsperg und von Taufkirch traten ein.

Mit kurzen Worten trug zuerst Dietrich von Spät im Namen des Herzogs Wilhelm von Baiern und der Herzogin Sabine die der letztern zugefügte Schmach und Kränkung vor. Ehrenerklärung von Seiten Herzog Ulrich's von Würtemberg, Widerruf aller Anschuldigungen und Auslieferung der Verleumder Sebastian Wendler und Stephan Weiler, Rückerstattung der Kronjuwelen der Herzogin und Aussetzung eines standesmäßigen Jahrgehalts waren die Hauptpunkte, die der Bevollmächtigte in Antrag brachte.

Jetzt trat Ulrich von Hutten mit leuchtenden Augen vor, ließ sich rasch vor dem Kaiser auf ein Knie nieder und sprach mit flammenden Lippen: „Zu deinen Füßen lieg' ich, mein Herr und Kaiser und fordere dich auf, strenges Gericht zu halten über Herzog Ulrichen von Würtemberg, den Mörder Ritter Hannsen's von Hutten, den Beschimpfer des Huttenschen Geschlechts und des gesammten deutschen Ritterordens, den Unterdrücker seines Volks, den Verhöhner deutscher Gesetze, den Vertilger von Recht und Freiheit! — Schon einmal haben wir vor deinem Thron unsere Klage erhoben, doch noch hat dieselbe keine Gewährung gefunden. Sollte der Verbrecher vielleicht Schonung verdienen, weil er von fürstlichem Stande? Nimmermehr! Das Gesetz ist geschrieben für Alle, und gleiche Strafe treffe jeden, der es verletzt. Giebt es nun wohl ein göttlicheres Gut hienieden, als das Leben, da es von Gott, ja selbst ein Theil von Gott ist? Muß deshalb der Räuber dieses Guts nicht als Schänder der Menschheit und der Gottheit zugleich betrachtet werden? Was soll man aber erst über jenen verhängen, der seinen Freund, seinen Vertrauten, seinen Lebensretter tödtet? Der ihn nicht in der Hitze des Streit's, sondern mit kalter Ueberlegung, nicht offen und von vorn im ehrlich deutschen Kampf, sondern heimlich und rücklings nach welscher Banditenart, der ihn nicht zur Sühne einer Schuld, sondern aus ehebrecherischem Verlangen nach seinem Weibe mordet? Der endlich nicht einmal im Morde selbst den Blutdurst stillt, sondern die Leiche noch zerfleischt, im Staube wälzt und einem Ver-

brecher gleich aufhenkt! — Und dieser sollte ferner noch ein deutsches Volk beherrschen?

„O laß eine solche Sittenlosigkeit nicht aufkommen im deutschen Lande! Gieb uns keine übermüthigen, wilden, grausamen Herrscher, die ein freies Volk zertreten! Zwinge uns diese Schmach nicht auf, laß deine Regierungszeit nicht von diesem Flecken besudelt werden! Uebernimm die Sache der Gerechtigkeit, der Treue, der Religion für ganz Deutschland! Gedenke deiner Vorfahren, deines Standes, deines Rufes! Auf daß du seine Kriege führtest und Beschirmer dieses Reiches wärest, hat Deutschland dich zum Kaiser einst erwählt, hat dich begleitet und dir gehorcht in guten und in bösen Tagen. Laß dieses leichte Joch, was zur Erhaltung unserer Freiheit bestimmt ist, uns nicht drückend, nicht verhaßt uns werden! Rotte das große Uebel in seinem Keim aus; reiß' es nieder das Werk der Bosheit, das zu unserem Verderben aufgeführt wird; trockne ihn aus, den giftigen Quell des Schmerzes, aus dem alle jene pestartigen Krankheiten entstehen, die unsere Volksfreiheit vernichten!

„Sieh, wir halten fest an deiner Krone, das alte ritterliche Geschlecht der Hutten, das seit sechshundert Jahren unter des Reiches Banner ruhmvoll gestritten und gesiegt. Freudig sind wir stets für unser Deutschland in die Schlacht gegangen, doch nimmer noch starb einer den Henkertod durch eines Fürsten Hand. Des Reiches Macht und Sicherheit war immer unser Augenmerk. Als jener Wütherich durch Grausamkeit sein eignes Bauernvolk zum wilden Aufruhr aufgereizt,

da haben wir fränkische Ritter und wir Hutten vor Allen ihm den Brand löschen helfen, damit er nicht ganz Deutschland überziehe. Fürwahr, wir hätten's brennen lassen sollen, denn kein Vertrag, kein Eidschwur ist dem Tyrannen heilig. Was er in Tübingen seinen Ständen gelobt hat, ist längst von ihm vergessen und Willkür einzig seine Loosung. Alles ist ihm feil, Aemter, Würden, Verdammniß oder Gnade; die Schlechtesten regieren und die Edelsten und Besten werden verhaftet und gefoltert. Und wie er unsern Johannes von Hutten gemordet hat, so mordet er mit kaltem Blut sein ganzes Volk! Ja, gegen dein eignes Blut, o Kaiser, gegen Deine Nichte Sabine von Baiern hielt er die Henkerhand schon aufgehoben. Sie, die Reine, Züchtige, Holdselige, hat er mit schmachvoller Verleumdung frech gelästert, mit Sporntritten und Faustschlägen ihren zarten Leib mißhandelt, ja den Todeskerker ihr schon bereitet, dem sie durch rasche Flucht nur noch entrann. Und dafür ruht in seinen ehebrecherischen Armen des gemordeten Hutten buhlerisches Weib!

„Auf denn, mein Herr und Kaiser, strecke deine schirmende Hand aus über die verfolgte Nichte, über die beschimpften Hutten, über das zertretene Schwaben, über das zitternde Deutschland! Denn das ist ja des deutschen Kaiserthums erhabenster Beruf, daß es ein fester Hort sei gegen Herrscherwillkür, ein unerschütterlicher Fels, in welchem Deutschlands alte Freiheit ankert!"

Also brauste Hutten's Rede wie ein schäumender Bergstrom dahin. Immer höher stiegen dem Kaiser die Wogen

an's Herz. Seine Wangen rötheten sich und seine Augen blitzten von edlem Zorn. Die Götterkraft der Wahrheit schlug alle kleinlichen Rücksichten zu Boden. Vergessen war der Kardinal von Gurk mit seinem feigen Vergleichsvorschlag. Maximilian fühlte sich wieder als deutscher Kaiser den freien deutschen Männern gegenüber.

„Ja ich will euer Aller Schirm und Schutz sein," rief er emporgerichtet und die Rechte auf die Brust legend; „die Reichsversammlung wird nach Augsburg einberufen, vor ihre Schranken seien Kläger und Beklagter feierlich geladen und strenges Urtheil soll nach dem Gesetz entscheiden!"

Dritte Schilderung.

Das alte Augsburg. Die Fugger. Patrizier und Zünfte. — Konrad Peutinger. Anfang des Prozesses gegen Herzog Ulrich von Würtemberg. — Zug des Kaisers gegen die Franzosen in Italien.

Von fruchtbaren Fluren und wildreichen Waldungen umgeben lag das schöne blühende Augsburg, ein hellglänzender Stern unter Deutschlands herrlichen Reichsstädten. Zahlreiche Kanäle, aus dem nahen Lechstrom und der Wertach abgeleitet, durchzogen die Stadt und ihre Umgegend, hier der Bewässerung der Gärten und Triften, dort dem rührigen Gewerbfleiß dienend; denn mehr als dreißig Mühlen allein bewegten ihre brausenden Räder innerhalb der Ringmauern. Augsburgs Eisen-, Silber- und Goldarbeiten, Pergament, Papier und verschiedene Manufakturwaaren wurden weit und breit versendet. Besonders schwunghaft aber gingen seine Webereien, weßhalb auch die löbliche Weberzunft eine kleine Völkerschaft genannt werden konnte; denn mehr als sechzehnhundert Meister mochten zu Maximilian's Zeiten mit ihren Sippschaften, Gesellen und Lehrlingen wohl an die zehntausend Köpfe betragen. Aus dieser Weberzunft

ist auch das so berühmt gewordene Geschlecht der Fugger, jener Rothschilde des sechzehnten Jahrhunderts, hervorgegangen, deren wir bereits einige Mal in unsern Schilderungen gedacht haben.

Die Stammeltern der Fugger hatten bis 1370 als arme Weber auf dem Dorfe Graben im Lechfelde gelebt und später ihr Geschäft in Augsburg fortgesetzt. Ihre Söhne und Enkel betrieben zugleich die Handlung und vergrößerten den Wohlstand des Hauses mit Riesenschritten. Im 15ten Jahrhundert waren sie schon die berühmtesten Wechsler Deutschlands, die Retter von geldbedürftigen Grafen und Fürsten, und im sechzehnten buhlten Kaiser Maximilian und Karl V. um ihre Gunst; jener erhob sie in den Freiherrenstand, dieser machte sie zu Reichsgrafen. Die Frachtwagen der Fugger bedeckten alle Heerstraßen Europas und ihre Handelsschiffe flogen nach Ost- und Westindien. Palästen gleich erhoben sich die Wohnungen der glücklichen Kaufleute im vaterländischen Augsburg und waren der Sammelplatz aller Einheimischen und Fremden von Bedeutung, aller Gelehrten, Dichter und bildenden Künstler. Die geschmackvollste Pracht herrschte in ihren Häusern und Lustgärten; Gemäldegalerieen, Bibliotheken mit seltenen Büchern und Handschriften, Münz- und Antiquitätensammlungen waren in jenen, die schönsten Bäume und Blumen der südlichen Zonen, herrliche Springbrunnen und italienische Marmorstatuen in diesen zu finden. Aber nicht bloß fürstliche Pracht, auch Wohlthätigkeitssinn zeichnete die Fugger aus. Unter Maximilian's Regierung erbauten

sie für die Armen einen besondern kleinen Stadttheil, wo sie für einen Spottpreis reinliche Wohnungen fanden und den man noch heutzutage die Fuggerei nennt. Hospitäler, Armenhäuser, Schulen und viele milde Stiftungen verdankten ihnen den Ursprung.

Außer den Fuggern waren noch die Paler, die Zobel, die Welser und andere Geschlechter durch ihre großen Handelsunternehmungen berühmt. So wurden im Jahre 1505 von einigen Kaufleuten drei Schiffe mit einem Aufwande von 66,000 Ducaten ausgerüstet und mit der portugiesischen Flotte nach Ostindien geschickt, von woher sie jedem Unternehmer einen Gewinn von 175 Procent zurückbrachten. Unter Karl V. rüsteten die Welser ein eigenes kleines Geschwader in Spanien aus, das Venezuela in Südamerika eroberte. Die Fugger selbst hatten bedeutende Besitzungen im spanischen Amerika.

Kein Wunder, wenn auf diese Weise Augsburg zu einer der reichsten und blühendsten Städte in Deutschland wurde. Seine Straßen waren breiter und schöner gebaut, als die in Nürnberg, und mit vielen kunstreichen Springbrunnen und andern öffentlichen Denkmälern geschmückt. Besonders glänzend war der sogenannte Perlachplatz, auf welchem noch jetzt der Perlachthurm und das stattliche Rathhaus zu sehen sind.

Obgleich feste Wallmauern, Warthürme und tiefe Gräben die Stadt gleich andern mittelalterlichen Orten umzingelten, so rundete sich doch außerhalb derselben wieder ein

Kreis von lieblichen Landhäusern und Lustgärten, worin die wohlhabenden Bürger ihre Erholung im Sommer fanden. Auch die Stadt selbst enthielt manche hübsche Gartenanlage, wie z. B. das am Festungszwinger gelegene Haus Konrad Peutinger's, in welches wir unsern Leser bald einführen werden.

Bei einem solchen allgemeinen Wohlstande mußte sich natürlich auch in Augsburg ein fröhliches und feingesittetes Leben gestalten. Die Augsburger waren berühmt wegen ihres höflichen, geschmeidigen und zuvorkommenden Betragens, was, wie ihnen die Nürnberger und andern Reichsstädter vorwarfen, etwas auf Kosten der alten deutschen Biederkeit erkauft wurde. Nicht wenig hierzu mochte auch der häufige Aufenthalt des kaiserlichen Hofes in der schönen, genußreichen Stadt beitragen. Besonders war Kaiser Maximilian dem lieben Augsburg von ganzer Seele zugethan und pflegte nicht bloß bei Reichstagen, sondern auch sonst oft monatelang dort zu verweilen.

Die Augsburger waren aber zugleich, trotz ihres abgeschliffenen Betragens, ein tapferes, freiheitliebendes Völkchen. In ältern Zeiten und bis in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts war die Regierung der Stadt bloß bei den Patriziern. Denn, wie fast überall in größern deutschen Städten, so hatte sich auch hier der Unterschied zwischen den sogenannten ehrbaren oder patrizischen Geschlechtern und den gemeinen oder zünftigen Bürgern von Anfang her ausgebildet. Wir ergreifen diese Gelegenheit, um jenen in die damalige deutsche Städteverfassung tief eingreifenden Punkt hier näher zu berühren.

Der Kern der deutschen Städte war aus verschiedenen Grundstoffen gemischt. Bei den uralten, schon von Römern begründeten Plätzen, wie Mainz, Cöln, Augsburg und vielen andern, gab es Ueberreste der alten römischen Colonisten und colonisirten Deutschen. Bei den um fürstliche oder bischöfliche Pfalzen entstehenden Städten waren es die Mitglieder des Hofgesindes, die aus Kriegern, Handwerkern, Künstlern und andern Personen zusammengesetzten sogenannten Ministerialen, die einen Grundtheil der künftigen Bürgerschaft ausmachten. Zu diesen gesellten sich einwandernde, freie Kauf- und Gewerbsleute, Aerzte und Künstler, u. s. w., die sich mit jenen vermischten und ihnen ein freies Gepräge aufdrückten. Außer diesen begaben sich auch freie Landbesitzer der Umgegend in den Bürgerverband, und zwar nicht nur solche von Bauerhöfen, sondern auch sogar adelige Herren von Rittergütern, die im Schutz des Gemeinwesens eine größere Sicherheit gegen übermächtige Nachbarn suchten. An dieses adelige Element schlossen sich bald die reichsten Kaufleute und Grundbesitzer, die Rechtsgelehrten und andere angesehene Personen inniger an und bildeten mit ihnen die sogenannten ehrbaren oder patrizischen Geschlechter, im Gegensatz der übrigen, minder reichen und vornehmen, gemeinen Bürgerschaft, die sich wieder nach ihren Gewerben in Zünfte und Gilden gliederte.

Die Patrizier maaßten sich allmälig alle Rathsämter und dadurch zugleich die Regierung und Obergewalt der städtischen Gemeinwesen ausschließlich an. Das Bewußtsein unbeschränkter Herrschaft führte zum Mißbrauch und zur schmäh-

lichsten Bedrückung der Gehorchenden. Je wohlhabender und aufgeklärter aber letztere wurden, um so lebendiger regte sich in ihnen das Selbstgefühl und die Lust zum Widerstande. Im vierzehnten Jahrhundert kam es daher in den meisten größern deutschen Städten zu heftigen Streitigkeiten zwischen Rath und Zünften, die meist in offenen Aufstand der Letztern übergingen und sich mit Einführung einer demokratischen oder doch einer aus demokratischen und aristokratischen Elementen gemischten Verfassung endigten.

Auch in Augsburg hatte sich im Jahre 1368 eine solche Umwälzung, doch unbefleckt durch Bürgerblut zugetragen. Seitdem wurde von den zwei Bürgermeistern stets einer aus der gemeinen Bürgerschaft gewählt, den Zunftmeistern Sitz und Stimme im Rath ertheilt und auch sonst dem Verdienst der Weg zu Aemtern und Ehrenstellen offengehalten. Dennoch blieb der alte Unterschied zwischen patrizischen Geschlechtern und zünftigen Bürgern fortbestehend. Erstere heiratheten meist unter sich, hatten ihren besondern Zusammenkunftsort, die sogenannte Geschlechterstube, übten sich in Turnieren und andern ritterlichen Spielen und betrachteten sich überhaupt als den gebornen Stadtadel. Aber der alte reine Landadel hielt nur diejenigen Patrizier für ebenbürtig, die wirklich von alten Rittergeschlechtern abstammten, wie z. B. in Augsburg die von Argon, von Willenbach, von Schellenberg, von Graffeneck, von Nenningen, u. a., dagegen die Welser, Langmantel, Stolphirsch, Herwart, Bitschlein, Ohnsorg, Vietrich, u. a. zwar für alte patrizische aber nicht zugleich ritterliche Geschlechter an-

gesehen wurden. Erst dann, wenn der Kaiser einem solchen städtischen Geschlechte den Reichsadel ertheilt hatte, ward es auch von den eigentlichen Adeligen als ihresgleichen angesehen.

Obschon nun die patrizische Körperschaft aus verschiedenen Elementen gemischt war und zwischen ihr und den Zünften wieder eine gewisse Spannung und Nebenbuhlerschaft herrschte, so wehte dennoch durch alle Theile der städtischen Republik ein reichsbürgerlicher Gemeingeist, sobald es auf Vertheidigung der gemeinschaftlichen Rechte und Selbstständigkeit gegen die Uebergriffe habsüchtiger Fürsten oder Ritter ankam. Willig fügte sich dann Alles unter die Leitung der Weisesten und Tapfersten, und jeder ausgezeichnete Mann, aus welcher Klasse der Gesellschaft er auch immer entsprossen sein mochte, konnte der allgemeinen Achtung und Dankbarkeit gewiß sein.

Zu den vorzüglichsten Rathsmitgliedern Augsburgs unter Maximilian's Regierung gehörte der Stadtschreiber und kaiserliche Rath Doctor Konrad Peutinger, der Sohn eines dasigen Goldschmieds. Durch seine tiefe Kenntniß der Rechtswissenschaft, seine Gewandtheit in Geschäften und seltene Rednergabe hatte er sich die größten Verdienste um seine Vaterstadt erworben und ward von ihr, wie von seinem Kaiser Maximilian, hochgeschätzt; er war das für Augsburg, was Vilibald Pirkheimer für Nürnberg war. Hiernächst glänzte Peutinger auch unter den Gelehrten seiner Zeit als Kenner der klassischen Sprachen der Römer und Griechen, als Geschichts- und Alterthumsforscher, und ward der Verfasser vieler Werke, die uns noch jetzt seinen Fleiß und Verstand hoch

achten lassen. Durch sein Amt und des Kaisers Huld befand er sich in einer sehr angesehenen und wohlhabenden Lage; unweit der Wallmauer und des hohen Thurmes, welcher den Namen des Lugin's Land führte, lag das stattliche Haus des Rathsherrn, das mit einem freundlichen Garten umgeben und mit aller reichsstädtischen Behaglichkeit ausgerüstet war. — Peutinger war zugleich ein glücklicher Gatte und Vater. Sein edles Weib Margarethe, aus dem alten ehrbaren Geschlecht der Welser stammend, hatte ihm zwei holde Töchter und ebensoviel Söhne geboren, die den Ruhm des Vaters fortzupflanzen versprachen. Die Vorliebe des gelehrten Mannes für das klassische Alterthum war so groß, daß er auch seine Gattin und Töchter im Latein unterrichtete und mit ihnen die Heroën der römischen Literatur in den Musestunden zu lesen pflegte. Besonders zufrieden war er dabei mit seiner zweiten Tochter, der schönen und geistreichen Constanze, die uns schon zweimal im Leben unsers Hutten begegnet ist.

Es war an einem kalten Januartage des Jahres 1516, als Herr Peutinger vom Rathhaus kommend in das Frauengemach trat, wo die Gattin und Constanze ihn fröhlich begrüßend umhalsten.

„Das ist ein tolles Treiben jetzt in unserer ehrsamen Stadt Augsburg," begann der Hausvater, indem er sich behaglich auf einem damastenen Lehnsessel am flackernden Kaminfeuer niederließ. „Statt über des gemeinen Wesens Nutzen und Wohlfahrt zu verhandeln, ist jetzt nur die Rede davon, wo

man all' die vielen fremden Gäste unterbringen und womit man sie während des Reichstages belustigen soll."

„Kommt denn der Kaiser bald?" fragte Frau Margarethe.

„Es heißt übermorgen," antwortete Peutinger, „aber der Hofstaat ist schon zum Theil eingetroffen. Auch der Kanzler Serentin und der Schatzmeister Villinger haben ihr schreibendes Hauptquartier schon aufgeschlagen."

„Ist noch keiner der Herren von Hutten angelangt?" fragte Constanze leicht erröthend.

„Keiner, daß ich wüßte. Sie werden wohl mit dem Herzog von Baiern zusammen eintreffen. Ein verwünschter Handel, den da der Herzog von Würtemberg sich selbst und dem ganzen Reiche zugezogen hat!"

„Aber die Hutten haben doch das höchste Recht!" sprach die Tochter feurig.

„Freilich haben sie Recht. Aber ich sage dir, liebes Kind, wär's nicht gerade Einer aus dem alten, mächtigen Rittergeschlecht der Hutten gewesen, den der Wütherich ermordet, wär's ein gemeiner Bauer oder geringer Bürger nur gewesen, der deutsche Adel würde keinen Finger zur Klage erheben, und weder Kaiser noch Reich würden darüber in Augsburg verhandeln. O ich weiß, wie wenig der Ritterstand uns Uebrige achtet; nur *er allein* glaubt die echte Ehre zu besitzen und des Vaterlandes Kraft und Freiheit zu vertreten; nur zu *seiner* Rechte Schirm soll Alles freudig zu den Waffen greifen."

„So denkt Ulrich von Hutten nicht," entgegnete Constanze. „Nicht bloß seinen ermordeten Johannes, nein auch das zertretene würtembergische Volk will er rächen, will ganz Deutschland vor Tyrannenketten sichern. O, wenn ihr ihn gesehen hättet, Vater, wie er damals in Ems zornleuchtend vor uns stand! Das war kein Adelstolzer, das war der Ritter der Menschheit, der sein flammendes Schwert erhob."

„Du wirst ja ganz begeistert, Mädchen," lächelte der Vater, „fürwahr, der poetische Ritter Hutten muß einen gewaltigen Eindruck auf dich gemacht haben. Du machst mich selbst neugierig, ihn näher kennen zu lernen. Flüchtig sah ich ihn einst vor vier Jahren in der Hofburg zu Wien, wo er dem Kaiser ein kriegerisches Mahngedicht überreichte. Damals war er noch der Studentenbank kaum entronnen, doch jetzt mag er ein tüchtiger Mann geworden sein."

„O seht ihn, lieber Vater, seht ihn, er ist ganz ein Mann für euch, ein Kenner der klassischen Sprachen, der Geschichte, der Alterthümer, ein Verehrer des reichsstädtischen Bürgerwesens, ein Vaterlandsfreund, wie's keinen zweiten giebt!"

„Auch ich stimme ganz über ihn mit Constanzen ein," nahm die Mutter das Wort, „und füge noch hinzu, daß er auch alle schönen und sanften Gefühle des Herzens in sich vereinigt, daß er ein treuer Freund seiner Freunde sein muß."

„Da sieht man euch Weiber," antwortete Peutinger munter, „wer nur zu schwärmen weiß, der hat euch gewonnen. Nun wir wollen sehen, ob euer romantischer Ritter mich trockenen Geschäftsmann und Gelehrten auch bezaubern wird."

Mit diesen Worten verließ Peutinger die beiden Frauen, um sich in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen. Jene aber spannen den Faden des Gesprächs weiter fort.

„Wie unser Ulrich wohl dem Vater gefallen wird?“ begann die Tochter, Frau Margarethen schalkhaft ansehend.

„Ich hoffe alles Gute,“ antwortete diese, „nur dürfen wir nichts übereilen. Du kennst des Vaters Abneigung gegen den Adel. Aber wenn sich nur Hutten bei ihm einmal recht einzuschmeicheln gewußt hat — — — — — —“

„Ach der liebe, herrliche Hutten,“ unterbrach sie Constanze mit zärtlich schwärmendem Tone, „wenn er doch schon hier wäre, wenn ich wieder eine Luft mit ihm athmen, in seine tiefen blauen Augen blicken, den Wohllaut seiner seelenvollen Stimme wieder vernehmen könnte! O ich werde vor Wonne vergehen — — Aber hörtest du nicht Tritte auf der Vorhalle, Mütterchen? — Wie mir das Herz klopft — Gott, wenn er — — — — — —“

„Constanze!“ rief hereinstürmend der feurige, freudetrunkene Hutten, und preßte die Geliebte fest an seine Brust.

„Ulrich, mein Ulrich,“ bebt' es von den Lippen der Wonneseligen, und flammende Küsse besiegelten den Götteraugenblick des Wiedersehens.

Frau Margarethe schaute mit innigem Wohlgefallen dem Glück der Liebenden zu, doch mahnte sie zur Vorsicht und Klugheit in Gegenwart des Vaters, der noch von diesem Verhältniß keine Ahnung habe, und erst allmälig darauf vorbereitet werden müsse.

Ulrich gelobte halb träumend Gehorsam. Er stand versunken im Anschauen der blonden Engelsgestalt seiner Constanze, die ihm seit dem halben Jahre der Trennung wieder um vieles reizender geworden schien.

„So willst du also recht lange bei uns hier bleiben, mein Ulrich?" sprach sie, mit den holden bittenden Augen zu ihm aufblickend.

„Möcht' es wohl ewig! Aber jetzt doch gewiß so lange, als der Reichstag dauert und bis unser Handel mit dem Würtemberger entschieden ist. Wir werden ernste Kämpfe haben."

„Und wenn die ernsten Reichstagsverhandlungen dich verdüstert haben, dann kommst du zu uns, Geliebter, um dich aufzuheitern mit uns harmlosen Frauen, oder um mit dem Vater von schöner Wissenschaft und Kunst zu reden. O er hat gar herrliche Sammlungen von seltenen Handschriften, von alten Münzen und Gemmen und von steinernen Bildwerken, die noch aus der Römerzeit herrühren; das wird er dir Alles zeigen und erklären. Aber ich werde dir auch manches bei mir zu zeigen haben; und dann will ich dich in unsern Garten und auf den Zwinger beim Lug in's Land führen, von wo man weit hinaus in die Gegend nach Ulm schaut."

„Und ich führe dich dann wieder zurück in's enge trauliche Gemach, um nur dich, nur dich allein zu schauen," fuhr Hutten fort, indem er sie wieder innig an's Herz schloß.

Drei Tage später war ein lebhaftes Wogen und Drängen auf allen Straßen und Plätzen der alten Reichsstadt.

Der Kaiser mit den baierischen Herrschaften wurde erwartet. Am Jacoberthor, wo die Straße von München einmündet, hatte sich der Magistrat im Festornat aufgestellt. Der Stadthauptmann Georg Langmantel, der oft unter des Kaisers Adler gefochten, war ihm an der Spitze einer Schaar von dreihundert auserlesenen, schwarzgeharnischten Reitern entgegengezogen. Die Hakenschützen und Hellebardire waren im Spalier vom Thor bis zum Meitingerschen Hause aufgestellt, was der Kaiser erst vor Kurzem käuflich an sich gebracht, um so recht eigentlich als Bürger in seinem lieben Augsburg zu wohnen. Der rüstige Maximilian hielt seinen Einzug zu Roß; ihm zur Seite ritten Herzog Wilhelm von Baiern und dessen Bruder Otto. Viele Fürsten, Grafen und Prälaten bildeten das glänzende Gefolge. Jetzt rollte langsam, von sechs reichgeschirrten Falben gezogen, der Wagen der Herzogin Sabine von Würtemberg; die schöne, blasse Frau, die durch ihr Unglück die allgemeine Theilnahme erregte, saß trauernd an der Seite ihrer edeln Mutter. Zu beiden Seiten ritten Dietrich von Spät und der alte Ludwig von Hutten auf Frankenberg. Nun folgte die ganze zahlreiche Ritterschaft, unter welcher sich auch unser Ulrich von Hutten mit andern des Geschlechts befand, worauf eine zweite Abtheilung von Augsburger Reisigen den Beschluß machte.

Am Morgen nach dem Einzuge ward die Reichsversammlung eröffnet. Die Churfürsten und viele andere große Reichs-

stände waren nicht persönlich erschienen, sondern hatten nur Bevollmächtigte geschickt. Man schien an den Gegenständen des Reichstags wenig Geschmack zu finden; die Verhandlungen selbst gaben auch deutlich den Beweis davon, denn sowohl Fürsten, als Ritterschaft und Städte bezeigten wenig Lust, den vom Kaiser gewünschten Krieg gegen Frankreich thätig zu unterstützen. Nur wenige große Reichsstände, worunter Baiern, Brandenburg und Braunschweig, erklärten sich sogleich zur Stellung des Zuzugs und zur Leistung des gemeinen Pfennigs bereitwillig. Am geneigtesten waren dem Unternehmen die Mitglieder des sogenannten schwäbischen Bundes, der immer treulich zum Kaiser stand. Die fränkische Ritterschaft erbot sich zu den aufopferndsten Leistungen, sobald das Strafurtheil über den Herzog von Würtemberg gesprochen sein werde. Dies war aber eben der schwierige Punkt; denn gerade von jenem angeklagten Fürsten hoffte Maximilian auf bedeutende Unterstützung und mochte ihn daher nicht rücksichtslos preisgeben. Gleichwohl war den Klägern nun einmal das kaiserliche Wort verpfändet, daß der Herzog vor die Schranken des Reichstags gefordert werden solle. Die Vorladung mußte daher erfolgen, wenn man sich auch im Stillen gelobte, es mit dem Verfahren nicht allzuscharf zu nehmen.

Ulrich von Würtemberg erhielt daher durch einen kaiserlichen Herold die förmliche Citation, sich in Augsburg vor der Reichsversammlung zu stellen, um sich wegen der Ermordung Ritters Johannes von Hutten und wegen der an seiner Gemahlin Sabine von Baiern begangenen Unbill zu verantworten

und des Urtheils von Kaiser und Reich gewärtig zu sein. — Gleichzeitig ward aber dem Vorgeladenen durch den Cardinal von Gurk die freundliche Zusicherung ertheilt, daß der Kaiser ihn sogleich wieder zu Huld und Gnaden aufnehmen werde, sobald er sich nur in gewissen Punkten nachgiebig zeigen und der kaiserlichen Majestät im bevorstehenden Feldzuge thätig beizustehen geloben wolle.

Trotz dieser versöhnlichen Vorschläge ließ sich jedoch der Herzog auf kein persönliches Erscheinen ein, sondern sandte bloß seine vertrauten Räthe, den Erbmarschall Thumb und Kanzler Lamparter, um eine ausweichende Antwort zu überbringen. Die Tödtung des Johannes von Hutten, hieß es, sei vom Herzog mit Fug und Recht nach Brauch der westphälischen Gerichte, deren wissender Freischöff er sei, verhängt worden. Nur vor der heiligen Vehme habe er sich dießfalls zu verantworten, und diese habe sein Verfahren gut geheißen. Wegen der vorgeblichen Beleidigungen seiner Gemahlin aber wollte er sich bloß vor einem unter Vorsitz des Kaisers zu haltenden Fürstengericht, nicht aber vor einer allgemeinen Reichsversammlung rechtfertigen.

Da schäumten die Huttenschen und baierischen Partheien vor Zorn und baten den Kaiser flehentlichst, den Beklagten, der im Termin ausgeblieben sei, sofort in die Acht zu erklären. Maximilian aber, der einen so wichtigen Reichsstand nicht stracks vernichten wollte, wies dieses stürmische Begehren zurück, weil die Vorladung keine Achtsbedrohung auf den Fall des persönlichen Außenbleibens gesetzt, folglich auch dem

Herzog die Vertretung durch Bevollmächtigte nicht schlechthin verweigert habe. — Jetzt entspann sich nun ein Gewirr von Verhandlungen und Schriftwechseln zwischen dem Kaiser, dem abwesenden Beklagten und den klagenden Partheien, wobei die Sache um keinen Fuß breit vorwärts rückte.

Inzwischen war es der Gewandtheit des Kardinals von Gurk und Cuspinian's gelungen, mehre bedeutende Reichsstände für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Schon trafen die Steuerbeiträge von verschiedenen Seiten ein und manches Fähnlein von Fußknechten und Geschwader von Reisigen zog unter die Flügel des Reichsadlers. — Auch hatten sich die Fugger zu einem abermaligen starken Darlehn bereit erklärt und die Anschaffung des nöthigen Heergeräthes vermittelt.

Jetzt brannte Maximilian vor Kriegslust; Eilboten flogen in alle Gaue seiner Erbstaaten, und bald stand ein wohlgerüstetes österreichisches Heer mit den Reichstruppen vereinigt bei Augsburg. Schon war der Tag des Ausmarsches bestimmt, als Ulrich von Hutten sich Gehör beim Kaiser erbat und ihn nochmals dringend um ein entscheidendes Wort gegen den Würtemberger beschwor.

„Zieh mit mir, Hutten," sprach der Kaiser gütig, „und erwirb dir in Italien neuen Lorbeer. Kehren wir siegreich heim, so gelob' ich dir, deines Geschlechtes Handel alsbald zu entscheiden."

„O sprecht die Entscheidung jetzt gleich aus, mein kaiserlicher Herr," antwortete bittend Hutten, „so will ich freudig den letzten Blutstropfen für euch verspritzen. Doch eher wahr-

lich nicht werd' ich die Grenze Deutschlands je verlassen, bis jene Schmach von seinem Boden getilgt ist. O zieht nicht eher vorwärts nach Italien, mein erhabener Gebieter, bis des Gemordeten blutiger Schatten gesühnt ist. Ich schau' es im Geist, wie er sich an unser Banner heftet und Niederlagen und Schande über unsere Waffen herbeiruft. Erst sei die Heiligkeit des Rechts auf unserm eigenen Heerd gesichert; dann wollen wir freudig gegen den äußern Feind ziehen, weil wir dann wissen, daß für's Recht wir streiten."

„Sei kein Schwärmer, Hutten," entgegnete Maximilian mit ernsterem Gesicht; „erst muß das Reich vor dem äußern Feinde geschützt sein, bevor wir an die innern Zwiste denken können. Soll ich den Brand in Deutschlands Innerem entzünden, wenn ich die Grenzen überschreiten muß? Bleib' hier denn, wenn du willst; doch keine Friedensstörung, Hutten, bei meinem kaiserlichen Zorn!"

Wenige Tage darauf zog das Heer durch die Stadt zum rothen Thor hinaus nach Italien. An seiner Spitze ritt der Kaiser mit Markgraf Kasimir von Brandenburg, den er zum obersten Feldhauptmann ernannt. Trotzig schritten die bunten Regimenter der Landsknechte hinter ihren hochwallenden Fahnen daher und leuchtend schimmerten Helm und Panzer der Reitergeschwader im goldenen Sonnenlicht. Herrlich vor Allen nahmen sich besonders das schwarze brandenburgische und das gelbe burgundische Reiterregiment aus. Jetzt klangen die letzten Fanfaren; — Hutten blieb in trüber, tiefzerrissener Stimmung zurück.

Vierte Schilderung.

Hutten und Constanze. — Hutten's Erklärung gegen Peutinger. — Rückzug des Kaisers. — Hutten's Rede vor der Reichsversammlung. — Achtserklärung und Friedensvertrag.

Es war an einem sonnigen Märztage, als Hutten einst in den Vormittagsstunden seiner Gewohnheit gemäß das Peutingersche Haus betrat. Constanze, hieß es, sei allein im Garten. Er flog hinab.

Alles athmete Auferstehungsodem. Das erste zarte Grün bekleidete den Rasen, die Johannisbeersträucher trieben frische Blättchen und der Cornelkirschbaum stand, von Bienen umsummt, im üppigsten Schmuck der gelben Blüthen; die Jelängerjelieber flochten ihre Zweige wieder um das trauliche Laubenhaus und die ersten Frühlingsfalter schwebten buhlend um den Kelch der Schlüsselblume.

Auch Hutten suchte seine Blume, die schönste, die ganz Augsburg in seinem reichen Frauenflor aufzuweisen hatte. — Sieh, da trat sie aus dem Laubenversteck hervor, schön und liebreizend wie eine Frühlingsgöttin. Geheimnißvoll flatterten

die goldenen Locken um Hals und Busen, wie die goldenen Staubfäden der Lilie auf ihren Schwanenkelch fallen.

„Laß mich anbetend vor dir niedersinken, mein Mädchen, meine Constanze!“ rief der schwärmende Hutten, ein Knie vor der Jungfrau beugend. „Indem ich dich anbete, bet' ich zu Gott, der in deinen Frühling die Fülle seiner Schönheit goß. Ja, in dir lebt die himmlische Anmuth und Klarheit, du bist die lichte Offenbarung des Höchsten. Hier vergesse ich die Welt mit ihrem Hassen und Kriegen, mit ihrem Elend und Jammer, hier mich selbst mit meinen Kämpfen und Schmerzen; hier fühl' ich mich ganz als heitern Göttersohn, weil ich zu dir, du Göttliche, mein Aug' erheben darf.“

Constanze hatte mit sprachlosem Entzücken auf ihn hingeblickt. Es war ihr selbst, als ob sie einen Boten des Herrn vor sich erschaute, indem sie in die begeisterten Augen des Mannes hineinsah. Von überirdischem Feuer schienen ihr alle seine Züge wie durchdrungen und die Hände wie vom Himmelsglanz durchleuchtet, helle Strahlen nach ihrer Brust auszusenden — ihre Seele wollte zur seinen hinüberfliehen, um mit ihr eins zu werden. — „Dein auf ewig, mein Ulrich!“ rief sie im höchsten Gefühl der Liebe mit Inbrunst ihn umschlingend, „ja eins mit dir für Erd' und Himmel und selig in deiner Seligkeit!“

Minuten verrannen, wie sie nur der Paradieseszauber, nur die Götterverklärung höchster Liebe kennt — beide wußten nur von sich, und ihr Sein war außerhalb der Erde. —

Aber nur Minuten sind solcher Wonne hienieden zuge-

messen, nur minutenlang hält die Flammenpoesie der Seele uns über die gewöhnliche Welt in reinster Befreiung empor. Bald aber macht das alte Erdenband seine Rechte wieder geltend, die Schwingen des Göttergeistes verlieren ihre Spannkraft, und Verstand und Wille treten an die Stelle seliger Entzückung.

„Es muß entschieden sein, Constanze," sprach Hutten, „ich muß wissen, woran ich mit deinem Vater bin, was ich von ihm zu hoffen, was zu fürchten habe."

„Wie, lieber Ulrich," fragte das Mädchen ängstlich, „du willst doch nicht ...."

„Unsere Liebe deinem Vater offen erklären, und um deine Hand als deutscher Mann ehrlich werben."

„O thue es nicht, mein Hutten, thue es nicht!" bat Constanze weich.

„Seltsames Mädchen, was ficht dich an," fragte jener verwundert, „kannst du fürchten, daß das wirklich werde, was du doch selbst innig herbeiwünschest?"

„Weil ich weiß, daß es noch dazu nicht Zeit ist, weil ich meinen Vater nur zu gut kenne und vor den Folgen deines Schrittes zittere. O reiß uns nicht vorschnell aus unserem Hoffnungshimmel, mein Ulrich, sind wir denn nicht schon jetzt unaussprechlich glücklich, ja, können wir uns wohl mehr noch lieben?"

„Nein, bei Gott," entgegnete Hutten treuherzig, „über unsere Liebe giebt's kein Lieben mehr hinaus! Aber dennoch, meine Constanze, will ich dich nicht bloß lieben, will dich auch als Mann, wie's Gottes und des Reiches Gesetz ist, ganz

und ohne Widerstreit besitzen, will nicht fürchten, daß täglich einer komme, mir mein theueres Lebenskleinod zu entreißen. Mein Eigenthum sollst du sein, und die Stammmutter werden eines blühenden Huttenschen Geschlechts."

„Will ich's denn nicht?" fragte sie hold erröthend. „Dein, ja ganz dein, du Stern meines Lebens! Dein mit meiner Seele, wie mit dieser irdischen Schönheit, die mir der gnädige Gott verliehen! — Aber mein Vater — — sag' mir, Hutten, wie stehst du jetzt mit ihm?"

„Daß wir zwei Leute aus verschiedenem Stoffe sind, ich und er, das fühl' ich wohl, so oft ich nur mit ihm zusammentreffe. Ich, feurig, ungestüm, für Recht und Freiheit glühend, für Kunst und Wissenschaft wie für die ewigen Himmelsgestalten des Schönen und Wahren schwärmend, mein Leben freudig für Deutschlands und der Brüder Wohlfahrt in die Schanze schlagend und jedem, der mir lieb ist, mit offenen Armen und fröhlich pochendem Herzen entgegeneilend; — — er kalt, bedächtig, stets berechnend, sehr gelehrt, doch nie begeistert, rechtschaffener Jurist und gewandter Stadtbeamter, doch vor jedem heldenkühnen Wagniß, vor jeder kecken Freiheitsthat sich ängstlich in sein Schneckenhaus verkriechend, in jedem Fremden den Feind witternd und sich ihn drei Schritt vom Leibe haltend, vorsichtig selbst mit dem bewährtesten Freunde und keinem sich ganz vertraulich hingebend —"

„Du schilderst streng, doch wahr, mein Ulrich; wie aber nimmt er sich gegen dich selbst?"

„Hm, er kann mich ziemlich gut leiden, so gut, wie ein

Schulfuchs den andern, vor dem er Achtung haben muß, mit dem er nach Herzenslust über seine Lieblingsthemas colloquiren und disputiren, und von dem er gelegentlich auch etwas lernen kann. Ich war in Italien, kann ihm gelehrte Schnurren von dortigen Universitäten, manche Inschrift von alten Monumenten, manche Stelle aus irgend einem verzwickten Glossator, u. s. w. mittheilen. Das Alles hat mich bei ihm so ziemlich in Kredit gebracht."

„Und sprach er nie mit dir über das Verhältniß des Adels zum Bürgerstande?"

„So im Vorbeigehen. Er meinte, daß wir Ritter uns für etwas ganz Besonderes, für etwas Besseres, als die Bürger hielten, und daß deßhalb der Bürger uns mit verdoppeltem Selbstgefühl begegnen, sich nie uns unterordnen müsse; daß er selbst auch immer Mißtrauen in unsere Aufrichtigkeit gesetzt und sich von jeder engern Verbindung mit uns entfernt gehalten."

„Nun, und das hat deinen Muth nicht gebeugt?"

„Im Gegentheil, diese Aufrichtigkeit hat mir am besten unter Allen von ihm gefallen. Das ist ein Beweis, daß er mich achtet, und eben deßhalb hoffe ich auch, daß er meiner ehrsamen Bewerbung ein williges Gehör leihen wird. Noch heut Abend, wenn wir unser Colloquium über den Livius hinter uns haben, schreit' ich zum Angriff."

„Gott und alle Heiligen mögen dich geleiten!" —

Der Abend war da. Vater Peutinger hatte eben fleißig in Reichstagssachen gearbeitet und sehnte sich zur Erholung nach einem gelehrten Gespräch mit unserem Hutten, der ihm als Kenner der klassischen Literatur der Römer und Griechen, als Geschichtskundiger und als geistreicher lateinischer Dichter die größte Achtung einflößte. Hutten erschien, und bald war das Gespräch über die römische Geschichte des Livius, für welche Peutinger eine große Vorliebe hegte, im vollen Gange.

Hutten pries an dem alten Autor auch seine trefflichen Schilderungen hochherziger Frauen, wie jener Clölia, die ihr Leben, und jener Veturia, die den eigenen Sohn freudig für Rom's Freiheit geopfert. „Wahrlich," sprach er mit Begeisterung, „solcher Thaten wäre euere Constanze auch fähig. Es lebt ein hoher Geist in eurer Tochter. Glücklich der Mann, dem sie einst als Gattin zu Theil wird."

„Ja es ist etwas Ungewöhnliches in ihr," antwortete der Vater; „ihr habt ganz Recht, wenn ihr sie preist, Herr von Hutten, sie ist ein seltenes Kleinod, was ich nur dem Würdigsten einst überlassen werde."

„Der Würdigste wird **der** sein, den sich Constanze selber wählt," sprach Hutten rasch, „denn ihr Gefühl kann nimmer irren. Edler Peutinger, wie, wenn sie bereits gewählt hätte?"

„Ihr scherzt, sie ist noch frei von jeder Leidenschaft. Obschon ein und zwanzig Jahr alt, ist sie noch kindlich, wie ein zwölfjährig Mägdlein."

„Sie **hat** gewählt," fuhr Hutten mit steigendem Feuer fort, „ich, **ich** bin der Selige, dem die holdeste Wunder-

blume sich mit treuer Liebe zuneigt, — gebt sie mir; mein Vater, auf diesen Armen will ich sie zum Himmel tragen!"

Peutinger stand einige Augenblicke betroffen da; Verwunderung und Mißfallen zuckten in flüchtigen Blitzen durch seine Züge. Er hatte keine Ahnung von dieser Neigung gehabt. — Bald aber die gewohnte Geistesfassung wieder gewinnend, sprach er mit ruhiger Besonnenheit: „Euer Antrag, Herr Ritter, ist mir eben so unerwartet als ehrenvoll. Doch ernste Dinge verlangen reife Prüfung. Bedenkt die Ungleichheit des Standes, die euch und ihr des Herben viel bereiten kann; bedenkt ...."

„O schweigt von solcher dreimal elenden Erbärmlichkeit, Rath Peutinger! Der echte Adel des Geistes und Herzens lebt in euch und euerer Tochter, und nur diesen verlangt Ulrich von Hutten."

„Mag sein, doch wird euer Vater dieselbe Meinung theilen?"

Hutten blickte schweigend zu Boden; der Gedanke an den eigenen Vater fiel ihm felsenschwer auf die Brust.

„Ihr schweigt, Herr von Hutten? Seht, so keck und sorglos ist die Jugend. Wohlan denn, entdeckt euch zuerst euerem Vater und vernehmt seine Entscheidung. Denn nicht eher fürwahr werd' ich jemals in dieser Angelegenheit verhandeln, bevor mir seine Gesinnung darüber klar geworden."

„Erlaßt es mir für jetzt," antwortete Hutten bittend. „Mein Vater ist erst seit kurzem mit mir versöhnt; noch darf ich es nicht wagen, ihm mit solcher Anfrage zu nahen."

„Und ihr könnt doch verlangen, daß ich mein Jawort euch ertheilen, mich euerem Hause mit meinem Kinde aufdringen soll? So handelt der Augsburger Bürger Konrad Peutinger nicht.“

„O so versprecht mir nur, daß ihr Constanzen volle Freiheit lassen, sie keinem andern Mann bestimmen wollt?“

„Ich werde die geliebte Tochter nie zu diesem Schritt tyrannisch zwingen; als Vater aber für ihre Zukunft sorgen, ihr zu der Wahl, die mir die beste scheint, mit Gründen rathen, ist meine Pflicht.“

„Laßt mir Zeit, bis ich eine große That vollbracht, für die zum Lohn ich meines Vaters Gewährung erbitten darf. Doch wenn er nun dann wirklich einwilligt, sagt, werdet dann auch ihr . . . . . . ?“

Hutten hielt in gespannter Erwartung inne.

„Ihr sprecht von einer ungewissen fernen Zukunft,“ entgegnete Peutinger mit ausweichender Gewandtheit. „Wer kann mit Bestimmtheit voraussagen was er unter veränderten Umständen zu einer andern Zeit einst thun und lassen möge. Seid indeß überzeugt, daß ich dann gewiß so handeln werde, wie's euch und ihr am besten frommt.“

„O dann macht ihr uns glücklich, ich weiß es mit Zuversicht,“ sprach der freudige Hutten, der in der feingeschraubten Antwort eine väterliche Zusage erblickte. „Habt Dank, edler Peutinger, euer Hutten wird sich des Namens eures Sohnes würdig zeigen.“

„Hutten, Hutten,“ erwiederte der Stadtschreiber lächelnd,

„ihr seid ein besserer Dichter, als Jurist. Ihr acceptirt und dankt, wo weder ein bestimmtes Geschenk noch Versprechen vorhanden ist.“

„Mein Herz sagt mir, daß ihr es ehrlich mit mir meint, und daß ihr mehr halten, als versprechen wollt,“ rief Hutten, ihm die Hand zum Abschied drückend.

Der Senator sah ihm kopfschüttelnd nach.

Am nächsten Morgen, während Peutinger in der Rathssitzung war, eilte Hutten wieder zur Geliebten, die ihm erwartungsvoll mit der Mutter im Garten entgegentrat. Ulrich's fröhliche Miene schien beiden den glücklichsten Erfolg zu verkündigen. Als sie aber den Inhalt des Gesprächs vernommen, sagte Frau Margarethe ungläubig:

„Traut ihm nicht zu viel, lieber Hutten; er ist ein rechtlicher Mann, doch nimmt er es haarscharf mit seinen Worten, und thut stets nur das, wozu er sich juristisch für verpflichtet hält.“

„Ein gutes Zeichen ist es aber doch, Mütterchen,“ meinte Constanze, „daß er nicht gezürnt, vielmehr unsern Hutten selbst zur Anfrage bei seinem Vater aufgefordert hat.“

„Eben weil er das Jawort des Freiherrn für eine Unmöglichkeit hält, hat er sich hinter diese Bedingung verschanzt, um selbst nicht mit der Sprache herauszurücken; denn er giebt sich nie unnöthig bloß und macht sich nie muthwillig einen Feind.“

„O Mutter, liebe Mutter, warum wollt ihr euch und uns mit bösen Zweifeln quälen?“ schmälte Hutten treuherzig.

„Weil ich ihn kenne, liebe Kinder, weil ich weiß, daß der Adelshaß in seiner Brust tief eingewurzelt ist, und selbst aus jenem Gespräch blickt er nur zu deutlich hervor."

„Er haßt uns nicht, Mutter," entgegnete Hutten; „was ihr Haß nennt, ist bloß Stolz auf den eignen Stand und Mißtrauen gegen den begünstigten Vornehmern. Letzteres wird hier weichen, wenn ihm nur erst die Wahrheit klar vor Augen tritt."

„Nein, nein, Ulrich, bei ihm liegt es tiefer. Es ist ein altes schwarzes Geheimniß, ein alter herber Gram in seiner Brust verborgen, der seinem Adelshaß zur Wurzel dient. Ich selbst bin nicht ganz klar darüber, doch ahn' ich, daß gekränkte Liebe dabei im Spiel ist. Mein Peutinger hat in seiner Jugend große Reisen durch Deutschland gemacht, von denen er sehr traurig einst nach Augsburg heimgekehrt. Lange, lange Zeit verging, bis er sich im reifen Mannesalter zu einem Ehebündniß entschloß. Nun, wir haben jetzt fast an fünf und zwanzig Jahr im frommen Haushalt zusammen verbracht, haben Freud' und Leid rechtschaffen mit einander getragen, aber sein Geheimniß hat er mir doch nicht verrathen."

„Der Vater ist nun einmal so," sprach Constanze munter, „aber ich schließe doch aus seinem Gespräch mit Ulrich, daß er unserer Liebe nicht abhold ist. Denn sieh, Mütterchen, für's erste ist er nicht zornig aufgebraust, für's zweite hat er sich auf Verhandlungen eingelassen, für's dritte will er mich ja zu keiner andern Heirath zwingen, und zum vierten ist er freundlich von Hutten geschieden; und zum fünften setz' ich selbst

hinzu, wird Constanze nie einem andern, als ihrem Ulrich zum Altar folgen, also . . . . ."

„Also wird und muß Constanze Ulrich's von Hutten Ehefrau werden," unterbrach sie der Glückliche, das Gelöbniß der holden Sprecherin mit seinen Küssen besiegelnd. — „O wie mir das Herz vor Wonne zu eng wird, wie die Hoffnung mir die Brust wie frischer Segelwind ausspannt! Es wird mir zu beklommen bier unten im tiefen Garten. Laßt uns hinaufsteigen dort auf den Wall, wo der alte Lug-in's-Land weit in's Land hineinlugt. Ich blicke so gern mit dir in's Freie, den blauen Himmel über uns und die grüne Erde zu unsern Füßen und die schönen blauen Berge in unermeßlicher Fernsicht. Dann ist mir's, als stieg' uns ein Paradies dort auf und der Engel der Hoffnung brächt' es uns auf seinen Flügeln getragen!"

Erstiegen war der Zwinger, und Arm in Arm verschlungen blickten die beiden Liebenden von der Brustwehr des Walls in die duftige Frühlingslandschaft.

„Was ist das?" rief Ulrich plötzlich; „eine dichte Staubwolke wirbelt auf der Straße von Tyrol daher."

„Sie kommt immer näher," antwortete Constanze, „mir scheint es ein Truppenzug."

„Ja wahrlich, du hast Recht, es wird immer deutlicher; Reiter, Wagen, und Fußvolk durch einander — —"

„Sie nehmen den Weg zum rothen Thor, Ulrich."

„Ich muß hin, Constanze!" rief Hutten von dunkler Ahnung ergriffen, und stürmte vom Wall hinab.

Ein verworrener Zug von Reisigen und Landsknechten, von Geschützkarren und von Leiterwagen mit Kranken und Verwundeten drängte sich durch die Straßen Augsburgs nach dem Perlachplatz, wo sie vor dem Rathhaus Halt machten. Hutten, der sogleich die Abzeichen von mehren nach Italien gezogenen Regimentern erkannte, durchlief neugierig die Reihen der Krieger; bald an diesen, bald an jenen eine Frage richtend und von Allen die Bestätigung des plötzlichen Rückzuges über die Alpen erfahrend. Da richtet sich plötzlich ein verwundeter Offizier in einem Bauerkarren halb empor, und Hutten erkennt mit freudiger Ueberraschung seinen treuen Waffengefährten Kallenberg, der ihm einst am blutigen Tage von Ceratia das Leben gerettet. Sogleich nimmt er ihn in seine Wohnung, die brüderlichste Pflege und Hülfe jeder Art ihm bietend.

Bald erholte sich der Verwundete unter der liebevollen Fürsorge seines Ulrich so weit, daß er seinem Freunde einen vollständigen Bericht über die italienischen Vorgänge geben konnte.

„Wir rückten," sprach er, „längst des Gardasees an dreißigtausend Mann stark in Italien ein. Darunter waren vierzehntausend Schweizer, die der Kaiser für schweren Sold zum Dienst geworben. Zweitausend Spanier hatte der Vicekönig Don Cardona uns noch überdieß geschickt. Am Ostertage brachen wir gen Mailand los, worin eine tapfere Besatzung von Franzosen und Lombarden unter dem Connetable von Bourbon lag. Der Kaiser forderte ihn zur Uebergabe

auf, und einige Tage verstrichen mit Unterhandlungen. Doch war es nur geschehen, uns hinzuhalten, bis ein erwartet Heer von zehntausend Schweizern zum Ersatz herangerückt. Jetzt ward eine andere Sprache geführt und mit Karthaunen und Basilisken statt mit glatten Reden geantwortet.

„Plötzlich verbreitete sich im Lager das Gerücht, die Schweizer in des Kaisers Solde stünden mit jenen, die den Mailändern und Franzosen dienten, in heimlicher Verbindung und würden nimmer gegen ihre Landsleute fechten, vielmehr mit jenen sich vereinend uns in's Verderben bringen. Da erschien Kaiser Maximilian sehr niedergeschlagen und hielt Kriegsrath mit seinen Feldobristen, worauf alsbald der Rückzug nach Deutschland zum allgemeinen Erstaunen befohlen ward.

„Kaum hatten wir den Marsch angetreten, so verliefen sich unsere Schweizer bei Nacht und Nebel nach allen Seiten, so daß sich bald der ganze breite Strom wie der Rhein im niederländischen Sande verloren hatte. Nun brachen die Franzosen und Lombarden und das bewaffnete Landvolk allenthalben auf uns los, und thaten uns, bald auf den Flanken bald an der Nachhut uns angreifend, gar gewaltigen Schaden. Das gelbe burgundische Regiment und die schwarzen brandenburgischen Reisigen wurden fast gänzlich aufgerieben; der größte Theil der Arkelei und der Heerwagen mit Zelten und allerlei Vorräthen fielen den Verfolgern in die Hände. In wenigen Tagen wird der Kaiser selbst mit seinen Feldobristen und den Trümmern seiner Regimenter hier ankommen.“

„Schmach und Fluch den Verräthern!" rief Hutten entrüstet. „Das kommt vom Werben der Fremdlinge. — Aber hier liegt noch Tieferes zum Grunde. Gott ist wunderbar in seinen Fügungen! O Max, Max, warum hast du meinen Rath verachtet und das schuldlos vergossene Blut nicht erst gerächt!"

Drei Tage später kamen die Ueberreste des Heeres in der traurigsten Verfassung in Augsburg an. Der Kaiser war in der übelsten Stimmung von der Welt und suchte seinem Unmuth auf jede Art Luft zu machen.

„Wie steht es mit dem würtembergischen Handel," fragte er im versammelten Staatsrath den Kardinal von Gurk, „ist die Sache nun endlich beigelegt?"

„Seine herzogliche Würde berufen sich fortwährend auf die Entscheidung durch die westphälischen Gerichte und verweigern beharrlich das Erscheinen vor dem Reichstag," entgegnete Matthäus Lang.

„Genug des verbrecherischen Trotzes," rief zornig der Kaiser, „wir werden seinen bösen Sinn zu beugen wissen. Morgen in der Reichsversammlung sei es unser erstes Geschäft. Wir haben dem Ulrich von Hutten das Wort bewilligt, der mit gutem Recht darum bei uns angesucht.

„Eure kaiserliche Majestät," sprach Kuspinian, „thut wohl und weise daran, daß sie diese langverzögerte Angelegenheit zum schleunigen Ende führt; denn immer gefährlicher wird dieser Krebsschaden des deutschen Reichs. Während ihr auf Italiens Feldern . . . . ."

„Erinnert mich nicht daran,“ fuhr der Kaiser hitzig auf, „ich will kein Wort mehr von Italien hören.“

„Während euerer kaiserlichen Majestät Abwesenheit von Augsburg,“ sprach der Rath gelassen fort, „ist der Herzog von Würtemberg in geheime Verhandlungen mit dem Hofe von Paris und mit den Schweizern getreten, und hat ein stattliches Heer von Lehnsleuten und Söldnern zusammengebracht. Man spricht von hochfliegenden Planen, die er gegen des Reiches Sicherheit und Freiheit hege.“

„Wohlan denn,“ antwortete Maximilian, „er soll es fühlen, daß Deutschland noch einen Kaiser hat, und daß das Schwert der Reichsacht die Fürstenkrone wie den Bettlerhut zu treffen weiß.“

Am nächsten Morgen war der Reichstag glänzend versammelt. Auf goldenem Stuhl saß unter dem purpurnen Thronhimmel der kaiserliche Greis. Ihn umgaben die Herzoge Wilhelm und Otto von Baiern, Markgraf Casimir von Brandenburg, Herzog Erich von Braunschweig und andere Reichsfürsten, denen sich zu beiden Seiten die Reichsgrafen, Bischöfe, Aebte, Reichsfreiherren und die Magistrate der Reichsstädte in zahlreichen Schaaren anschlossen.

Jetzt nahte sich Ulrich von Hutten mit fester Haltung den Stufen des Throns, verneigte sich ehrfurchtsvoll gegen Kaiser und Stände, und entfesselte den Feuerstrom der Rede. Mit glühenden Farben schilderte er zuerst des Herzogs blutige

Mordthat, seinen Ehebruch mit dem buhlerischen Weibe des Geopferten, seine Mißhandlung der edeln Gemahlin Sabine von Baiern, seine Verschwendungsucht, Ungerechtigkeit, Grausamkeit, seine Verspottung des tübinger Staatsvertrages; ging dann auf seine listige Täuschung des versammelten Reichstags, auf seinen hartnäckigen Ungehorsam gegen die erhaltenen Vorladungen über, erwähnte der geheimen Verhandlungen des Herzogs mit dem Auslande, seiner Rüstungen wider Kaiser und Reich und der verbrecherischen Plane, die noch im Dunkeln gährten, und schloß dann endlich zürnend mit der stachelnden Mahnrede, die wir mit seinen eigenen Worten wiedergeben:

„Ihr Deutschen, wo sind die Sitten der Vorzeit, wo der Adel euerer Ahnen, wo euere vaterländische Tugend? Er, den noch vor Kurzem die Seinigen als einen Verbrecher verließen, er, den die Gassenlieder des Volkes in Städten und Dörfern schmähten, er, der als zitternder Beklagter demüthig vor des Gerichtes Schranken erscheinen sollte, — er hat auf einmal ein gewaffnetes Heer um sich, hat neuen Muth, ja Uebermuth gewonnen, fliegt jauchzend umher und verachtet seine Richter. O was ist schmachvoller, was unsers Vaterlandes unwürdiger?

„Unsere freiheitsliebenden Ahnen hielten es für Deutschlands Ehre unerträglich, daß das wichtigste Volk der Erde, die Römer, zwischen Rhein und Elbe Beil und Ruthen aufsteckten. Arm an allen Bedürfnissen, griffen sie das furchtbarste Heer jener Zeit an und vernichteten es bis auf den

letzten Mann. — Unter ihres hochberühmten, tapferen Feldherrn Herrmann Anführung hatten sie den großen Sieg erstritten; und dennoch duldeten sie es nicht, daß dieser, den sie den Retter ihrer Freiheit und des Volkes Heiland nannten, nach der Alleinherrschaft trachtete. Nun aber seht selbst, wie ungleich jenen Umständen die jetzigen sind. Unsere Vorfahren hielten es für Pflicht, die durch eine fremde Nation ihnen zugefügte Gewaltthat mit den Waffen in der Hand zu rächen; ihr dagegen wagt es nicht, das im eigenen Reichskörper entsprossene Uebel auszurotten. Jene verschmähten es, den berühmtesten ihrer Helden die Krone in Besitz nehmen zu lassen; ihr aber ebnet einem lasterhaften Tyrannen die Bahn zur Zwingherrschaft.

„Fürchtet die Gefahr, wenn ihr die Schmach nicht fürchtet! Denn, wahrlich, Gräßliches steht euch bevor, wenn ihr dem Verbrecher nicht das verdiente Urtheil sprecht. Er weiß es recht gut, daß der allgemeine Volkshaß ihn verfolgt, daß alle Biedermänner ihn verdammen. Darum wird er auf Rache sinnen, darum durch Deutschlands Ruin den Brand von sich selbst abwenden wollen. Wir rüsten ein Kriegsheer, jener eine Räuberrotte aus. Blut wird in Strömen fließen und die Verwüstung durch alle Gaue schreiten. Ist es denn besser, Alles dem Verderben preiszugeben, als durch gerechten Spruch den Wahnwitz eines Einzigen zu tilgen?

„Heiliger Gott, in welchen Zeiten leben wir! Was muß den Franzosen erbärmlicher vorkommen, als unsere Gesetze, was kraftloser, als unser Gericht, was verächtlicher, als unser

Reich, wenn sie sehen, daß jedem so viel erlaubt wird, als ihm beliebt, wenn Meuchelmörder sicher, Meutereien ungestraft bleiben, wenn Recht und Gesetze zertreten, die Freiheit dem Falle nahgebracht, und dem Arme der Gerechtigkeit das Schwert gegen die Mächtigen entrissen wird? Ja, ich wag' es auszusprechen, daß fremde Könige und Völker sagen werden: dem Kaiser fehl' ein Reich, dem Reich ein Kaiser!

„Ermannt euch, ihr deutschen Männer, und zeigt euch euerer Ahnen werth! Es giebt ein Rettungsmittel nur, dem gemeinsamen Schimpf und Verderben zu entgehen. Sprecht das Urtheil, damit es offenkundig werde, ihr hättet, wenn auch spät, dennoch endlich entschieden in so hochwichtigem Handel! Ja, ihr seht es ein, daß es weniger der Hutten, als Deutschlands, als der Völker Sache ist, die auf der Spitze steht. Traut' ich euch diese Ueberzeugung nicht zu, hätt' ich nicht Glauben noch an euere deutsche Treue und Redlichkeit, ich würde ferner noch bittend und mahnend diese Rede fortführen, würde ferner noch euere Gefühle bestürmen und aus euern geheimsten Gedanken den Funken der That hervorlocken. Aber ich sehe den edeln Zorn aus euern Augen sprühen, ihr seid Herrmann's, seid der Freiheit Söhne noch! Heil Deutschland und Fluch dem Tyrannen!"

Wie es vor dem ausbrechenden Sturm in den Wipfeln des Waldes rauscht, so brauste das verworrene Stimmengetön in der weiten Halle der Reichsversammlung. Ritterschaft und

Städte verlangten laut die Verdammung des Würtembergers, stürmisch vor allen die anwesenden Hutten und die beleidigten Baiernherzoge. Auf des Angeklagten Seite aber standen die meisten Fürsten und Prälaten, der Kardinal von Gurk und die Abgeordneten von Pfalz und Würzburg. Zur Sühne redeten Herzog Erich von Braunschweig und Markgraf Casimir von Brandenburg.

Da nahm der Kaiser das Wort und sprach: „Eine letzte Frist von vierzehn Tagen sei dem Beklagten zum persönlichen Erscheinen vor den Schranken dieses Gerichts bewilligt, doch sei es eine peremtorische Ladung. Folgt er ihr nicht, so sprechen wir das Verdammungsurtheil der Acht und Aberacht sofort über ihn aus.“

„Also sei es, Acht und Aberacht über den Schuldigen!“ rief die Ueberzahl der Feinde des Herzogs, und die Sitzung ward aufgehoben.

Die würtembergische Parthei mußte sich in die Nothwendigkeit fügen, gab aber ihr Spiel dennoch nicht verloren. Der schlaue Cardinal von Gurk ging mit den Bevollmächtigten von Pfalz und Würzburg, mit dem Minister von Ziegler, dem Kanzler Serentin und dem Schatzmeister Villinger eifrig zu Rathe, was unter so bedenklichen Umständen wohl noch zur Rettung des Herzogs zu beginnen. Nach langem Hin- und Herreden ward auf des Cardinals Vorschlag ein Mittelweg beschlossen, wodurch man den Kaiser zu befriedigen und zugleich das Aeußerste vom Herzog abzuwenden hoffte.

Ulrich von Würtemberg sollte nämlich dahin gebracht

werden, sich auf sechs Jahre der Regierung zu begeben und die Einsetzung einer vom Kaiser zu ernennenden Regentschaft zu genehmigen, welche das Land im Namen des Herzogs verwalten und Alles auf einen wohlgeordneten Zustand zurückführen werde. Der Herzog selbst aber sollte dem Geschlecht der Hutten eine Ehrenerklärung leisten und dem Ludwig von Hutten außer dem schuldigen Darlehn eine Entschädigung von sieben und zwanzig tausend Goldgulden bezahlen. Die Verleumdungen gegen die Herzogin Sabine sollten feierlich zurückgenommen und ihr ein standesgemäßer Jahrgehalt ausgesetzt werden. Würde der Herzog sich nun allen diesen Punkten unterwerfen, so dürfte ihn der Kaiser auch wieder zu Gnaden annehmen, die Acht aufheben und alles fernere gerichtliche Verfahren gegen ihn kraft seiner oberrichterlichen Reichsgewalt niederschlagen.

Der Cardinal übernahm es, den Kaiser für diesen Plan zu gewinnen und für sich und die beiden Abgeordneten von Pfalz und Würzburg die Ausführung desselben zu erwirken.

Maximilian, in dessen Brust sich noch immer die alte Neigung für den Würtemberger regte, genehmigte gern die Vorschläge des geliebten Günstlings und ermächtigte ihn, sich mit den beiden andern Unterhändlern zu jenem Endzweck zum Herzog zu begeben.

Bald nach dem die peremtorische Ladung überbringenden Reichsherold gingen der Cardinal von Gurk und die Ritter von Uffsäß und Landschad nach Stuttgart ab. Umsonst stellten sie jedoch dem trotzigen Fürsten die Sache von ihrer besten

Seite dar, umsonst versicherten sie ihm, daß es mit der sechsjährigen Entsetzung nicht so streng genommen und ihm bald wieder die volle Herrschaft zurückgegeben sein dürfte. Ulrich von Würtemberg beharrte unerschütterlich auf seiner Weigerung.

Jetzt war der letzte Tag der peremtorischen Ladungsfrist verstrichen, da stürmten die klagenden Partheien zum Kaiser und drangen auf die verheißene Achtserklärung. Hier kniete die holde Herzogin Sabine mit langherabfließendem Lockenhaar, dort der ritterliche Ulrich von Hutten, jene weiblich flehend und weinend, dieser mit edlem Stolz das Recht verlangend; ihnen schlossen sich die Herzoge Wilhelm und Otto von Baiern, und der alte Ludwig von Hutten nebst Söhnen mit ungestümer Forderung an. Vergebens baten die würtembergischen Räthe fußfällig um einen kurzen Aufschub; der Kaiser mußte sein Wort erfüllen.

Das Urtheil auf Acht und Aberacht ward nun wirklich in der herkömmlichen Art gegen Herzog Ulrichen bekannt gemacht und Abschriften davon an alle Vasallen und Magistrate des Herzogthums Würtemberg versendet. Doch ward den Herzogen von Baiern und den Rittern von Hutten zugleich auferlegt, sich noch zehn Tage lang, bis das Urtheil rechtskräftig geworden, aller Feindseligkeiten zu enthalten. Wuthschnaubend eilten jene in ihr Lager, um Alles zum Angriff vorzubereiten.

Inzwischen war es der Gewandtheit der drei Unterhändler gelungen, den Herzog für ihre Zwecke glücklich zu bearbeiten.

Die Nachricht der Achtserklärung schien den starren Sinn des Tyrannen plötzlich umgewandelt zu haben. Je näher die drohende Gefahr heranrückte, um so schmiegsamer ward er und fügte sich in alle ihm vorgeschriebenen Bedingungen. Der Cardinal ließ darüber eine Urkunde aufsetzen, welche dem Kaiser sofort durch zwei würtembergische Räthe überbracht wurde. Maximilian war über diesen unerwarteten Ausgang der Verhandlungen höchlich erfreut und ließ den Herzog darauf seiner Gewogenheit versichern. Jetzt galt es, die Herzoge von Baiern und die Ritter von Hutten zum Vergleichsbeitritt zu bewegen und sie vom Einfall in das Würtembergische abzuhalten. Denn nur wenige Tage fehlten noch am Ablauf der Frist, wo das Urtheil in Reichskraft überging.

Der Cardinal von Gurk, Markgraf Casimir von Brandenburg, die Gesandten von Pfalz und Würzburg und die würtembergischen Räthe von Thumb und Lamparter begaben sich schleunig als vermittelnde Commissarien in's Lager der Gegner. Die Herzoge von Baiern und Fürstin Sabine erklärten sich bald willig, von jeder Feindseligkeit abzustehen und sich in Verhandlungen mit dem Beklagten einzulassen.

Die Ritter von Hutten aber glühten vor Zorn bei dieser Botschaft. Der Wankelmuth des Kaisers schmerzte sie eben so sehr, als die leichtsinnige Trennung der Baiernfürsten vom gemeinsamen Rachebunde. Die Kühnsten des Geschlechts, unsern Hutten an der Spitze, stimmten dafür, die gute Sache des Rechts und der Ehre allein auszufechten und den verhaßten Feind sofort anzugreifen. Die Mehrzahl aber

erkannte bald das Gefährliche und Nutzlose dieses Unternehmens.

Von ihren Verbündeten verlassen und vom Kaiser mit der Strafe des Landfriedenbruchs bedroht, was vermochte eine Schaar von fünftausend Kriegern gegen das dreimal stärkere würtembergische Heer auszurichten? — Der ehrwürdige Ludwig von Hutten selbst stimmte für den Gehorsam gegen des Kaisers Willen und erklärte seinen Beitritt zu den Friedensverhandlungen, welchem Beispiel die Uebrigen folgten. Darauf begab er sich selbst mit einem gewählten Ausschuß seiner Geschlechtsgenossen zum Kaiser nach Augsburg. Ulrich von Hutten, der sich auch darunter befinden sollte, wies die Ernennung mit Unwillen von sich und blieb gramerfüllt im Lager zurück.

Wenige Tage darauf ward der Friedenscongreß zu Blaubeuren im Würtembergischen eröffnet und rasch zu Ende geführt. Der Herzog begab sich auf sechs Jahre der Regierung des Landes und genehmigte die Einsetzung einer vom Kaiser und den würtembergischen Ständen zu ernennenden Regentschaft. Die Einkünfte sollten von den Stadthaltern zum Besten des Landes verwaltet und dem Herzog inzwischen bloß ein Jahrgehalt bewilligt werden.

Alle Verbannte sollten ihre Lehen zurückerhalten und ungekränkt darauf leben dürfen. Das Andenken des ermordeten Johannes von Hutten ward wieder zu Ehren gebracht und dem Ludwig von Hutten auf Frankenberg eine Summe von sieben und zwanzigtausend Goldgulden als Ersatz für die aufgewandten Rüstungskosten stipulirt, für deren Zahlung sich die wür-

tembergischen Stände verbindlich machten. Alle gegen die Herzogin ausgestreuten Verleumdungen wurden öffentlich widerrufen und ihr ein standesgemäßes Einkommen bestimmt, welches sie in voller Freiheit, wo sie nur wolle, genießen dürfe. Diesem Vergleich und Machtspruch des Kaisers nun sollte bei Strafe der Acht und Aberacht nachgelebt und hiermit allem Groll und Unwillen von beiden Theilen auf immer entsagt werden.

Nach erfolgter Unterzeichnung dieses Blaubeurenschen Vertrages ward der Herzog alsbald von der Acht gelöst und vom Kaiser wieder zu Gnaden aufgenommen. Eine tüchtige Schmauserei, die der Losgesprochene seinen Richtern und Anklägern gab, beschloß das saubere Friedenswerk. Niemand dachte an die wirkliche Einsetzung der neuen Regentschaftsbehörde; vielmehr ließ man den Herzog ungehindert an der Spitze seiner Söldner nach Stuttgart zurückkehren. Schon auf dem Heimmarsch erlaubte er sich eine neue Gewaltthat.

Als er nämlich unweit des Schlosses Hiltenburg, einer Besitzung des Grafen von Helfenstein, Rast machte, fiel aus Zufall ein Schuß von der Burg auf des Herzogs Wohnung. Vergebens bat die hochschwangere Gattin des abwesenden Grafen den zornigen Fürsten fußfällig um Gnade und Verzeihung. Der Wüthrich ließ sofort das Bergschloß erobern und in Brand stecken, worauf er triumphirend in Stuttgart einzog.

Fünfte Schilderung.

Hutten's Rachebeschluß. — Reuchlin's Dazwischentreten. Kampf der Dunkelmänner gegen Reuchlin.

Ulrich von Hutten saß in tiefes Nachdenken versenkt in seinem Zelte, als er plötzlich das Schmettern von Trompeten und das verworrene Getös vieler Menschenstimmen vernahm. Der Herold, der Reichsherold! tönt es von Mund zu Munde. Hutten trat heraus und gewahrte einen dichten Kreis von Landsknechten, in deren Mitte der kaiserliche Herold mit zwölf Trompetern hielt und eben eine lange Pergamentrolle zum Vorlesen bedächtig entfaltete. Es war die Bekanntmachung des Blaubeurenschen Friedensvergleichs und der Lossprechung des Herzogs von Acht und Aberacht sammt dessen Wiederaufnahme in des Reiches Huld und Frieden.

„Die Hölle hat gesiegt!" sprach Hutten mit dumpfer Stimme, indem er die Augen mit beiden Händen bedeckte und sich wieder im Dunkel des Zeltes verbarg. Gedanken auf Gedanken jagten sich in seinem Kopf wie schwarze Wetterwolken vom Sturm getrieben.

„So bist du ausgestorben im deutschen Lande, alte Gerechtigkeit," murrte er vor sich im bittersten Schmerz, „so gilt kein Gerichtszug mehr gegen den Mächtigen! Für Blutschuld und Verrath wird dem Verbrecher des Kaisers und des Reiches Huld und Frieden! — Wehe, wehe, bald wird man mitten in Deutschland fragen müssen, wo Deutschland liegt! Die Fürsten verbinden sich gegen die Völker und die alte kaiserliche Macht, und bald wird Deutschlands Einheit und Freiheit zugleich ein Spott der Fremden werden. — Der Mörder begiebt sich auf sechs Jahre der Regierung? O des erbärmlichen Fastnachtsspiels, womit man das ehrliche deutsche Volk belustigen und dem gekränkten Ritterorden einen Fetzen von Genugthuung hinwerfen will! — Macht den Hutten nicht blind, ihr höfischen Gaukler und Federfuchser; er durchschaut euch, und wenn ihr zehn Larven übereinander trügt! Der Mörder bleibt auf dem Herzogstuhl, das ist die Wahrheit. — Nein, er soll nicht darauf bleiben, so darf der ernste Streit nicht enden! Giebt es kein Reichsgericht in Deutschland mehr, so bleibt mir noch mein uraltes Ritterrecht, das eingegraben steht auf meinem Schwert, und damit will ich den Verbrecher richten!"

In seinem stillen Studirzimmer zu Stuttgart sehen wir den ehrwürdigen Bundesrichter Reuchlin, vergraben unter Actenstößen und Büchern, wie wir ihn im ersten Theile dieses Werkes fanden. Wir erinnern uns des Gespräches, was

damals zwischen ihm und unserm Ulrich von Hutten geführt wurde, und des Kölner Theologenstreites, der die Tage des edeln Greises verkümmerte. Die verhaßte Sache war damals bis zu dem Punkte gelangt, wo Reuchlin seinen Augenspiegel mit scharfen Waffen gegen die verleumderischen Angriffe der Dunkelmänner vertheidigt hatte. Wichtiges war seitdem vorgefallen. Hogstraten, der Prior des Dominikanerklosters zu Cöln und päpstlicher Inquisitor in den drei geistlichen Churfürstenthümern, betrat als Hauptperson die Kampfbühne. Mit einem glänzenden Gefolge von kölner Domherren, Facultisten und Ordensbrüdern begab er sich nach Mainz und eröffnete dort kraft seines Amts das heilige Gericht.

Reuchlin ward vor dessen Schranken gefordert, um sich im förmlichen Untersuchungsproceß wegen seines ketzerischen Augenspiegels zu verantworten. Der alte gewaffnete Jurist verwarf den Hogstraten als verdächtigen und unbefugten Richter, weil er nicht nur in der Sache selbst als Parthei, sondern auch incompetent verfahre, da sich sein Sprengel bloß über die drei Churfürstenthümer, Mainz, Trier und Cöln, nicht aber über den schwäbischen Kreis, dessen Insaß Reuchlin sei, erstreckte. —

Hogstraten übertrug darauf sein Amt zum Schein einem Mainzer Dominikaner und churfürstlichen Rath, sich selbst die Rechte des Klägers vorbehaltend. Reuchlin beharrte fest auf seiner Weigerung, vor dem Inquisitionstribunal zu erscheinen, und appellirte gegen alle Fortsetzung des Verfahrens an den heiligen Vater zu Rom. Hogstraten ließ demungeachtet den

Proceß eröffnen, falsche Zeugen abhören und das Urtheil auf Verbrennung des Augenspiegels fällen. Wer das verruchte Buch nicht einliefere, ward mit Excommunication bedroht.

Da ergrimmten die Professoren und die Studenten der Hochschule zu Mainz, so wie alle freisinnige Biedermänner, über solch freche Gewaltthat, die unter dem Lügenschilde der Justiz vollbracht ward. Der wichtige Bund der Humanisten war wie eine unsichtbare Loge durch alle Stände verbreitet. Selbst das Mainzer Domcapitel mit seinem Dekan an der Spitze war der Sache des Lichts ergeben. Da flogen Eilboten nach dem zu Aschaffenburg verweilenden Churfürsten und Erzbischof Uriel von Mainz, ihn um Niederschlagung des ungerechten Processes wider den edeln Reuchlin anflehend.

Schon war der Tag der Urtheilsvollstreckung erschienen. Im feierlichen Gepränge zog Hogstraten mit seinen Cölner Ordensbrüdern und vielen Professoren und Doctoren der Universitäten Erfurt und Löwen nach dem Gerichtssaal. Mehr denn tausend Neugierige und Abergläubige strömten herbei; denn die Dominikaner hatten jedem, der dem Act der Verbrennung des Augenspiegels beiwohnen würde, einen Ablaß auf dreihundert Tage versprochen. Eben sollte das Gericht beginnen, als plötzlich ein Abgesandter des Erzbischofs von Mainz eintrat und den Suspensionsbefehl mit lauter Stimme vorlas. Hogstraten und die Seinigen waren wie vom Donner gerührt und mußten unter Gespött und Schmähworten der Mainzer nach Cöln entweichen.

Reuchlin, im Vollgefühl seiner Unschuld, wiederholte

seine Appellation bei dem indeß neuerwählten Papst Leo X., der sogleich den unpartheiischen Bischof Georg von Speier nebst den beiden Domherren Thomas von Truchseß und Georg von Schwalbach zu Schiedsrichtern in dieser Sache bestellte. Willig erschien Reuchlin vor diesem Gericht, welches den Streit besonnen untersuchte und mit strenger Gerechtigkeit entschied. Der Augenspiegel Reuchlin's ward für frei von aller Ketzerei erklärt und einem jeden fortan zu lesen erlaubt. Dem Jacob Hogstraten aber wurde die Zahlung der Proceßkosten von hundert und elf Goldgulden zuerkannt und ihm nebst den übrigen Cölnern ein beständiges Stillschweigen über die abgethanen Punkte auferlegt.

Jetzt aber zeigten sich der Stolz und das Machtbewußtsein des Dominikanerordens in voller Glorie. Hogstraten gehorchte dem Urtheil nicht, sondern appellirte unmittelbar an den Papst; er und sein Anhang fuhren fort, auf Reuchlin und die Humanisten zu schimpfen, ja, die Tollkühnheit ging so weit, daß eine Schaar von Finsterlingen unter Ortuin's und Pfefferkorn's Anführung das in Cöln angeschlagene Speiersche Urtheil mit Degen zerfetzte.

Reuchlin, der den Einfluß der Dominikaner beim römischen Stuhl wohl kannte, suchte das Gewicht seiner Sache durch das Gutachten einer berühmten Universität zu verstärken und wandte sich deßhalb an die theologische Facultät zu Paris, in welcher er Freunde besaß. Doch die Mehrzahl der Facultisten war ihm ungünstig und trug nach sieben und vierzig Sitzungen den Sieg davon; der Augenspiegel wurde zum

Feuer verdammt. Die Universitäten von Löwen und Erfurt folgten, ebenfalls von den Dominikanern bearbeitet, dem Beispiel der Pariser.

Jetzt triumphirten die Cölner und ergossen sich in die heftigsten Schmähschriften auf Reuchlin und seine Parthei; Pfefferkorn namentlich machte sich durch seine große Sturmglocke, eines der schaamlosesten Libelle, berühmt und berüchtigt. Das Speiersche Urtheil, was doch von päpstlichen Commissarien gefällt worden war, wurde öffentlich lächerlich gemacht und ganz Deutschland zum Kampf gegen die verruchten Poeten, wie man die Humanisten nannte, in die Waffen gerufen.

Da beschloß Reuchlin, seine Acten freiwillig an den heiligen Vater einzuschicken und ihn um baldige Einleitung und Beendigung des Processes zu bitten. Denn er baute mit gläubigem Vertrauen auf die Gerechtigkeit Leo's X., der ihm als großmüthiger Beschützer der Wissenschaften und Künste bekannt war. Das wichtige und mühsame Geschäft des Ordnens und Sichtens jener Papiere war es, was den verfolgten Greis jetzt, wo wir ihn wieder erblicken, den ganzen Tag beschäftigt hatte. Es war tiefe Nacht, die Lichter über die Hälfte herabgebrannt, und noch dachte Reuchlin an keine Ruhe. — Eben hatte er den verhängnißvollen Brief an den heiligen Vater unterzeichnet, als es ungestüm an die verriegelte Thür des Studirzimmers zu pochen begann.

Reuchlin öffnet, und schaudert entsetzt zurück, als eine wildverstörte Mannsgestalt ihm entgegentritt. Die langen,

braunen Haare hängen wie Furienschlangen um das geisterbleiche Gesicht, aus welchem zwei düsterglühende Augen hervorstieren; um die Lippen schwebt ein krampfhaftes Zucken, und die Hände sind gleich Adlerkrallen vorwärtsgestreckt.

„Heiliger Gott," ruft der Alte, den Unheimlichen fester anschauend, „du bist ......"

„Ulrich von Hutten," antwortete es dumpf, „der die verlorene Ehre und Gerechtigkeit wiedersucht."

„Hutten, Hutten, dein Anblick ist schrecklich, sag', was suchst du hier in deines Feindes Hauptstadt?"

„Meinen Feind!"

„Bist du von Sinnen, dich seinen Dolchen preiszugeben? Wisse, daß er dir hundertfach den Tod geschworen."

„Das ist auch ganz mein Fall."

„Wie, du wolltest ihn morden?"

„Nennt es richten."

„Hutten, Mord bleibt Mord, ob wir auch den tödten, der uns das Liebste auf Erden genommen. Orestes strafte die Mörder seines Vaters, und dennoch verfolgten ihn die Furien. Das Kainsbrandmaal glüht auf jedes Mörders Stirn."

„Ich will ihn nicht meucheln, sondern zum ehrlichen Kampf auf Leben und Tod fordern. Das Gottesgericht entscheide."

„Und du glaubst, daß er dir diesen Kampf bewilligen werde? Greifen lassen wird er dich von seinen Schergen und in finsterer Kerkernacht langsam zu Tode foltern."

„Ich werd' ihm entgegentreten, wo ich ihn allein weiß,

wo er nicht ausweichen kann. Aug' in Auge will ich ihn anschauen mit dem Basiliskenblick der Rache, will ihn nicht von der Stelle lassen, bis er das Schwert zieht und zum Todeskampf sich auslegt."

„Er ist nie allein, als im wohlverriegelten Gemach in strengbewachter Hofburg. Auf dem Lustritt, auf der Jagd begleitet ihn stets eine starke Trabantenschaar. Kundschafter und Wächter sind dann überall ausgestellt, denn die Tyrannen haben tausend Argusaugen, weil ihnen ihr Gewissen jeden Augenblick die Namen von tausend Todfeinden zuraunt."

„So werde ich ihm den Fehdebrief senden und ihn zum einsamen Stelldichein als deutscher Ritter fordern."

„Und du wähnst, daß er sich stellen werde, er, der das weiße Gewand der Ehre mit den Blutflecken des Meuchelmords besudelt, er, dem kein Vertrag, kein Wort mehr heilig ist? Annehmen wird er deine Ladung, um dich von den versteckten Söldnern überfallen und zum Tode schleppen zu lassen. O, Hutten, Hutten, wirf dein edles Leben nicht thörig von dir! Zu großen Dingen bist du noch berufen von dem, der dich mit großen Gaben ausgerüstet!"

„Ich kann nicht leben, so lange der Tyrann noch athmet, der meinen Johannes, der die Ehre des Huttenschen Geschlechts, der die deutsche Freiheit gemordet!"

„Er wird dem göttlichen Strafgericht nicht entgehen. Gedemüthigt ist er schon jetzt genug, doch eine weit härtere Züchtigung wird ihn einst treffen und du selbst, Hutten, wirst dabei als Werkzeug dienen. So steht es klar vor meinem ahnenden

Geist, und darum trau auf Gott und schreite muthig kämpfend vorwärts auf der Bahn, die er dir angewiesen!" Hier erhob sich der Greis, seine Augen hafteten liebevoll mahnend auf dem Freunde, die ausgestreckte Rechte schien ihn hülfreich aufrichten zu wollen.

Hutten stand betroffen von der Majestät des Alten und der eindringenden Kraft seiner Rede. Die dunkeln Blutgedanken schienen aus seinem Innern zu entweichen und helleren Entschlüssen Platz zu machen. „Gieb mir ein Tagewerk auf, mein Vater," sprach er bittend zu Reuchlin, „gieb mir ein Tagewerk zu vollbringen, damit ich des Lebens Bürde zu ertragen vermöge."

Reuchlin starrte einige Augenblicke sinnend vor sich hin.

„Redet, sprecht!" entgegnete Hutten in höchster Spannung.

„Mein rettender Engel sollst du sein!" rief plötzlich der Greis, wie prophetisch erleuchtet. „Dem Kampf wider die Finsterlinge gilt's, vernimm!" — Mit scharfen Zügen entwickelte jetzt Reuchlin den Verlauf der Begebenheiten, womit wir unsere Leser oben bekannt gemacht, und schloß dann mit den Worten: „Gehe hin nach Cöln, mein Sohn, und beobachte die Wölfe im Lammsfell auf ihren eigenen Fährten. Spüre mir all' ihre faulen Flecke sorgsam aus und halt' ein scharf Register über ihre Sünden. Damit wandre dann nach Rom, lehre den heiligen Vater meine Feinde kennen, und sei mein Anwalt in der Sache, die ich vertrauensvoll ihm unterwerfe."

„Ja, mein Vater," antwortete Hutten mit verklärtem Auge, „ich will dein und des Lichtes Anwalt sein! Dank dir für diesen großen Auftrag, das ist ein fester Verband auf meine alte tiefe Wunde. Mag's auch darunter pochen und brennen, ich darf doch nicht mehr fürchten zu verbluten. Jetzt aber macht mich auch mit Allem, was mir zu wissen Noth thut, genau bekannt; laßt mich alle Fäden des bunten Processes klar durchschauen, damit ich für euch handle, wie's frommt. Denn ehe der Morgen graut, muß Stuttgart mit seinem Tyrannen hinter mir liegen."

Die stillen Stunden der Nacht verrannen, während Reuchlin den Freund zum Kampfe gegen die Mächte der Finsterniß rüstete. — Da zeigten sich hellgraue Streifen im Osten und einzelne Sterne verschwanden.

„Jetzt laßt mich aufbrechen, Vater Reuchlin," rief Hutten, den der ungestüme Geist dem neuen Ziele rastlos zutrieb. „Euern Segen zu meinem Werk!"

„Gottes Geist durchleuchte mit seinen Strahlen dich Kämpfer des Lichts!" sprach mit priesterlicher Würde der Alte, und legte segnend die Hände auf Hutten's Haupt.

Sechste Schilderung.

Reuchlinisten, Dunkelmänner und Juden.

Im gastlichen Hause des Grafen von Nüenar zu Cöln war zahlreiche Versammlung. Die uns bekannten Gestalten des Herrmann von Busch, Johannes Cäsarius, Krotus Rubianus und Sebastian Brandt wandeln in dem mit Bücherschränken und Büsten gezierten Saale lebhaft sprechend auf und nieder. Außer ihnen sind noch der junge Dichter Helvetius, der Philolog Glareanus, der Propst Potke, Doctor Seßler, Prediger Wimpfeling und mehre andere Mitglieder des Reuchlinistenbundes gegenwärtig. Denn diesen Namen führt jetzt der große, weitverzweigte Verein aller aufgeklärten Männer Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Englands, der für die Sache Reuchlin's fühlt und handelt. Alle begreifen, daß der Streit für ihn zugleich ein Streit für die Sache des Lichts und der Wissenschaft, und daß es mit der Gelehrtenfreiheit am Ende sei, sobald die Dominikaner in diesem Prozesse den Sieg davon tragen. Staatsmänner und Hofleute, Magistratspersonen und Aerzte, Ritter und Prälaten, ja Fürsten und Kardinäle schaarten sich unter dem

Banner des unerschrockenen Rechtsgelehrten. Es war der allgemeine reformatorische Geist des Jahrhunderts, der die verschiedensten Stände durchwogte und jetzt das Vorspiel zum nahen Hauptkampfe darstellte.

„Was wohl unser Reuchlin jetzt für eine Entschließung fassen wird?“ begann Graf Nüenar zu den Gästen gewendet. „Hogstraten ist beim heiligen Vater gegen das Speiersche Urthel eingekommen und es ist mehr als wahrscheinlich, daß Leo die Appellation annehmen wird.“

„Ich wollte, daß Reuchlin seine Sache freiwillig dem Papst unterwürfe,“ antwortete Wimpfeling. „Leo selbst ist ein Freund der Wissenschaften und Künste, und Cardinäle wie Grimani und Eusebio, Männer wie der Geheimschreiber Bembo und andere gehören unserem Bunde an.“

„Aber noch weit mehre im heiligen Collegio,“ warf Cäsarius ein, „stehen uns feindlich entgegen, und welchen Einfluß der mächtige Dominikanerorden in Rom hat, ist euch wohlbekannt.“

„Und wenn nun beide Partheien wirklich dorthin geladen werden,“ fuhr Krotus fort, „meint ihr wohl, daß der alte kränkelnde Reuchlin die weite, mühsame Pilgerfahrt nach Italien wird unternehmen können? Wer aber soll dort sein Anwalt sein?“

„Ich wüßte einen, der ganz dazu paßte,“ sprach lebhaft Herrmann von Busch, „aber dieser eine ist jetzt in andere Händel verwickelt, die ihn ganz verschlungen haben.“

„Nennt ihn!“ riefen Mehre.

„Unser Ulrich von Hutten!"

„Ja der Hutten, der Hutten, das ist der rechte Mann dazu," tönte die allgemeine Stimme.

„Vox populi, vox dei," sprach Sebastian Brandt mit komischem Pathos, „ihr wollt es, also muß er."

„Er muß, er muß," rief der junge feurige Helvetius, „ich will zu ihm fliegen in's Feldlager in Baiern. Die Fehde gegen den Würtemberger ist nun doch einmal zu Ende, in Rom blühen ihm frische Lorbeeren."

„Wenn der brave Gesell nur eben so sattelfest auf dem Corpus juris civilis et canonici wie auf dem Pegasus ritte," warf Brandt wieder scherzend ein.

„Ein Dichter kann Alles," entgegnete Helvetius keck, „der Genius regiert die Welt."

„Ohne den Hutten geht es nicht, wir müssen ihn durchaus wieder haben," rief es durch einander.

„Hier ist der Hutten!" sprach eine wohlbekannte Stimme und der Gerufene stand mitten unter den Freunden.

Tosender Jubel erhob sich von allen Seiten; alles begrüßte, umarmte und küßte den Langentbehrten. Hutten gab gedrängten Bericht über alles Vorgefallene und seinen Auftrag von Reuchlin.

„Seht ihr wohl," sagte Wimpfeling triumphirend, „der Reuchlin macht es, wie ich wollte; er schickt seine Acten an den Papst."

„Und hat den Hutten sich zum Anwalt gewählt, wie ich wollte," setzte mit Stolz Herrmann von Busch hinzu.

„Bruder Hutten, seit wann bist du denn ein so tüchtiger Themisritter geworden?“ fragte der Dichter des Narrenschiffs mit leichter Ironie.

„Für den Actenkram wird sich schon ein Anderer statt meiner in Rom finden,“ antwortete Hutten wohlgemuth; „aber das Feuer zu schüren, die Herzen für Reuchlin's und des Lichtes Sache zu begeistern, ehe sie noch die Feder zum Urtheil angesetzt haben, dafür bin ich geschaffen, ich fühl's und kann's, weil ich's will! — Aber zuvor muß noch eine Hauptarbeit hier abgethan sein.“

„Welche?“ fragte Krotus.

„Die Dunkelmänner, das heißt die Dominikaner und alle ihnen gleichgesinnte Kleriker und Laien, die das aufflackernde Licht der Wissenschaft gern unter dem Scheffel der alten Barbarei ersticken möchten, die spiegelfechtenden Wortklauber, die scholastischen Seifenbläser, die scheinheiligen Dirnenjäger, die weinscheuen Trunkenbolde, die bettelsäckigen Goldfischer, die demüthigen Herrschsüchtigen, die gottseligen Bösewichter, die müssen wir vor der ganzen Welt so splitternackend hinstellen, daß Alles sich mit Abscheu und Verachtung von ihnen abwende und ihr Reich wie stinkender Herbstnebel vor den Strahlen der Morgensonne aus einander fliege!“

„Ja, das wollen wir,“ entgegnete freudig Krotus, „wir haben ja schon vor zehn Jahren die Vorstudien dazu gemacht.“

„Wir wollen auch Theil daran nehmen,“ riefen Busch, Brandt und Cäsarius.

„Nehmt mich auch mit,“ sprach Graf Nüenar.

„Vortrefflich,“ begann Brandt, „aber wie fangen wir's an? Wollen wir eine Galerie der Finsterlinge malen, oder wollen wir ein scholastisches Narrenschiff bauen, oder wollen wir ein Fastnachtstück im Rosenplütschen Ton zusammendrechseln?“

„Hört, was der Genius mir eingiebt,“ sprach Hutten mit heiterem Gesicht. „Wir wollen die Lumpe mit ihren eigenen Waffen schlagen, oder noch besser gesagt, es müssen sich die Lumpe gegenseitig zu Tode hetzen.“

„Wie meinst du das, Bruder Hutten?“ fragte Busch.

„Laßt uns Briefe der Dunkelmänner schreiben, in ihrem Küchenlatein, in ihrem Mönchsgeist! — Ortuinus Gratius, dieser unvergleichliche Puterhahn, sei die Hauptperson, um welche sich die akademischen Haushähne und Gänseriche, und die klösterlichen Raben und Elstern sammt übrigen Käutzen und Spatzen mit Geschrei und Gekrächz und Gegacker versammeln müssen. Nicht bloß Cöln, nein auch Mainz, Trier, Erfurt, Leipzig, kurz alle Städte Deutschlands sollen uns Gevögel zu diesem großen Hühnerstall liefern. Da mag nun einer dem andern seine Noth klagen und die argen Zeiten mit uns verwünschten Dichtern und Humanisten schildern. Da sollen sie sich mit ihrer Gelehrsamkeit breit thun und dabei ihre krasse Ignoranz unwillkürlich zur Schau tragen. Da können sie sich ihre Liebesabenteuer und manche erlebte Schande und Schmach vertrauen und bessern Rath für die Zukunft erholen. Mit einem Wort, da sollen sie selbst ihre ganze Verderbtheit und Verächtlichkeit so drollig-offenherzig beichten, daß Alles

darüber in lautes Lachen ausbrechen und sich höchlich verwundern soll, wie man sich von solchen Popanzen so lange habe in's Bockshorn jagen lassen."

„Wahrhaftig, Hutten, du hast Recht," rief Brandt ihn umarmend, „so geht es, so muß es gehen."

„Herrlich, prächtig, wir schreiben alle mit," erwiederten die Uebrigen.

„Das sollt ihr auch," sprach Hutten, „denn für eine weite Wildbahn wollen viel Jäger sein. Laßt uns täglich ausziehen mit Bogen und Armbrust, mit Netzen und Fußeisen, mit Spieß und Waidmesser. Cöln ist unser Hauptrevier, aber nach allen Orten, wo es Reuchlinisten giebt, müssen Aufforderungen ergehen, damit uns frischer Proviant in die Jagdtaschen falle. Die fertigen Arbeiten werden Abends hier vorgelesen und kritisirt. Krotus und Brandt mögen zuletzt Alles sichten und zum wohlgeordneten Ganzen fügen."

„Nicht ohne dich, Bruder Hutten," entgegnete Brandt.

„Wenn ich dann noch hier bin, gern. Aber jetzt laßt mich noch einige Fragen nach meinen alten Freunden, den hiesigen Dunkelmännern thun. Wenn man sich, wie ich, so lange im Feldlager herumgetrieben, wird man ganz fremd unter den schönen Geistern des Vaterlandes. Also zuerst, was macht Hogstraten?"

„Scharrt Geld zur Reise nach Rom zusammen und schleicht Abends zur schönen Frau Pfefferkorn," antwortete Krotus.

„Ist Lea noch immer so schön?"

„Reizend wie Potiphar's Weib, trotz ihrer dreißig Jahre.“

„Nur daß Hogstraten kein spröder Joseph ist,“ setzte Hutten lachend hinzu. „Aber Pfefferkorn selbst, der weise Pfefferkorn, der das Besitzthum der reizenden Ehehälfte so gut auf Zinsen legt, was treibt der treffliche Mann?“

„O der sitzt in der Wolle,“ erwiederte Herrmann von Busch. „Durch die Verwendung Hogstraten's hat er die zwei einträglichen Aemtchen eines Salzsteuereinnehmers und eines Verwalters des großen Stadthospitals zu Sanct Jacob erhalten.“

„Gott bewahre die armen Kranken,“ sprach Hutten, „die werden gewiß Ziegelmehl statt Zimmt schlucken müssen. Jetzt aber sagt mir, wie steht es mit dem edeln Arnold von Tungern? Hat er besser die Beichte abnehmen gelernt, als vor zehn Jahren?“

„Die derbe Lection, die ihm damals dein Freund Pirkheimer für die poetische Licenz mit seinem Trautchen gab, hat ihn vorsichtiger bei den Lockungen der cyprischen Göttin gemacht; desto reichlicher aber opfert er den Altären des Bacchus. Uebrigens ist er Hogstraten's treuster Schildknapp, der den Reuchlin und uns Alle gern mit Haut und Haar verschlingen möchte. Er und Ortuinus Gratius müssen die meisten Bolzen schmieden, die unter Pfefferkorn's Namen auf den Frankfurter Büchermarkt fliegen.“

„Ortuinus Gratius, der zukünftige Held unsers epistolarischen Lustspiels, o Freunde, wie nimmt er sich jetzt noch aus?“

„Wie du ihn als poetischer Seher richtig vorhin nanntest,“ sprach Brandt, „wie ein welscher Puterhahn, wenn er aufgeblasen das Rad schlägt und sich kollernd auf dem Hofe herumdreht. Der scholastische Unsinn, in dem er sich täglich sechs Stunden herumwälzt, scheint ihm so trefflich zu bekommen, wie die leckere Tafel, denn der Magister noster ist rund wie das Heidelberger Weinfaß.“

„Genug für heute von den Dunkelmännern,“ begann Graf Nüenar, „laßt uns jetzt untertauchen im Lichtmeer des klassischen Alterthums, uns rein zu baden vom Schlamm der Gegenwart.“

Als die Humanisten aus einander gingen und sich da und dort in die labyrinthischen Gassen des alten Cöln zerstreuten, stand der Vollmond in klarer Pracht am heitern Sommernachthimmel und ließ sein Zauberlicht auf den unvollendeten Riesendom und die Hunderte von Kirchen und Klöstern und all' die zahllosen, wunderlichen Bauwerke fallen.

Hutten konnte der Lust eines nächtlichen Spaziergangs nicht widerstehen. — Eben wandelte er an einer langen Mauer, einem Ueberrest der Römerzeit, vorüber, als er in einiger Entfernung eine schlanke, flüchtig forteilende Frauengestalt gewahrte, welcher ein dicker Kuttenmann keuchend und watschelnd mit ungleicher Kraft nachfolgte.

„Pst, schön Liebchen, pst!“ zischelte die Stimme des Mönchs durch die stille Nachtluft.

Die Verfolgte beflügelte ihre Schritte wie ein geängstigtes Reh, als ein großer Ballen ihrem Arm entglitt und sich auflösend eine Masse von einzelnen Waarenstücken entlud. Während sie mit Auflesen beschäftigt war, gewann der Dicke Zeit zum Nachkommen und war schon im Begriff, seine Beute mit dem Arm zu umfassen, als Hutten mit donnernder Löwenstimme: „Zur Hölle, Pfaff!“ ihm zubrüllte.

Ortuinus Gratius, denn er war es, der in der Kutte steckte, floh wie vom Satan gescheucht davon. Hutten ließ ihn laufen, und eilte, sich die Gerettete näher zu beschauen.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen!“ flehte die Knieende, als sie den Ritter gewahrte und aus einer Gefahr in die andere gerathen zu sein fürchtete, „ich bin ein wehrlos unschuldiges Mädchen.“

Hutten ließ mit Wohlgefallen seine Augen auf der Bittenden ruhen. Es war ein jugendlich edles, echt orientalisches Gesicht, das mit zwei dunkelbraunen Sternen und feinen Lippen aus dem bunten Seidenschleier hervorblickte.

„Scheu' dich nicht, Kind,“ sprach Hutten gutmüthig, „ich kam nur, dich von dem Frechen zu befreien. Laß uns jetzt deine Perlen, Spangen und Seidenstoffe zusammenpacken; dann will ich dich sicher nach Haus geleiten.“

„O Herr,“ entgegnete das Mädchen aufstehend und ihn mit den schönen Augen dankbar anschauend, „wie seid ihr so gnädig gegen mich niedrige Magd! Solch ein vornehmer Herr mich bedienen, mich geleiten? Nein ich darf nicht — — — —“

„Ich aber will's,“ antwortete Hutten, und ordnete die

Waaren wieder in ihre Kästchen und Hüllen. „Jetzt sind wir fertig, komm!“

„Ihr seid ein edler Rittersmann, und wollt mit mir, der Schmachbeladenen wandeln? — Seht ihr nicht den gelben Kreis am rechten Ermel meines Kleides?“

„Du bist Jüdin? Was thut es! Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm in allem Volk, und liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, heißt es in der Schrift.“

„Gelobt sei Adonai, der dich so sprechen lehrte, so hört' ich noch keinen Christen reden.“

„Weil wir eben so stolze Narren sind, wie ihr, daß wir uns für die einzigen Auserwählten halten. Du aber bist sanft und demüthig. Wie heißt du?“

„Rebekka.“

„Und dein Vater?“

„Mardochai, der Weise genannt. Mutter ruht längst in Abraham's Schooß.“

„Und du, warum so spät noch auf den Straßen?“

„Muß Handel treiben für den kranken Vater, muß Geld verdienen bei den reichen Christen.“

„Ein gefährlich Handwerk bei so viel Schönheit.“

„Gott schützt die Unschuldigen, die reines Herzens sind. Es wird aber auch bald aufhören mit dem Hausiren, denn Rebekka wird einen Mann bekommen, der dann statt ihrer geht.“

„Du bist Braut?“

„Mit Simon Henoch, von Coblenz.“

„Nimmst du ihn gern?“

„Er ist jung, fleißig, gottesfürchtig, und Vater hat ihn für mich ausgewählt, also muß er mir recht sein.“

Unter diesem Gespräch waren beide in das Judenviertel gelangt, dessen Gassen noch enger und verworrener, als in der übrigen Stadt, durch einander liefen.

„Jetzt sind wir zur Stelle,“ sprach Rebekka, indem sie vor einem kleinen Häuschen stehen blieb, in dessen Erdgeschoß sich Licht zeigte.

„Leb wohl, Rebekka, gute Nacht,“ sagte Hutten scheidend.

„Nein, ihr dürft nicht fort, ohne daß Vater euch gedankt hat, o zwei Minuten nur tretet ein, bitte, bitte.“

„Es sei,“ antwortete Hutten, der sie durch stolze Verweigerung zu kränken fürchtete. Durch das Fenster des hellen Unterstübchens sah man einen ehrwürdigen Greis in betender Stellung. Das heilige hebräische Gewand, Arba Camphos, hing ihm über Brust und Rücken, und die geweihten Binden, Tephillin, schmückten das Haupt und die Rechte. Silberweiß floß ihm der Bart bis auf den Gürtel des faltenreichen Talars hinab.

„Still, Rebekka,“ sprach Hutten, „laß uns warten, bis er gebetet.“

Beide lauschten. Der Alte erhob seine Hände und betete mit Inbrunst: „O Herr, du bist gerecht in allen deinen Wegen und heilig in allen deinen Werken. Du thust, was die Gottesfürchtigen begehren, und hörest ihren Nothruf. Du behütest alle, die dich lieben, und wirst vertilgen alle Gottlosen. Mein

Mund soll dein Lob sagen, und Alles feiere deinen heiligen Namen immer und ewiglich!"

Als er vollendet und das Arba Camphos nebst den Tephillin wieder von sich gethan und verborgen hatte, trat zuerst Rebekka ein, und erzählte das Vorgefallene.

„Gott hat uns einen Engel in ihm geschickt," sprach der Greis ergriffen, „warum hast du ihn nicht unter mein Dach geführt, daß ich den Saum seines Kleides küßte?"

„Er ist hier, Vater," entgegnete Rebekka, freudig die Thür öffnend, und der Ritter trat ein. Mit mildem Ernst wehrte Hutten den orientalischen Danksagungen Mardochai's und betheuerte, daß seine Handlung nicht der Rede werth sei. Bald entspann sich zwischen den beiden Männern ein bedeutsames Gespräch, woraus Hutten die sittliche Würde und die tiefe Gelehrsamkeit des Juden schätzen lernte. Mardochai zeigte sich ihm als der echte Vertreter des merkwürdigen Stammes; er stand vor ihm wie ein Prophet des alten Testaments, schmerzdurchdrungen vom Bewußtsein der Verschuldung seines Volkes, aber auch felsenfest im Vertrauen, daß der Gott Israels es nimmer ganz verlassen werde; treu und gewissenhaft an den uralten Gesetzen hängend, aber dabei geistig regsam und nach geheimer Wissenschaft forschend; er glich einer mit Hieroglyphen bedeckten Pyramide aus einem längst verrauschten Jahrhundert.

Hutten ließ sich gern bereden, das Abendbrot zu theilen, bei welchem auch die jüngern Geschwister Rebekka's und der Bräutigam Henoch sich einfanden. Mit denselben Worten,

wie vor Jahrtausenden, segnete der Hausvater das Brot und den Wein, und Alle sprachen die heiligen Formeln still nach. Ulrich fühlte sich wunderbar ergriffen von der patriarchalischen Einfachheit und Glaubenstreue des kleinen hebräischen Familienkreises und schied mit dem Versprechen des baldigen Wiederkommens.

Während Hutten sich durch Mardochai von manchem Vorurtheil gegen die Juden befreien ließ, wurde von Hogstraten mit seinen Dunkelmännern eifrige Berathung im Priorate gehalten.

„Unsere Angelegenheiten in Rom stehen nicht übel," begann der Ketzermeister, „der Cardinal de Santa Croce nimmt sich meiner eifrigst an und verspricht mir, daß die Citation nach Rom bald erfolgen soll. Nur eines thut uns Noth, das ist Geld! Denn diejenigen unter euch, meine Brüder, die selbst früher in Rom gewesen sind, wissen nur zu gut, daß man ohne den allmächtigen goldenen Schlüssel weder in der Sancta Rota, noch in der Dataria, noch im Vatikan selbst etwas ausrichtet."

„Ist purissima veritas," krächzte Unkenbunk.

„Die Ordenshäuser zu Mainz, Trier, Löwen, Lüttich und anderwärts," fuhr der Prior fort, „haben uns zwar schon nach Kräften zu unserer bevorstehenden Reise nach Rom beigesteuert; aber man kann des lieben Metalls nie genug haben. Ich werde eine Collecte unter den frommen Seelen zu Cöln veranstalten und dabei eine angemessene Ablaßertheilung in

Aussicht stellen, die ich den treuen Spendern aus Rom zurückbringen werde."

„Euerer Hochwürden weiser klerikalischer Beschluß wird ohne Zweifel vom Himmel gesegnet werden," erwiederte Pfefferkorn, „doch erlaube ich mir nach meinem schwachen Laienverstande noch eine andere Hülfsquelle in Vorschlag zu bringen."

„Rede, frommer Pfefferkorn."

„Ein nettes hübsches Steuerchen dürfte sich ohne sonderliche Mühe von den verstockten reichen Juden eintreiben lassen. Mehre von ihnen besitzen außer dem Talmud noch andere verruchte, gegen Christum und unsere heilige Kirche gerichtete Bücher. Nun ist zwar der Streit über den Talmud und andere rabbinische Schriften durch die Schuld des gottlosen Reuchlinus noch nicht entschieden. Aber die eigentlichen blasphemistrenden Schandbücher darf man ohne Zweifel schon jetzt verbrennen. Es steht daher gewiß in euerer Hochwürden Macht, durch einige Bedrohungen mit Untersuchung von dem Inquisitionsgericht einen wohlthätigen Schreck unter das Gesindel zu bringen und einige erleichternde Aderlässe vollwichtiger Goldgulden zu bewirken."

„Ich gestatte dir, in diesem Sinne zu handeln, mein treuer Pfefferkorn, doch will ich für die Person nicht eher einschreiten, bis sich irgendwo bestimmte Vergehungen ergeben haben. Du darfst es nur ahnen lassen, daß du mit Vorwissen des Ordens handelst, ohne uns bloßzustellen."

„Verstehe, verstehe. Da ist z. B. der Mardochai, ein alter schlauer Bösewicht, der bei den Juden hier in großer Achtung steht. Ich wollte wetten, daß er nicht nur eine Menge verbotener Bücher besitzt, sondern auch Christen heimlich zum Abfall zu verleiten sucht."

„Ja, ja, der Mardochai," setzte Ortuinus eifrig hinzu, „mit dem muß man den Anfang machen, denn der hat Schätze wie ein Hamster gesammelt. Er ist ein Erzjude mit Leib und Seele, und es geht sogar das Gerücht, daß seine sogenannte älteste Tochter ein geraubtes Christenkind sei."

„Das wäre allerdings etwas ad competentiam sancti officii Gehöriges," sprach der Inquisitor. „Versuche das zu erforschen, mein kluger Pfefferkorn. Wenn aber der Jude zahlt, tüchtig zahlt, sag' ich, so schweigst du davon. Die Demüthigung Reuchlin's und seines Anhangs muß uns jetzt wichtiger sein, als die Züchtigung des elenden Judenvolks, was uns immer gewiß bleibt. Der Bund jener verruchten Poeten und Humanisten, die sich unter der Fahne des alten Ketzers sammeln, wird immer zahlreicher und trotziger. Selbst Grafen und Fürsten, ja, was noch schlimmer ist, selbst Bischöfe und Cardinäle sind unter ihnen. Deßhalb gilt es die äußerste Anstrengung, die verhaßten Gegner zu stürzen, deßhalb mach' es jeder von euch sich zur Pflicht, mit voller Kraft hierzu mitzuwirken. Werbt Genossen, spinnt Fäden in Rom an, vor Allem aber schafft Geld. Denn, siegt Reuchlin und sein Bund, so fällt unser Orden, so fällt die alte Herrschaft der Kirche, und das Reich der Ketzer beginnt!"

„Nieder mit Reuchlin und den Humanisten!" schrieen im Chor die Dunkelmännner.

Jetzt entspann sich der lebhafteste Wettstreit zwischen den beiden feindlichen Partheien. Auch die Reuchlinisten entwickelten die höchste Thätigkeit und Hutten war die Seele aller ihrer Unternehmungen. Bald flog er nach Mainz, Frankfurt, Heidelberg, Straßburg, u. s. w., allenthalben neue Bundesbrüder werbend; bald schrieb er tagelang Briefe an befreundete Gelehrte und vornehme Gönner nach allen Richtungen Deutschlands, der Schweiz und Italiens; bald ging er spürend in den Straßen und Spelunken Cölns umher, um Wild für seine Briefe der Dunkelmänner aufzutreiben. Abends war er oft bei Mardochai, und ließ sich bald von diesem die Schicksale und Verheißungen des alten Hebräervolkes erzählen, bald sich von Rebekka ein orientalisch Lied zur Laute singen.

Das Laubhüttenfest, jene fröhlichste Feier der armen Verbannten, sollte in dieser Zeit begangen werden. Ulrich war zu Mardochai freundlichst eingeladen. Im kleinen Hofraum war von leichten Stangen und grünen Zweigen ein großes Laubgezelt erbaut, dessen Inneres einem Festsaal glich. Denn buntseidene und brokatene Stoffe bekleideten die Wände und blumenreiche Teppiche den Fußboden. Zwischen den Tapetenbehängen aber zeigten sich die grünen, mit Citronen, Pommesinen und andern Südfrüchten geschmückten Baumzweige. Orientalische Divans liefen rings um eine reichbesetzte Tafel,

und ein vielarmiger Kronleuchter senkte sich strahlend darauf herab, während zugleich die Sterne des Himmels durch das Laubdach von oben lieblich hineinblinkten.

Hutten glaubte sich um dreitausend Jahre zurückversetzt, als er sich mitten unter den vielen althebräisch gekleideten Männer- und Frauengestalten erblickte; denn auch Gäste schweiften fröhlich von einer Hütte zur andern, die in keinem jüdischen Hause fehlen durfte. Die Mädchen hielten Palmen und Oelzweige in den Händen und schwangen sie bald gegen die Wände des Zeltes, bald gegen Himmel und Erde. Da trat Rebekka holdselig vor Allen im rosigen silbergesternten Gewand mit der goldenen Cyther in der Hand vor, und sang mit heller jungfräulicher Stimme die Strophen eines Salomonischen Psalms, welche die andern im Chor wiederholten. Mit poetischem Wonnegefühl saß Hutten neben Mardochai und lauschte seinem erklärenden Munde. „Wir feiern," sprach jener, „das Erinnerungsfest an den Zug unsers Volkes aus Egypten und durch die Wüste, wo unsere Altvordern auch unter Laubgezelten gewohnt haben. Die Früchte hier an den Wänden deuten auf des gelobten Landes Segen, den der Herr uns verheißen, und die Palmen und Oelzweige der Mädchen auf Sieg und Frieden, den er uns nach Kampf und Drangsal bescheert hat. Wohl ist es ein fröhlich-wehmüthiges Fest, wenn wir das Einst mit dem Jetzt vergleichen. Aber der Gott unserer Väter ist noch der alte starke Gott, der auch die vertriebenen Kinder wieder heimführen wird, wenn die Zeit gekommen ist."

Ein neuer Psalmgesang hatte eben begonnen, als man ungestümes Klopfen an der äußern Hofthür vernahm. Mardochai öffnete und gewahrte zu seinem Erstaunen den ihm verhaßten Pfefferkorn, der sich mit zwei Schergen gebieterisch eindrängte.

„Was störst du unsere heilige Festfeier, Abtrünniger?“ fragte ihn Mardochai unwillig.

„Spare deine Schmähungen, verstockter Jude,“ antwortete jener stolz, „ich komme, dich aus christlichem Mitleid zu warnen und vor dem Verderben zu schützen. Denn noch glimmt in meiner Brust für dich ein Ueberrest alter Freundschaft.“

„Du warst nie mein Freund, Pfefferkorn, noch ich der deinige, mach' es kurz.“

„Es ist ruchbar geworden, daß du den Talmud und andere verdammte Schandbücher bei dir hegest.“

„Schweig, Elender, und lästere nicht die heiligen Schriften meines Glaubens. Noch hat keine christliche Obrigkeit sie uns verboten.“

„Sie sind so gut wie verboten, seit das heilige Gericht unsers Inquisitors Hogstraten auf ihre Verbrennung angetragen hat.“

„Dein Hogstraten hat seinen Prozeß gegen Reuchlin verloren.“

„Hat ihn nicht verloren, und hat tausend Mittel in den Händen, dich eisgrauen Sünder zu fassen und zu kneipen. Man weiß recht gut, daß du Christen mit deiner falschen

Weisheit zum Abfall zu verleiten suchst; man weiß, daß deine schöne Rebekka ein geraubtes Christenkind ist, was du im jüdischen Glauben auferzogen und um die ewige Seligkeit gebracht hast."

„Adonai, hörst du den Gottlosen?" rief der Greis mit edler Entrüstung. „Schleudere deine Blitze auf das Haupt des Lügners, der falsches Zeugniß redet am Tage deines Festes."

„Sei verständig, Mardochai," entgegnete der Apostat mit erzwungener Gelassenheit: „Sieh, mir steht die Macht zu Gebote, dich heut am Tage deines Festes den Kerkern der heiligen Inquisition zu überliefern; denn wisse, daß ich dem Orden als dienender Laie verwandt bin. Aber ich habe Mitleid mit dir und deinen Kindern und will dir gern Zeit zur Reue gönnen. Nur eine heilsame Geldbuße will ich dir auflegen und Vorsicht und Besserung für die Zukunft anempfehlen. Hundert vollwichtige Goldgulden, Mardochai, und ich gelobe dir bei dem heiligen Dominikus das unverbrüchlichste Stillschweigen."

„Hinweg von mir, Baalsbrut!" schrie Mardochai im höchsten Zorn; „ich kenne die Gewalt des Ketzermeisters, aber ich verachte deine Fallstricke. Der Unschuldige kauft sich nicht los vom Richter."

„Greift ihn und führt ihn fort!" gebot zu den Schergen gewendet Pfefferkorn, der mit dieser nicht ernst gemeinten Drohung den Juden rasch zu bezwingen hoffte.

„Halt, Schurke," rief Hutten, der während des Wort-

wechsels herzugekommen war, „bin auch dabei!“ Zugleich faßte er mit eiserner Faust den Hospitalarius an der Kehle und vertheilte rechts und links flache Klingenhiebe auf die beiden Schergen, die wehklagend davon eilten. — „Jetzt beichte, Höllenhund, oder es ist dein Letztes! Wer hat dich zu dem Bubenstück ermächtigt?“

Pfefferkorn flehte knieend um sein Leben und erzählte bebend den Zusammenhang des Vorfalls. Hutten befahl ihm, feierlich zu geloben, sich fortan aller offenen und versteckten Angriffe auf Mardochai streng zu enthalten und bedrohte ihn bei dem mindesten Rückfall mit der fürchterlichsten Rache. Der Hospitalarius begann: „Bei Verlust meines ewigen Seelenheils schwöre und gelobe ich ......“

„Halt,“ schrie Hutten, „schwöre bei nichts, was du nicht mehr hast; schwöre bei deinen Geldsäcken, die mehr werth sind, als deine Seele.“

Pfefferkorn leistete mit erbärmlichem Gesichterschneiden den vorgeschriebenen Eid, und Hutten warf ihn lachend zur Thür hinaus.

Am nächsten Tage war große Mittagstafel der Humanisten bei ihrem Mäcenas Nüenar. Hutten gab zur allgemeinen Belustigung sein Abenteuer zum Besten und versprach es zu einem Briefe der Dunkelmänner zu verarbeiten.

„An dir die Reihe, Krotus,“ sprach der Graf, „was hast du ausgestöbert?“

„Ortuinus Gratius präsidirte neulich bei einer Magisterdisputation. Der Magistrandus, Namens Schnarrholz, war ein Anhänger der Dunkelmänner, den unsere Studenten auf dem Strich hatten. Eben ging es über die Logik her und der Disputant gefiel sich mit den beiden Opponenten, die auch seines Gelichters waren, in den erbärmlichsten scholastischen Kloppfechtereien. Plötzlich tritt einer von unsern Burschen vor und fragt: „Was hältst du von folgendem Syllogismus, vir doctissime? Jeder Esel hat Füße, nun aber hat auch Schnarrholz Füße, also ist Schnarrholz ein Esel." — Der künftige Magister blieb eben so verblüfft, als der Präses, und das ganze Auditorium brach in das unbändigste Gelächter aus."

Nüenar und seine Gäste thaten dasselbe, bis endlich Cäsarius um's Wort bat.

„Magister Unkenbunk hatte neulich die Aufsicht in der Bursa zum rothen Kreuz, wo noch ein Häuflein armer Studiosen sich unter die alte Zuchtruthe fügt. Es war eine Fastenmahlzeit und eben wurden Eier aufgetragen, die ein jeder zierlich zerklopfte und ausschlürfte. Als ein flachshaariges Bürschchen, das dicht neben Unkenbunk saß, dasselbe that, bemerkte dieser, daß im Ei schon ein halbausgebildetes Hühnchen steckte. Nun erhebt sich ein Streit, ob der Student das Ei verzehren dürfe, oder nicht? Der Eigenthümer vertheidigt sein Recht mit dem Beispiel, daß man im Käse ja auch bisweilen, ohne es zu wissen, Milben verschlucke, und ex analogia lasse sich dasselbe auf das Quasi-Hühnchen im

Ei anwenden. Unkenbunk aber beweist ihm, daß dieß ein Fehlschluß sei, einmal, weil die Milben den Fischen beizuzählen seien, und zweitens, weil im gegenwärtigen Falle keine unwissentliche Sünde vorhanden wäre. Kurz, der Student wird des Eies für verlustig erklärt, und Unkenbunk trägt den Fall in seine Tafel, um ihn bei der nächsten Facultätssitzung als einen casus dubius celeberrimus zur Sprache zu bringen."

Lauter Applaus folgte dem Erzähler. Doch jetzt erhob sich der Dichter des Narrenschiffs, da lauschte alles still hin.

„Laßt euch einen Schwank erzählen, den ich kürzlich in Straßburg erlebt habe," begann Sebastian Brandt mit der gutmüthigen Schalkhaftigkeit des echten Komikers. „Ein Trupp lustiger Musensöhne kommt von einem Commers im nahgelegenen Dorf zurück. Da begegneten ihnen zwei Mönche auf Mauleseln, die einen Wagen mit Weinfässern nach der Stadt geleiteten. „Was fahrt ihr da?" fragen die Studenten. „Zehntwein für unser Kloster," war die Antwort. „Gebt uns einen Trunk aus dem größten Fasse dort, das dem Heidelberger wenig nachsteht." Die Mönche machen Umstände, die Studenten greifen zur Selbsthülfe. Das Faß wird aufgeschlagen und, o Wunder, statt der Gabe des Bacchus entsteigt eine zweite Venus Anadyomene rosenbekränzt dem leeren Tonnenbauch. „Potz blau Feuer, ruft einer der muntern Gesellen, „das ist ja Jutta, das hübsche Fischerweibchen von Wettersheim, bei der wir oft die großen Forellen gespeist haben? Was soll das Fastnachtsspiel, Mönche, gesteht es?" — Die Kutten-

männer, die es nicht bis zur fühlbaren Ermahnung kommen lassen wollen, bekennen zaghaft, daß sie aus Liebe und Gehorsam für ihren Abt das frische Nixlein eingeschmuggelt. „Jutta, du bist frei," heißt es, „aber der Abt darf nicht leer ausgehen. Unter tollem Gelächter und Geneck werden nun die beiden Fettwänse in's Faß verspundet und im Triumph bis in den Klosterhof gebracht."

„Brandt, du hast den Vogel abgeschossen," rief Krotus, und allgemeiner Beifallsjubel durchtönte den Saal.

„Jetzt ist an Busch die Reihe," begann Nüenar, „aber wo er nur bleiben mag, er hatte mir doch feste Zusage gethan."

„Wichtige Botschaft!" rief hastig eintretend Herrmann von Busch; „soeben ist ein Protonotar aus Rom eingetroffen, der dem Hogstraten und Reuchlin die Ladung, binnen 30 Tagen vor dem heiligen Vater zu erscheinen, überbringt. Unserem Reuchlin ist aber seines Alters und Kränklichkeit wegen die Vertretung durch einen Procurator in Gnaden nachgelassen."

„Hussah in's Feld!" frohlockte Hutten. „Nun wird's Ernst, nun gilt's, dem Feinde die Zähne zu weisen. Ich halte Wort, Freunde, ich gehe nach Rom, um Reuchlin's Anwalt zu sein."

„Gott mit dir, Hutten! Wir lassen dich nicht sinken, wir stehen alle für einen und einer für alle; Reuchlin und Freiheit sei unser Feldgeschrei," riefen die versammelten Humanisten.

Hutten schrieb sogleich an Reuchlin, der ihm die rechtsbeständige Vollmacht zur Verfechtung seiner Sache nebst mannigfachen Schutzschriften und Empfehlungsschreiben an Gönner

und Freunde in Rom überschickte. Mit dem Kaiser zugleich verwendeten sich bei dem Papst Churfürst Friedrich von Sachsen, Herzog Ludwig von Baiern, Cardinal von Gurk, fünf Bischöfe, dreizehn Aebte und drei und funfzig Städte für den verfolgten Greis.

Auch seinem Vater eilte Hutten seinen Entschluß kund zu thun und ihn dadurch günstig zu stimmen, daß er zugleich den juristischen Doctorhut sich in Rom zu erstreiten versprach. Der Freiherr war damit wohl zufrieden und ließ es dem Sohne an Reisegeld nicht fehlen. Auch Graf Nüenar, Bilibald Pirkheimer und andere wohlhabende Humanisten trugen bereitwillig das Ihrige dazu bei und versprachen fortwährende Unterstützung bei dem kostspieligen Unternehmen zu leisten.

Hogstraten war indessen in stattlicher Begleitung mehrer Ordensbrüder und Diener in drei Wagen nach Rom abgereist.

Hutten ritt einsam auf seinem treuen Roß, doch stark und freudig im Bewußtsein der gerechten Sache.

Noch einmal flog er nach Augsburg, den Abschiedskuß auf die Lippen seiner Constanze zu drücken. Sie weinte mädchenhaft in der Trennungsstunde, aber sie freute sich auch, daß ihr Hutten wieder zu so Wichtigem in der Welt berufen sei.

„Nimm dieß zum Gedächtniß an deine Constanze, mein Ulrich," sprach sie, indem sie ihm ein kleines auf Elfenbein gemaltes Bild in goldener Fassung um den Hals hing. „Es ist mein Bildniß, das ich selbst für dich gefertigt. Ganz insgeheim hab' ich von einem unserer Maler die schöne Kunst, des Menschen Antlitz in Stoff und Farbe wiederzugeben, erlernt,

und, als ich mich stark genug dazu fühlte, mich selbst aus meinem Spiegel abconterfeit. So trag' es denn auf deinem treuen Herzen und mög' es dich wie eines Engels Schild beschützen!"

„Das wird es, mein Liebchen, denn es kommt von dir!" entgegnete Hutten, sie feurig umarmend und den Kuß von ihrem holden Munde auf das theure Bildchen übertragend, als woll' er ihm die rechte Liebesweihe geben.

„Bleibe treu deinem Deutschland und deinem deutschen Mädchen!" rief sie ihm scheidend nach.

„Ewig!" antwortete Hutten.

Siebente Schilderung.

Rom. — Flaminia. — Der Garten des Coritius.

Ein warmer Septemberabend ruhte auf der weiten öden Campagna, die das ewige Rom wie ein Friedhof der Weltgeschichte umgiebt. Wo einst zahlreiche blühende Städte mit anmuthigen Villen und prachtvollen Tempeln, Götterhaine mit Lustgärten und wogenden Saatfeldern wechselten, da breitet sich jetzt einförmiges Weideland oder nackter vulkanischer Boden aus. Nur in den Thälern, die hin und wieder die ungeheuere Wüste durchschneiden, richtet der Lorbeer neben der Eiche und der Feigenbaum bei der Ulme sich auf und mischt die Myrthe ihre weißen Blüthen mit den purpurnen Rosen des Oleanderbusches. In der Fläche aber erblickt man nur selten einen traurigen Wachholder- oder Cistusstrauch, wohl aber in Menge das aschgraue Heidekraut und die gelbe Geniste bei der duftigen Rosmarinstaude. —

Geisterhaft steigen hier und dort die Trümmer eines Grabmals, oder eines Porticus, eines Theaters oder andern Prachtgebäudes empor, das mit elegischem Ernst an längst verrauschte Jahrhunderte mahnt und seine verfallende Herrlichkeit von der

mitleidigen Natur mit grünendem Epheu überranken läßt. Am schauerlichsten aber dehnen die endlosen Bogenreihen jener kolossalen Aquäducte sich hin, die wie Riesenarme der alten Roma die Gegenwart gespenstisch zu umklammern scheinen. Menschenleer sind die Räume, wo sonst Tausende von kräftigen Arbeitern sich im rüstigen Geschäft des Landbaues getummelt. Nur hier und da lehnt an einer Ruine die ärmliche Hütte von Hirten der wandernden Büffel- und Schafheerden, und selbst diese fliehen in den heißesten Monaten nach den Gebirgen. Denn giftige Dünste erfüllen im Sommer der Erde entsteigend die Luft, und bedrohen jeden Bewohner mit tödtlichen Fiebern.

Tiefversunken in die Betrachtung dieses großen Zeitgemäldes ritt Hutten durch die schweigenden Gefilde der Campagna. Es war ihm, als sähe er die Schatten all' der Helden, Dichter und Redner aus den Trümmern ihrer Wohnungen schweben, es war ihm, als hörte er wieder das Siegesgeschrei der heimkehrenden Legionen und die Hymnen der heiteren Götterfeste. — Da sah er plötzlich die unermeßliche Stadt, vom Purpurschimmer der Abendsonne beleuchtet, ein Meer von Häusern, Palästen und Tempeln, von hundertfachen Thürmen gleich stolzen Masten überragt, auf ihren zehn Hügeln sich ausbreiten. Jetzt ritt er über die milvische Brücke, jetzt durch das alte flaminische Thor, und nun stand er in Rom selbst, auf der herrlichen Piazza del Popolo, womit Welschlands Königin den deutschen Pilger willkommen heißt! Wie durch Zauberschlag aus der einsam trauernden Campagna in eine lebenwogende Feenstadt versetzt, ließ Hutten die

staunenden Blicke ringsumherschweifen! — links und rechts prachtvolle Kirchen und Paläste, gegenüber auf der Rückseite in endloser Perspective fortlaufend der schöne Corso und zu dessen beiden Seiten die mit ihm wetteifernden Straßen Babuina und Ripetta, in des Platzes Mitte aber kühn zum Himmel aufstrebend ein granitener Obelisk. — An den Stufen des Monuments steht eine Gruppe von jungen Männern, die ihrer geschmackvollen und reichen spanischen Kleidung zufolge dem vornehmen Stande zugehören, in lebhafter Unterhaltung begriffen. Wie nun Hutten dicht am Obelisken hält und sein Blick unwillkürlich auf zwei der ihm zunächst stehenden Nobili fällt, rufen beide zugleich mit lautem Freudenausbruch: „Ulrich, theurer Bruder Ulrich!“

Hutten, der sich wie ein Träumender vorkommt, macht die Augen weit auf und fragt eben so verwundert: „Brüder Osthen?“

„Ja, wir sind es,“ erwiederte der ältere Johannes, „seit einem Jahr schon leben wir im herrlichen Rom, im Schooß der Wissenschaften und Künste.“

„Aber was führt dich hierher, theuerer Hutten?“ fragte der jüngere Bruder Alexander.

Hutten gab gedrängten Bericht über seine Schicksale und den Zweck seiner Reise, und die Osthen waren entzückt, daß der edle Reuchlin, an dem auch sie mit Begeisterung hingen, einen so heldenmüthigen Vertheidiger an ihrem Hutten gefunden habe.

„Du mußt bei uns wohnen, lieber Ulrich,“ begann Jo-

hannes, „wir dürfen uns keinen Tag von einander trennen. Die alten akademischen Tage von Frankfurt sollen uns hier herrlicher wieder aufblühen.“

„Und treue Bundesgenossen wollen wir dir sein im Kampf für Reuchlin's und des Lichtes heilige Sache,“ fügte Alexander hinzu.

„Topp,“ sprach Hutten, sie beide an der Hand fassend, „ich bin der Eurige!“

„Triumph, Triumph,“ rief Alexander jubelnd, „das soll ein Leben werden! Komm, Hutten, wir wohnen hier ganz in der Nähe auf dem Corso, der so recht eigentlich Roms große Hauptader ist.“

Wenn die Sonne gesunken ist und die Nacht ihren Sternenmantel entfaltet, beginnt das wahre italienische Stadtleben. Lärmend und singend rauschten die bunten Volkswogen auf und nieder, während sich Andere vor den zahlreichen Wein- und Speiseläden um aufgestellte Tische gruppirten, und essend und trinkend, würfelnd und musicirend belustigten.

Eine breite Marmortreppe führte die drei Freunde in ihre mit Gemälden und Sculpturen geschmückte Wohnung, wo sie beim feurigen Syrakuser bis tief in die Nacht hinein plauderten. Die beiden Brüder Osthen waren in allen römischen Zuständen und Verhältnissen wohlbewandert und konnten deßhalb unserem Hutten bei seinem Vorhaben mit dem besten Rath zur Seite stehen.

„Vor allen Dingen,“ sprach Johannes, „mußt du dich mit dem Cardinal Dominico Grimani, einem großen Gönner

Reuchlin's, befreunden und durch ihn eine Audienz bei dem heiligen Vater zu erlangen suchen."

„Reuchlin hat mir einen Brief an den Cardinal mitgegeben," entgegnete Hutten.

„Desto besser," sagte Alexander, „so wollen wir dich sogleich morgen früh zu ihm geleiten, denn hier ist keine Zeit zu verlieren. Prior Hogstraten ist schon seit sieben Tagen in Rom und thut gewiß alles Mögliche, um seine Parthei zu verstärken."

„Könnt ihr mir nicht einen ehrlichen Actenmann empfehlen, liebe Freunde, der mit dem Handwerksmäßigen der edeln Jurisprudenz tüchtig umzuspringen und mir in dem verzwickten Handel mit gutem Dienst zur Seite gehen kann. Ihr wißt ja wohl, daß weder das liebe römische Recht, noch das theuere Canonische, zu meinem Lieblingstudien gehört."

„Da ist geholfen," versetzte Johannes, „wir kennen einen Sachwalter aus Bremen, Namens van der Wick, gelehrt und rechtschaffen wie Papinianus, der seit langen Jahren hier Praxis treibt und bei allen hiesigen Behörden Bekanntschaft hat. Der wird ganz dein Mann sein."

„Vortrefflich," frohlockte Hutten, „das Capitalstück muß ich morgen am Tage kennen lernen."

„Das wird sich machen," antwortete Johannes, „denn er pflegt gewöhnlich seine Abende bei dem trefflichen Coritius zu verbringen, bei dem auch wir häufig einsprechen."

„Wer ist dieser Coritius?"

„Ein reicher Landsmann aus Trier, ursprünglich Goritz

genannt, der seit zwanzig Jahren hier einheimisch und ein freigebiger Mäcenas für alle Gelehrten und Künstler ist. Sein Haus und sein Garten sind der Sammelplatz unserer ausgezeichnetesten Geister, und besonders wetteifern die armen Poeten um seine Gunst. Am Feste der heiligen Anna, seiner Schutzpatronin, giebt er stets ein prachtvolles Gastmahl, welchem dichterische Wettkämpfe und künstlerische Darstellungen aller Art folgen. Vor zwei Jahren hat er sich in der Kirche des heiligen Augustinus eine herrliche Familienkapelle erbaut, worin die Madonna mit dem Jesuskinde und der heiligen Anna, ein Meisterstück von Andreas Contuni, prangt. Auf dem Altar dieser Capelle pflegen die dichtenden Hausfreunde ihre poetischen Opfer niederzulegen, und solche Gedichte sind unter dem Namen carmina pro ara Coritiana zu Legionen bekannt."

„Ich dichte ihm auch noch ein Dutzend dazu, wenn ich guter Laune bin," sagte Hutten scherzend. „Giebt es noch mehr Leute dieses Schlages hier?"

„Ein herrliches Leben ist seit Leo X. für alle Künstler, Dichter und Gelehrte hier aufgegangen. Es gehört zum guten Ton, ihnen den Hof zu machen und der Papst selbst geht darin mit gutem Beispiel voran. Kein Abend, wo sich nicht da und dort die geistreichsten Kreise versammelten; bald bei dem Grafen Castiglione, bald bei dem päpstlichen Geheimschreiber Bembo, bald bei dem Cardinal Grimani und so manchem andern edeln Gönner des Guten und Schönen. Und Leo ist die Seele aller dieser Bestrebungen, der Mittelpunkt

aller neuen Schöpfungen auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft."

„So wäre also doch einmal einem Papste zu trauen?" fragte Hutten. „Auch Julius II. war kunstliebend, aber der Säbel des Kriegers galt ihm noch mehr und jede Gewaltthat, die ihn zu neuen Eroberungen führte, war ihm recht. Die Kunst war nur eine schöne Sclavin, die seiner Eitelkeit diente."

„Auch den Julius wirst du anders beurtheilen lernen, wenn du länger unter uns weilest. Aber noch höher steht unser Leo. Das Collegium Romanum, die altehrwürdige Universität Roms, ist durch ihn vom Tode auferweckt worden. Hundert der trefflichsten Gelehrten sind als Professoren für alle Fächer des Wissens angestellt und locken lehrbegierige Jünglinge aus allen Gegenden herbei. Eine andere Schöpfung des großen Mannes ist die griechische Akademie, eine Pflanzschule von jungen eingebornen Griechen, die der Papst unter die Leitung des weisen Laskaris gestellt und reich dotirt hat. Auch das Studium der orientalischen Sprachen wird von Leo nach allen Kräften ermuntert und besonders das Hebräische zum bessern Verständniß der heiligen Schriften eifrig gefördert."

„Gott sei gelobt," rief Hutten, „nun glaub' ich euch und will selbst ein Schwärmer für euern Leo werden, wie ihr. Ja, wenn das Oberhaupt der Kirche selbst die neue Zeit so richtig erfaßt, wenn es sich selbst an die Spitze der Bewegung stellt, die alle bessern Geister jetzt durchzuckt, wenn es zur lichtspendenden Sonne für Millionen werden will, dann bin ich der

Erste, der freudig unter Sanct Peter's Banner ficht, dann ist die Sache der Finsterlinge um so sicherer verloren und der heitere Geisterfrühling wird ohne verwüstende Stürme kommen."

Spät begaben sich die Freunde zur Ruhe, und frohe phantastische Träume umgaukelten den aufgeregten Hutten in seiner ersten römischen Nacht. Die Ungeduld trieb ihn mit der Morgendämmerung vom Lager auf den Altan, wo er das erwachende Leben im Corso belauschte. Ein Bild nach dem andern entfaltete sich vor seinen Augen. Hier schlug ein Handwerker seine Werkstatt vor dem Hause im Freien auf; dort setzte sich ein Schreiber an den Tisch vor der Thür, um den Schriftunkundigen auf Verlangen Liebesbriefe oder Klagen und Suppliken zu schreiben. Die Straße füllt sich mit Landleuten in malerischer Tracht, die auf Mauleseln reitend oder in kleinen zweiräderigen Wagen fahrend den Marktbedarf zur Stadt bringen; alles singt, lärmt, gestikulirt, ist fröhlich und guter Dinge. — Plötzlich aber läßt sich das Läuten eines Glöckleins und der Klang gedämpfter Posaunen und Klarinen vernehmen; ein Leichenzug bewegt sich beim ersten Morgenstrahl die Straße hinab, aber nicht ernst und düster wie im deutschen Norden, auch der Tod muß unter dem heiterblauen Himmel seine Schreckgestalt verlieren; auf buntbemalter Bahre liegt frei und offen im violetten Gewand eine jugendliche Gestalt, deren schönes blasses Antlitz der Morgenschimmer röthet; Priester mit brennenden Kerzen und Knaben mit rothen Chorhemden wandeln voran. — Kaum ist der Leichenzug ver-

schwunden, so schreitet eine fromme Brüderschaft, vom Kopf bis zum Fuß in graue Fledermausmasken vermummt, gespensterartig daher. Doch im schneidenden Gegensatz mit ihr zieht jetzt eine Abtheilung der schweizerischen Leibwache des Papstes im bunten Wamms und weiten Pluderhosen, mit hohen Hellebarden und breitem Seitengewehr bewaffnet, unter klingendem Spiel den Corso herab. Nun erwacht auch das Heer der geistlichen Besatzung Roms; Mönche aller Orden und Nationen sind auf den Beinen; Carmeliter, Franziskaner, Benedictiner und Hospitaliter in Kutten aller Farben treiben sich im bunten Gewimmel durch einander. — Jetzt erblickte Hutten auch eine Schaar von Dominikanern und fühlte sich von Kampflust gegen die Dunkelmänner durchzuckt. „Auf, Brüder Osthen, auf!" rief er den Freunden zu, „meine Gegner sind wach, führt mich zum Cardinal Grimani!"

„Wo denkst du hin, lieber Ulrich," erwiederte Johannes, „wir zählen erst sieben Uhr, und die Eminenz empfängt nicht vor elf."

„So laßt uns bis dahin eine Wanderung durch die Stadt antreten. Führt mich zu den Säulen Trajan's und Antonin's, zum Pantheon, auf's Kapitol, in's Colosseum, ich brenne vor Ungeduld, den klassischen Boden zu betreten."

Sie gingen. Hutten schwelgte vor Entzücken beim Anschauen der großen Denkmale alter und neuer Baukunst und Sculptur. — Jetzt standen sie vor der einfach edeln Rotunde des Pantheon, einst allen Göttern, jetzt der heiligen Jungfrau geweiht. Eben wollten sie die Stufen des Portals hinansteigen,

als ein rasch vorfahrender Wagen ihnen den Weg versperrte. Drei reichgekleidete Lakaien sprangen herab, öffneten die Thür und hoben zwei junge schlanke Frauengestalten heraus, die mit Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand sich in den Tempel begaben.

„Wer wohl die schönen Signora's sein mögen?" fragte Hutten.

„Es sind die Nichten des Cardinals Grimani, Flaminia und Beatrice Savelli," entgegnete Alexander.

Hutten und die Osthen folgten den Damen. Der Priester hielt das Hochamt am Hauptaltar; eine magische Beleuchtung fiel durch die offene Kuppel anf die erhabene Säulenhalle. Zahlreiche Gruppen von Betenden aus den untern Volksklassen knieten da und dort auf den Marmorplatten; die geschäftigen Diener des Cardinals aber breiteten purpurne Sammtkissen für die zarteren Kniee ihrer Gebieterinnen aus, die sich anmuthsvoll darauf niederließen. Die Schleier flogen zurück und die Augen richteten sich andächtig nach dem Altar. Hutten trat näher. Es waren zwei edle römische Gesichter, die ihm in die Augen fielen. Die jüngere Schwester war das schöne Urbild weiblicher Engelsmilde und Reinheit. Ihre sanften blauen Augen blickten mit Demuth nach dem hohen goldenen Cruzifix, das zwischen den Kerzen von zwölf silbernen Candelabern leuchtete; sie schien ganz aufgelöst in Gefühlen des Dankes und der Hingebung. Flaminia dagegen schlug die feurigen schwarzen Sterne fest und muthig empor; es war, als ob sie sich den Himmel mehr erobern als erflehen wollte.

Auf Beatricens Wangen war ein zartes Roth hingehaucht und lichtbraune Locken ringelten um ihren blendend weißen Nacken; Flaminia's Antlitz dagegen trug die echtsüdliche gleichmäßige Farbe, die den Gesichtern jenen plastischen Anstrich giebt und die durch die Fülle ihres glänzend schwarzen Haares noch erhöht ward. Beatricens etwas kleinere Gestalt hatte mehr weibliche Weichheit, Flaminia's schlanker Wuchs aber war straff, stolz, heldenkühn, wie der einer Minerva.

Die Messe war zu Ende und die Damen standen auf. Beatrice verließ, ohne um sich zu schauen, den Tempel. Flaminia aber warf einen Blick nach Hutten's Seite und ihr Auge traf das seinige.

Die gewaltige Macht der stolzesten südlichen Frauenschönheit begann ihren Zauber auf ihn zu üben. „Kennt ihr die beiden Signora's näher?" fragte Hutten die Freunde, als der fortrollende Wagen ihren Augen entschwand.

„Ja wohl," antwortete Alexander, „der Cardinal, der ein großer Freund von Literatur und Kunst ist, erlaubt uns, seine Conversationen zu besuchen, wo die geistreichsten Männer mit einander wetteifern und die anmuthigsten Frauen ihnen Beifall spenden. Flaminia und Beatrice, zwei schöne Waisen, die unter des Oheims Dach und Obhut wohnen, sind stets dabei gegenwärtig."

„Und ich verrathe dir noch," setzte Johannes hinzu, „daß dieser Alexander da von der sanften Beatrice besiegt worden ist."

„Er möge sie wieder besiegen," antwortete Hutten; „vielleicht geht es dir eben so mit der feurigen Flaminia."

„Nein, nein," antwortete Johannes, „die ist mir zu herrisch; noch hat keiner bei ihr Glück gemacht. Wie wär's aber, Hutten, wenn du selbst — — — —"

„O schweig, Bruder," unterbrach ihn Ulrich, „mir bleibt Wichtigeres in Rom zu schaffen, und übrigens sagt' ich euch ja schon, daß mir Constanze Peutinger in Augsburg — — — —"

„Nun, eine in Deutschland und eine in Italien, das ist doch wahrlich nicht zu viel," erwiederte lachend Alexander.

„Aber kommt," sagte Johannes, „jetzt ist es Zeit, daß wir zum Cardinal gehen; wir haben noch ein ziemliches Stück bis zur Piazza Colonna, wo sein Palast liegt."

Auf dem Wege dahin begegneten den Freunden starke Abtheilungen von Fußvolk, die eben vom Marsch zu kommen schienen und die Hutten für deutsche Landsknechte erkannte.

„Wie kommen die hierher?" fragte er die Osthen. „Will der Nachfolger Petri den allgemeinen Frieden stören?"

„Es ist Kriegsvolk," begann Johannes, „was aus dem Herzogthum Urbino zurückkommt, wo es nicht weiter gebraucht wird. Du wirst gehört haben, daß der Papst seinen Vasallen, den Herzog Domenico Montefeltri, vor einem halben Jahre aus allerlei guten Gründen zur Verantwortung gezogen und dem Widerspenstigen das Land genommen hat, womit er seinen Neffen, den jungen Prinzen Lorenzo von Medici, beliehen."

„Wenn nur die Belehnung nicht der Grund der Strafe

war; wir kennen schon den Nepotismus des heiligen Stuhles," bemerkte Hutten.

„Du irrst," vertheidigte Johannes; „der Herzog hatte einen schändlichen Mord mit eigener Hand am Cardinal von Pavia begangen, er hatte dem heiligen Vater allen Beistand als Vasall verweigert und sich in geheime Verbindungen mit Frankreich eingelassen."

„Das ist etwas Anderes," entgegnete Hutten, „aber ich wollte doch, der Papst hätte das Herzogthum nicht gerade seinem Neffen gegeben."

Unter diesen Gesprächen war man auf die Piazza Colonna gelangt. „Was seh' ich," rief Hutten mit staunendem Entzücken, „ist jene Riesensäule dort nicht das Siegesdenkmal Antonin's?"

„So ist es," antwortete Alexander, „und jener Palast zur Rechten ist die Wohnung des Cardinals Grimani, zu dem wir dich geleiten wollen."

„O sie waren doch groß in Allem, was sie thaten, diese alten Römer," rief Hutten im Anschauen der Säule verloren. „Wie herrlich sich die Schlachten und die Märsche, und die Flußübergänge und die Triumphzüge in kühner Spirale vom Sockel bis zur Spitze der ungeheuern Columna hinaufwinden! — Ich werde noch oft vor dir stehen, du Zeuge von dreizehn entflohenen Jahrhunderten! — Aber ich folge euch, lieben Freunde."

Der Cardinal Grimani war ein hoher edler Greis von fünf und sechzig Jahren, der in seinem faltenreichen purpurnen

Talar und rothem Käpplein auf dem silberweißen Scheitel wie ein echter Kirchenfürst aussah. Mit väterlichem Wohlwollen empfing er unsern Hutten und äußerte die lebhafteste Theilnahme an dem verwickelten Handel Reuchlin's mit den cölner Dominikanern.

„Seid ohne Sorgen, lieber Hutten," sprach er gütig, „ich werde die Sache unsers Reuchlinus zu der meinigen machen und verspreche euch im voraus den besten Erfolg. In diesen nächsten Tagen sollt ihr von mir dem heiligen Vater selbst vorgestellt werden, der große Vorliebe für den gelehrten Wiederhersteller des griechischen und hebräischen Sprachstudiums hegt."

Hutten ergoß sich in den feurigsten Danksagungen. Der Cardinal erkundigte sich nun theilnehmend nach diesem und jenem deutschen Humanisten, mit welchem er in brieflichen Verkehr stand. Auch Hutten's poetische Werke und kräftige Reden waren ihm nicht unbekannt und er erfreute sich gar sehr an seiner Unterhaltung, die bald im eleganten Latein, bald im Italienischen geführt wurde.

Hutten verließ den Cardinal in der besten Stimmung. „Wenn Rom noch viel solche Männer besitzt," sprach er, „so bekomme ich alle Achtung vor seinem Clerus und will gern mein altes Vorurtheil gegen die apostolische Curie ablegen."

„Du wirst noch Manches mit andern Augen hier anschauen lernen," erwiederte Johannes von Osthen. „In dieser milden heitern Luft, wo alles nur Klarheit und Schönheit athmet, wo die freundliche Natur und die ewig segensreiche

Huttens Dichterkrönung.

Kunst sich die Hände zum beglückenden Bunde bieten, da streifen wir Deutschen allmälig unsere nordische Schroffheit und Schärfe ab, wir lernen das Großartige der Verhältnisse würdigen und werden selbst unvermerkt großartiger dabei. Das Schöne und Erhabene der alten und neuen Zeit schmilzt hier wunderbar in Eins zusammen."

Der Nachmittag ward von den Freunden zu einer Wanderung nach dem alten großen Forum, nach dem Colosseum und den Trümmern der Kaiserpaläste benutzt. Der Abend aber führte sie in das Besitzthum des deutschen Mäcenas, mit welchem die Osthen unsern Hutten bekannt machen wollten. An einer der schönsten Stellen des esquilinischen Hügels lag die reizende Villa des reichen Coritius, deren Garten terrassenförmig zur Anhöhe hinanstieg und überall die zauberhaftesten Fernsichten darbot. Unter schlanken schirmtragenden Pinien und alten hohen Lorbeerbäumen lustwandelten zwanglos da und dort die zahlreichen Gäste. Einige verbargen sich zum stilleren Gespräch in eine Rosen- oder Myrthenlaube, andere lagerten sich erfrischend am Rande eines Marmorbeckens, das von einer lieblichen Najade mit krystallheller Fluth versorgt wurde; andere pflückten purpurne Trauben und goldene Hesperidenfrüchte, die in üppigster Fülle zum Genuß luden.

„Schau, Hutten," begann Johannes von Osthen, „dort kommt unser Coritius mit dem berühmten Dichter Francesco Molza Arm in Arm aus jenem rosigblühenden Oleanderwäldchen hervor; laß uns ihnen entgegen gehen."

Coritius war ein rundes behagliches Männchen in den

funfziger Jahren mit einem klugen Kunstkennerkopf. Die bedeutende Adlernase verrieth kritischen Scharfsinn und um den Mund spielte ein leichter Zug von faunischer Lüsternheit. Ohne selbst in der dichtenden oder bildenden Kunst etwas Productives zu leisten, besaß er doch in beiden ein sehr feines Urtheil und die regste Empfänglichkeit für den Genuß alles Schönen und Erhabenen. Dabei mochte man ihm die kleine Eitelkeit, sich durch Dichter und Künstler feiern zu lassen, gern zu Gute halten, da sie durch die Aufmunterung und Unterstützung junger Gelehrten und Künstler und durch seine Freigebigkeit beim Ankauf von Büchern und Kunstwerken sehr aufgewogen wurde.

Francesco Molza, der jetzt eben unsern Mäcenas begleitete, war ein feingebauter Italiener im mittlern Mannesalter. Seine feurigglänzenden Augen und die edle freie Stirn kündigten den in der lateinischen wie in der italienischen Sprache gleichgewandten Dichter der Liebe an, den man seiner zarten und lebendigen Poesien wegen den neuern Tibull zu nennen pflegte.

„Seid mir willkommen, liebe Herren von Osthen," begann mit herzlicher Anrede Coritius, „und doppelt willkommen, da ihr noch einen dritten Freund mitbringt."

„Einen Freund," antwortete Alexander, „den ihr gewiß mit offenen Armen empfangen werdet, theuerer Coritius, unsern edeln Landsmann Ulrich von Hutten."

„Wie? Was?" rief der Dichterfreund außer sich vor Entzücken, „Hutten in meinem Garten, Hutten, der elegante

Dichter der Elegien gegen die Lötze, der Verfasser des kühnen Mahngedichts an Kaiser Maximilian und der beißenden Epigramme aus Italien, der freisinnige Redner, der jüngst gegen einen Herzog vor Kaiser und Reich in die Schranken getreten ist und mit demosthenischer Kraft gesprochen hat, Hutten, Hutten in meinem Garten — o laßt euch umarmen, edler, gelehrter, trefflicher Mann!"

„Laßt auch mich an dieser Freude Theil nehmen!" fuhr Molza fort. „Auch Italiens Dichter ehren und bewundern euern Genius, Ritter Hutten, denn alle Dichter der Welt sind ja Brüder eines großen Bundes."

„Die deutschen Musen beginnen aus langem Winterschlaf zu erwachen," entgegnete Hutten, „aber es wird noch Zeit vergehen, ehe sie euerm Vorsprung nachkommen. Dante, Petrarka, Boccaccio, Ariosto und so viel andere herrliche Namen — wo ist ein Land, das sie gleich aufzuweisen hätte!"

Hutten ward von dem freundlichen Wirth im Triumph auf einen großen schattigen Platz vor der Villa geführt, wo sich schon die meisten Gäste versammelt hatten. Hier lernte er den blüthenreichen Sannazaro, hier den heldenkühnen Sänger Tebaldeo, hier den harmonischen Accolti kennen. Alles drängte sich grüßend und lobend um den deutschen Dichter, der die alte Sprache Latiums so gewandt wie ein Römer zu bemeistern wußte.

„Jetzt will auch ich meinen Landsmann umarmen," sprach

hervortretend ein hagerer Vierziger mit biederfesten deutschen Zügen auf einem ernsten gelben Arbeitsgesicht.

„Ei freilich habt ihr das volle Recht dazu," sprach ihn vorstellend der höfliche Coritius: „Dieß hier, mein edler Ritter Hutten, ist der ehrenwerthe Doctor juris und praktische Sachwalter Gerhard van der Wick aus Bremen, der sich schon seit zwanzig Jahren bei uns in Rom einheimisch gemacht und den Ruhm eines eben so tüchtigen Juristen als feinen lateinischen Epigrammatisten erworben hat."

„Da seid ihr ganz mein Mann," sprach Hutten freudig, indem er den Advokaten hastig in eine Laube bei Seite zog. Der Gedanke an den ehrwürdigen Reuchlin und an die große Absicht seiner Sendung trat ihm mit aller Lebendigkeit vor die Seele und ließ ihn allen poetischen Weihrauch darüber vergessen. Mit kurzen Worten machte er den Bremer mit dem Zweck seiner Reise bekannt und suchte ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen. „Ehrlich gesagt, lieber Doctor van der Wick," sprach er, „ich bin ein besserer Redner als Actenmann und völlig unbekannt fürwahr im Labyrinth des römisch-apostolischen Geschäftsgangs. Wir aber beide vereinigt, wir machten wohl den richtigen Centauren aus."

„Topp, Ritter Hutten, ihr habt ganz euern Mann an mir gefunden und hoffe ich in der That, euch nützlich zu werden. Es ist nichts Leichtes, auf diesem schlüpfrigen Boden hier zu gehen, ohne zu fallen, nichts Leichtes, sich durch das dichtverschlungene, dornenreiche Gestrüpp von Hindernissen Bahn zu brechen, um endlich auf sieben Umwegen an's erwünschte Ziel

zu gelangen. Das Recht ist hier ein gar armselig Ding, wenn ihm nicht der Schutz der Gönnerschaft zur Seite steht. Die Gönnerschaft aber ist ein tausendköpfiges Ungeheuer, das den Cardinal so gut wie den letzten Thürhüter in sich faßt, und zu allen diesen tausend Köpfen paßt nur ein Schlüssel —, der heißt Gold oder Bestechung, die unter dem hübschen Namen des Ehrengeschenks auftritt. Ihr werdet erschrecken, wenn ihr das innere Gewebe unsers Hof- und Gerichtswesens völlig durchblicken werdet. Ueberall giebt es Ränkesucht und Partheiung, im hohen Cardinalscollegium, wie in der apostolischen Canzlei, in der Dataria, welche die Gnadenbezeigungen ausfertigt, wie in der Rota-Romana, die unser oberstes Civil- und Criminalgericht ist. Da giebt es Mediceer, die es mit der päpstlichen Familie Medici halten, und Antimediceer, die das Gegentheil thun; Humanisten und Obscuranten, italienische Patrioten und Kaiserlichgesinnte, endlich noch eine französische, spanische und venetianische Parthei. Das aber haben sie alle mit einander gemein, daß sie nichts ohne Geld und Geschenke thun."

„Und wie verhandelt es sich mit dem heiligen Vater selbst?" fragte Hutten.

„Der Papst selbst wäre so übel nicht," entgegnete der Sachwalter, „wenn er nicht von dem Heer von habgierigen Prälaten und Curtisanen umzingelt wäre."

„Was versteht ihr unter Curtisanen?"

„So nennen wir hier alle die untern Hof- und Canzleibeamten, welche gleichsam die äußere Wallmauer der apostoli-

schen Festung bilden. Da giebt es Kämmerer und Stallmeister, Abbreviatoren, welche die päpstlichen Bullen und Breven entwerfen, Taxatoren, welche die Sporteln dafür aufsetzen. Plumbatoren, die das bleierne Siegel an den Bullen befestigen Examinatoren, Sollicitatoren, Procuratoren, —· doch die Ohren möchten euch wehthun, Herr Ritter, wenn ich euch die ganze Legion, die sich auf oren endigt, auf einmal aufzählen wollte."

„Warum hält denn aber der Papst nicht bessere Ordnung unter diesen Leuten?"

„Weil er ihnen die Aemter erst für schweres Geld verkauft hat und ihnen daher durch die Finger sehen muß, wenn sie sich wieder durch andere ehrliche Leute bezahlt machen."

„Braucht denn der heilige Vater bei seinen großen Einkünften zu solchem Aemterschacher seine Zuflucht zu nehmen?"

„Unser Leo ist ein hoher trefflicher Herr, von feiner klassischer Bildung und von großartigen künstlerischen Ansichten aber unsere Römer, die mit ihrem Witz selbst ihre heiligen Väter nicht verschonen, pflegen von ihm zu sagen: Er verzehre drei Papstthümer auf einmal, das seines Vorgängers, sein eigenes und das seines Nachfolgers. Rechnet nun noch hinzu, was ihm jährlich die Indulgenzen, die Annaten, die Pallien, und was dem mehr ist, eintragen, und ihr werdet einen kleinen Begriff davon haben, was — — — —"

„Aber so sagt mir nur, wo ihr beide bleibt," fragte ungeduldig herzukommend Mäcenas Coritius. „Das Vespergeläut ertönt schon längst von Santa Maria Maggiore herüber

und es ist Zeit, daß wir unsern heutigen Wettkampf beginnen. Ihr treibt wohl gar hier Juristerei zusammen, statt die Saiten euerer Cythern zu spannen? Fort mit der Themis, wo Apollo herrscht!"

Damit nahm er beide hastig am Arm und führte sie auf die Arena zurück, wo zierliche Bänke sich um ein marmornes Apollobild unter einem Schattengewölbe von Lorbeerbäumen reihten.

Kräftig und anmuthig sangen die edeln Dichter bald in der würdevollen Sprache des alten Latiums, bald in der melodischen des neuern Italiens. — Auch Hutten improvisirte einige Sinngedichte zum Lobe der Heroen italienischer Dichtkunst, denen rauschender Beifall folgte, als plötzlich ein Diener in den Farben des Hauses Grimani ihm ein Schreiben des Cardinals überbrachte. Hutten erbrach es eilig und fand darin eine Einladung, sich am nächsten Morgen bei Grimani einzufinden, um durch ihn dem Papst vorgestellt zu werden.

„Les't, lieber van der Wick," sprach er freudig zum Rechtsmann.

„Meinen Glückwunsch zum guten Anfang, Ritter; setzt mich sogleich vom Erfolg der Audienz in Kenntniß."

„Es lebe Reuchlin!" rief der frohlockende Hutten, der den Anbruch des nächsten Tages vor Ungeduld kaum erwarten konnte.

Achte Schilderung.

Papst Leo X. — Rafael Sanzio. — Dichterabend bei Cardinal Grimani. — Flaminia und der Abbate Antonio.

Im einfach geschmückten Wohnzimmer des Vatikans saß Leo X., das geistliche Oberhaupt der Christenheit, thätig in Staatsgeschäften mit seinen Geheimschreibern Bembo und Sadoleto arbeitend. Jetzt erhebt er sich, geht hastig einige Mal auf und nieder, und bleibt dann in sinnender Betrachtung stehen, indem er die weiße wohlgeformte Hand auf die Mosaiktafel des Marmortisches stützt.

Betrachtet diese edle hohe Gestalt, diesen großen Kopf mit klugen Augen und bedeutsamen Zügen, worin sich die Würde des Regenten mit dem eigenthümlichen Ausdruck des Priesters, die Feinheit des Staatsmannes mit der heitern Freiheit des Kunst- und Wissenschaftfreundes mischt, und ihr werdet gestehen, daß ihr eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten vor euch habt. Es ist der zweite Sohn des großen Beherrschers von Florenz, Lorenzo von Medici, der, umgeben von Gelehrten und Künstlern, eine treffliche Erziehung erhielt.

Mit dem achtzehnten Jahre ward ihm der Cardinalshut, mit dem acht und dreißigsten die dreifache Krone zu Theil. Jetzt als Mann von ein und vierzig Jahren, im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte sich fühlend, blickt er, kühne Entwürfe im Busen rollend, auf ein langes thatenreiches Leben hinaus.

„Fertigt sogleich das Breve an den Kaiser aus, Sadoleto," begann er zu diesem gewendet, „sagt, daß ich ihm zur endlichen Beilegung der langen Fehde mit Venedig und Frankreich von Herzen Glück wünsche, und ihm meinen apostolischen Segen für das fernere Gedeihen seiner Staaten ertheile. Bringt mir das Mundum noch diesen Morgen zur Unterschrift."

Sadoleto ging.

„So ist nun endlich zu Noyon der längst ersehnte allgemeine Friede zu Stande gekommen," sprach der Papst zu Bembo, „und wir können in Italien wieder freien Athem schöpfen. Freilich sind wir noch weit entfernt vom Ziele; denn so lange das stolze Frankreich noch Mailand, so lange Spanien noch Neapel besitzt, wird die alte Kriegsflamme immer von Neuem wieder emporlodern und Italien der Schauplatz sein, wo die Fremden ihre Schlachten ausfechten. O Bembo, wird mir einst Gott das Glück gewähren, unser theueres Vaterland von allen diesen verhaßten Fremden zu befreien? Das war das Ziel, wonach schon mein Vorgänger Julius gerungen hat und das ich selbst beharrlich immer angestrebt. Deßhalb eben wurde von uns der eine jener stolzen

Herrscher immer gegen den andern aufgestachelt, damit sie sich gegenseitig aufreiben und Italien Kraft gewinnen möchte, sich endlich aller zugleich zu entledigen. Mit allen ward unterhandelt, in alle Verhältnisse haben wir uns gemischt, damit wir das verworrene Netz der Politik an sichern Fäden hielten. Denn die Macht des heiligen Stuhles ist die Macht des Geistes, die über die rohen Massen der Völker gebieten soll und muß."

„Euere Heiligkeit," entgegnete Bembo, „sind von der göttlichen Vorsehung ausersehen, Italiens politischer Retter zu werden, wie sie bereits sein Wohlthäter durch Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste geworden sind. Ein langes glorreiches Leben steht ihnen noch bevor, und ein günstiges Geschick wird ihre Mühen krönen."

„Noch sind wir überall von Feinden bedroht, mein treuer Bembo, ja in unserer nächsten Nähe schleicht der Verrath mit schwarzen Entwürfen umher. Habt ein sorgsames Auge auf den Cardinal Alfons Petrucci, sag' ich euch. Er kann es nicht vergessen, daß wir seinen Bruder Borghese, den schändlichen Tyrannen von Siena, seines Landes beraubt und seinen bessern Verwandten, Rafael Petrucci, den Bischof von Grossetto, damit beliehen. Ich weiß, daß er geheime Verbindungen mit dem vertriebenen Herzog von Urbino unterhält und Briefe mit der französischen und spanischen Regierung wechselt. Auch den Cardinälen Riario und Sauli traue ich nicht recht; ihr scheuer Blick weicht mir aus, wo ich ihm begegne, und beide halten mit dem Alfons Petrucci fest zusammen."

„Des Cardinals Grimani Eminenz und der deutsche Ritter Ulrich von Hutten," rief anmeldend ein Kämmerling.

„Führt sie herein."

Hutten vollzog mit Anstand die vom Ceremoniell vorgeschriebene Kniebeugung; der Papst hieß ihn aufstehen und sprach freundlich zu ihm: „Ihr kommt zu uns als Anwalt des ehrwürdigen Doctor Reuchlin, Ritter Hutten; seid uns willkommen in Rom mit so ehrenvollem Auftrag."

„Heiliger Vater," antwortete Hutten mit Wärme, „mög' es euerer Weisheit gefallen, die gute Sache des Rechts und der freien Wissenschaft gegen die Macht der Finsterlinge in Schutz zu nehmen."

„Seid unbesorgt," sprach jener gütig, „es soll weder das Recht noch die Wissenschaft gekränkt werden. Wir schätzen den alten gelehrten Reuchlinus gar hoch; denn er ist es, der euch in Deutschland zuerst den Weg zur Kenntniß des Griechischen und Hebräischen gebahnt hat. Was seinen Streit mit den Dominikanern zu Cöln betrifft, so soll er mit strenger Unpartheilichkeit geprüfet und entschieden werden. — Cardinal Grimani, wir ernennen euch zum Präses der Specialcommission, die sich mit Entwirrung dieses Handels beschäftigen soll, und wählen die Presbytern von Santa Maria Maggiore und Santa Agnese, so wie die Doctoren der Rechte Accursius und Ricciardi zu euern Beisitzern. Prior Hogstraten aus Cöln wird als Kläger persönlich vor euch erscheinen, Reuchlinus aber durch den Ritter hier vertreten werden. Euere Vollmacht, Hutten!"

Hutten überreichte sie nebst den Schreiben der Fürsten, Grafen, Bischöfe, Aebte und Magistrate, die sich für die Sache Reuchlin's verwendeten. Leo überflog die Papiere und sprach wohlwollend: „Wir wünschen euch Glück, Ritter Hutten, daß euch die Vertheidigung eines solchen Mannes zugefallen und freuen uns, daß Deutschland so regen Eifer für seine Gelehrten zeigt. Ihr selbst, Hutten, seid ein schöner Beweis, daß Deutschlands Adel auch die Wissenschaft nicht mehr verschmäht. Wir kennen gar wohl euere trefflichen lateinischen Gedichte und wissen euern Geist zu schätzen. Zwar habt ihr unsern Vorgänger Julius II. in euern Epigrammen oft etwas scharf mitgenommen, doch der Dichter ist ein freier Mann, dem wir ein keckes Wort gar wohl gestatten mögen."

„Deßhalb, heiliger Vater," entgegnete Hutten mit edlem Feuer, „werdet ihr auch unsterblich fortleben in unsern Gesängen."

Das Gespräch wendete sich zur bildenden Kunst. Leo erkundigte sich theilnehmend nach Albrecht Dürer in Nürnberg und freute sich dessen, was Hutten von ihm berichtete.

„Ich bin begierig," sprach der Papst, „was ihr zu meinem Rafael sagen werdet, Hutten. — Cardinal Grimani, ihr könntet den Ritter alsdann zu den Frescobildern geleiten, womit der Künstler unsern Vatikan geschmückt. Doch vorher, Hutten, thut noch einen Blick nach jener Seite hin."

Er zeigte auf die offenstehende Glasthür eines Altans. Hutten schaute mit Bewunderung den beginnenden Bau jenes Riesendomes, der jetzt seit drei Jahrhunderten schon Sanct

Peter's Namen verherrlicht und ihn bis zur spätesten Nachwelt tragen wird. Julius II. hatte das Werk durch seinen großen Architekten Bramante begründen lassen, der es unter Leo X. fortsetzte, bis ihn 1514 der Tod abrief. Kurz vorher noch hatte sich der Meister seinen Neffen Rafael Sanzio von Urbino zum Nachfolger ernannt, und der Papst bestätigte sein großes Vermächtniß.

„Was seh' ich," rief Hutten staunend aus. „Riesenpfeiler erheben sich da und dort, als wollten sie gleich dem Atlas die Himmelskugel tragen, und Marmorsäulen, wie ich sie noch nimmer schaute, ordnen sich zum festlichen Reigen!"

„Ihr seht den Anfang eines Baues," begann mit prophetischer Würde der Papst, „der ewig dauern soll, wie diese ewige Stadt. Gleich wie das Kapitol das unantastbare Palladium des alten kriegerisch-heidnischen Roms gewesen, so sei Sanct Peters-Dom die unerschütterliche Kirche der geistig-christlichen Weltstadt. So lange dieser Bau feststeht, wird auch Sanct Peter's Stuhl auf festem Grunde ruhen und die dreifache Krone sich hoch und strahlenreich wie dieser Kirche künftige Kuppel wölben."

Hutten blickte begeistert zur Majestät des Kirchenoberhauptes auf, das die prophetischen Worte mit ernster Hoheit sprach. Leo entließ ihn huldvoll. Grimani führte seinen Gefährten durch das Labyrinth des Vatikans in jene Säle, die jetzt unter dem Namen der Stanzen oder Zimmer des Rafael bekannt sind. Mit Bewunderung hatte Hutten im ersten, zweiten und dritten derselben vor der Schlacht Constantin's des Großen, vor Attila's Umkehr von Rom, vor der

Schule von Athen, vor dem Parnaß und so viel andern jener unsterblichen Schöpfungen gestanden. Jetzt betrat er den vierten und letzten Saal, in welchem ein auf dem Gerüst stehender Künstler mit Ausmalung eines schon weit vorgeschrittenen Frescobildes beschäftigt war. Der Künstler, welcher der Thür den Rücken zukehrte, bemerkte die Eintretenden nicht, sondern arbeitete eifrig an seinem Werke fort.

Eine große, herrliche Composition! Ein Theil von Rom, das sogenannte Borgo di Santo Spirito, steht in Flammen, und ein wilder Sturm facht die nächtlichen Gluthen zu noch wilderer Wuth an. Schreck, Wuth, Verzweiflung, Gottvertrauen und rührende Liebe stellen sich in den wechselnden Gruppen der Bewohner dar, welche die grauenvolle Scene beleben. Die Verschiedenheit der Alter, der Geschlechter, der Charaktere ist auf das Treffendste vom Künstler erfaßt, und Wahrheit und Schönheit scheinen um den Preis zu ringen. Im Hintergrunde naht der heilige Vater Leo IV. mit dem Kreuz in der Hand, und besiegt die Zerstörung der entfesselten Elemente durch die Macht des Glaubens.

„Das heiß' ich gemalt!“ ruft Hutten im lauten Ausbruch des Entzückens.

Der Künstler wendet sich nach dem Sprechenden, und beide blicken sich betroffen an. — Es war Rafael, der wunderherrliche Rafael Sanzio selbst, den Hutten freudig anstaunte.

In Rafael war der Genius der neuern italischen Kunst verkörpert auf Erden erschienen. Es war das Ideal des Schönen selbst, was der alten griechischen Kunst einst vorgeschwebt,

das hier in menschlicher Bildung offenbar ward. In dieser edeln Gestalt herrschte die vollste Harmonie, in jeder ihrer Bewegungen die reinste Anmuth. Im schönen Oval jenes Hauptes, von welchem die braunen Locken in üppigster Fülle auf den weißen Nacken herabwallten, war antike Hoheit mit sanfter Humanität gepaart; in jenen Augen, die feurig unter den prachtvoll gewölbten Brauen leuchteten, war der süßeste Liebeszauber mit poetischer Begeisterung verschmolzen, und um den zartgeformten Mund, wie um die Zierlichkeit des Kinns und der Wangen schienen die wollustathmenden Genien Italiens lächelnd zu schweben. — So war Rafael, der jetzt als Mann von drei und dreißig Jahren in voller Kraft und Blüthe vor unserem Hutten stand.

Urbino, die kleine Künstlerstadt, war seine Wiege und erste Schule gewesen; Perugia, Siena und Florenz hatten ihn großgezogen, Rom ihm die Meisterschaft ertheilt. Geehrt und hochgeschätzt von seinem Herrscher, gefeiert von allen weltlichen und geistlichen Großen der ewigen Stadt, geliebt von zahlreichen Freunden und treuen Schülern, umjubelt vom Volk, das in ihm den Herbeiführer einer neuen glanzvollen Kunstperiode seines Roms bewunderte, so wandelte er hellstrahlend und doch bescheiden auf der Sonnenhöhe des irdischen Lebensglücks. Aber auch Hutten's kerndeutsches, biederfestes, ritterlichromantisches, freiheitkühnes Gesicht machte auf Rafael eine tiefe Wirkung. Es war, als ob er in ein neues ihm fremdartiges Kunstwerk blickte, dessen Verständniß ihm noch nicht recht aufgehen wollte, worin er aber Großes ahnte.

„Verzeiht, Signor Sanzio," begann der Cardinal, „daß wir zur ungelegenen Zeit euch in der Arbeit stören, doch seine Heiligkeit befahlen mir, dem deutschen Ritter Ulrich von Hutten, den ihr vor euch seht, die Frescobilder von euerer Hand zu zeigen."

„Willkommen, Cardinal und ihr auch, Signor Cavalière, in meiner Werkstatt! Ihr stört mich nicht, denn seht, ich male gerade jetzt nur kaltes Mauerwerk, wozu es der Begeisterung nicht bedarf."

„Ihr gießt auch in das Seelenlose euern Geist," antwortete Hutten.

„Wenn nur der Geist nicht oft von der Last der Arbeit erdrückt würde," fuhr Sanzio weitermalend fort, „die sich von allen Seiten über meinen Schultern thürmt. Bald muß ich hier im Vatikan für unsern heiligen Vater, bald im Palazzo Chigi für den edeln Eigenthümer thätig sein; bald ruft mich die Pflicht des Architekten auf den Bauplatz der Peterskirche, bald muß ich wieder in die eigene Werkstatt eilen, um an dem großen Altarbild zu arbeiten, was die Benedictiner zu Piacenza für ihre Sixtuskirche bei mir bestellt."

„Ihr müßt euch mehr Erholung gönnen, theuerer Sanzio," sprach der Cardinal, „euch öfterer in unsern Kreisen sehen lassen, wo beim heiteren Gespräch der Freunde und beim Klang der Lieder sich Geist und Körper von der allzustrengen Spannung erholen darf. Seid auf heut Abend freundlichst zu mir eingeladen. Ihr werdet manchen edeln Kunstgenossen und Sänger treffen."

„Ich werde kommen, Eminenz," erwiederte Rafael.

„Auch euch, Ritter Hutten," fuhr Grimani fort, „bitt' ich, den Kreis mit euerer Gegenwart zu erfreuen. Sagt auch den beiden edeln Brüdern von Osthen, sie sollten nicht ermangeln, euch zu begleiten. Jetzt aber laßt uns den Meister nicht länger stören."

„Adio, Cavaliere," sprach Rafael, dem deutschen Ritter den Gruß mit der Hand anmuthig zuwinkend, „auf baldiges Wiedersehen."

Als die Dämmerung auf Rom herabsank, erhellten sich die Säle und Kabinets im Grimanischen Palast mit Hunderten von Lampen und Kerzen, die auf den blanken Marmorwänden und Fußböden wie im Krystall der breiten Venezianer-Spiegel sich prachtvoll reflectirten. Glänzend vor allen war der mit Porphyrsäulen geschmückte Hauptsaal, wo die musikalischen und poetischen Leistungen stattzufinden pflegten. Antike und moderne Statuen von Meisterhand standen in den Wandnischen vertheilt und zwischen ihnen reihte sich auf sammetnen Purpursesseln die schönere Gallerie belebter Frauenbilder.

Am untern Ende des Saales, dem Haupteingange gegenüber, erblicken wir auf vergoldetem Lehnstuhl den ehrwürdigen Cardinal umgeben von mehren bedeutsamen Männergestalten. Nicht weit von ihm sehen wir seine beiden holden Nichten, denen wir schon gestern im Pantheon begegneten. Flaminia ist in schwarzen Sammet gekleidet, der den Alabaster ihres

Nackens noch zu heben scheint; ein Diadem von Rubinen thront auf ihrer königlichen Stirn und umspannt die dunkle Lockenfülle. Beatrice trägt weißen Atlas mit Goldranken durchwirkt, und hat eine Perlenschnur durch ihre hellbraunen Locken gewunden. Eine Schaar von jungen Männern in prachtvoller spanischer Kleidung flattert mit den leichten Sammet- und Seidenmäntelchen gleich bunten Schmetterlingen um die beiden schönsten Blumen des reichen Damenflors.

Jetzt tritt Ulrich von Hutten mit den beiden Osthen ein. Diese haben sich schon völlig der leichten zierlichen Landestracht gefügt, Hutten aber erscheint noch ganz als Vertreter des kernhaften deutschen Ritterthums. Mit kriegerischer Keckheit ging er durch die balsamduftenden Reihen der Welschen auf den Cardinal zu, der ihn mit väterlichem Wohlwollen empfing.

„Flaminia uud Beatrice," sprach der Oheim zu den Nichten sich wendend, „ich stelle euch den deutschen Ritter Ulrich von Hutten vor, den ein ernstes Geschäft auf längere Zeit an Rom fesseln wird. Wir haben ihm unser Haus geöffnet und wünschen, daß ihr ihn als lieben Gastfreund behandeln mögt. Du, Flaminia, meine kleine Gelehrte, kennst ihn ja schon aus seinen Werken."

„Wie, Signora," fragte Hutten freudig überrascht, „ihr lest — — — — —?"

„Die Sprache unserer großen Ahnen, jener alten Römer, die uns Glanz und Ruhm bis auf die späteste Nachwelt gegeben," antwortete Flaminia mit patriotischem Selbstgefühl.

„Und was noch mehr," fügte der Cardinal hinzu, „sie

dichtet auch selbst, zwar nicht lateinische, aber doch italienische Verse."

„Noch dicht' ich nicht," entgegnete Flaminia, indem sie den Ritter mit ihren dunkeln strahlenden Augen offen anblickte, „noch wag' ich nur stümperhafte Versuche, die ich nur mit Schamröthe einem Meister in der Kunst, wie ihr es seid, vorzeigen dürfte. Doch ich fühle, daß mir die schwachen Flügel wachsen und daß auch ich einst mich zu jenen seligen Höhen emporschwingen werde, wo das irdische Leben mit dem himmlischen in eins fließt."

„O scheltet euch keine Stümperin," antwortete der entzückte Hutten, „ihr seid schon Dichterin im vollen Sinne des Worts; ich les' es in euerem begeisterten Auge, ich hör' es im kühnen Schwunge euerer Rede, die unwillkürlich zum Bekenntniß der euch inwohnenden Kraft wird. Nein, ihr entkommt mir nicht, Signora, ihr müßt mich zum Vertrauten euerer Poesieen machen."

„Meint ihr eine Römerin zu zwingen?" fragte sie halb scherzend, halb verweisend.

„Nicht zwingen will ich die Enkelin der Weltbezwinger," erwiederte Hutten mit heiterer Laune, „nur Tauschhandel mit ihr treiben, wie es befreundete Völker zu thun pflegen. Ich bring' euch die Gaben der lateinischen, ihr mir die der neuern italischen Muse; ich lehr' euch in den kunstvollen Strophen des Virgilius und Flaccus, ihr mich in den süßen Stanzen Petrarka's und Ariosto's dichten. Ist es euch so recht?"

„Ich will mir den Vertrag noch reiflich überdenken, bevor ich ihn förmlich mit euch abschließe; denn wir Italiener müssen vor euch Deutschen auf der Hut sein.“

„Staatsmann gegen Staatsmann und Feldherr gegen Feldherr, ja; nicht aber Dichter gegen Dichter.“

Während Hutten dieses Witzgefecht mit der schönen Gegnerin noch fortsetzte und Flaminia's Züge dabei immer belebter und ihre Augen immer glänzender wurden, stand in einiger Entfernung an eine Säule gelehnt ein finsterer junger Mann, der die Kleidung eines sogenannten weltlichen Abbate trug. Ein zierliches schwarzes Gewand mit einem gleichfarbigen Mäntelchen, und ein kleines, die Tonsur bedeckendes Käpplein waren die Abzeichen jenes Heeres von frei umherschweifenden Weltgeistlichen, die oft vornehmen Familien angehörten und zu höhern Aemtern in der Hierarchie aspirirten. Dieß war auch der Fall des jungen Abbate Antonio Cesarini, der seit einem Jahre von der hohen Schule zu Bologna heimgekehrt war und sich durch gründliche theologische Gelehrsamkeit, wie durch allgemeine wissenschaftliche Bildung und feines hofmännisches Benehmen anf das Vortheilhafteste auszeichnete. Auch das Aeußere Antonio's war in hohem Grade anziehend zu nennen. Die Haltung seiner hohen, schlanken Gestalt war stolz und männlich; in seinem blassen Gesicht, das, trotz des Käppleins und der Tonsur, keinen pfäffischen Ausdruck hatte, lagen die Züge tiefer Schwermuth und inneren Kampfes. Seine dunkelschwarzen Augen hatten etwas Geistreiches aber zugleich Unheimliches, und wen sie stechend trafen, der konnte sich nicht

erwehren, die eigenen zu senken. Ein solcher Blick hatte jetzt die schöne Flaminia getroffen, als sie zufällig nach jener Seite sich wandte, und sogleich sah sie verlegen vor sich hin und setzte das bisher so muntere Gespräch weniger lebhaft fort. Antonio schien sich an ihrer Verlegenheit zu weiden, als ein kräftiger junger Mann von etwas muthwilligem Aussehen ihn auf die Schulter klopfend anredete:

„Was träumt ihr wieder einmal, Signor Abbate? Seid ihr mitten im Saal der Freude in theologische Speculationen vertieft? Ihr werdet noch Zeit genug Presbyter, Bischof, Erzbischof, Cardinal, ja Papst werden, wenn's Gott gefällt. Jetzt aber genießt das junge Leben, bis euch im Alter nichts weiter, als das Grübeln übrig bleibt."

„Ich beobachte das lebhafte Gespräch, was eure Schwester Flaminia dort mit einem deutschen Ritter führt, der tiefen Eindruck auf sie zu machen scheint. Kennt ihr ihn vielleicht, Signor Savelli?"

„Seit heut Mittag, Antonio, wo ich ihn mit den beiden Osthen im Albergo di Spagna fand. Er heißt Ulrich von Hutten, stammt aus einem berühmten Geschlecht in Franken und ist als Anwalt des gefeierten Doctor Reuchlinus in seiner Streitsache mit den Dominikanern hierher gekommen."

„Gegen den Prior Hogstraten in Cöln, nicht wahr?" fragte Antonio mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Ich glaube, so heißt er; wer merkt sich alle die zungebrechenden deutschen Namen! Im Uebrigen ist dieser Hutten

ein wackerer Cavalière, der mir ganz wohlgefällt; wir werden Freunde werden, denk' ich."

„Ei seht doch," sprach Antonio, „was dort am untern Ende des Saals unter den Herren und Damen für eine Bewegung entsteht; man erhebt sich, man flüstert und steckt die Köpfe zusammen."

„Es wird wieder irgend ein poetisches Wunderthier im Anzug sein; denn mein Oheim hat sich heute vorgenommen, eine vollständige Dichtermenagerie bei sich zu versammeln."

„Ha, seht," fuhr Antonio fort, „Victoria Colonna und Veronica Gambara, unsere beiden gefeierten Musentöchter, treten ein, zwei hohe junonische Gestalten, würdig, die Gattinnen von Männern, wie Held Marchese Pescara und der edle Graf von Correggio, genannt zu werden. Ihr möchtet wirklich euern Schwestern sagen, daß sie ihnen entgegengehen, denn die eine scheint nur auf jenen Hutten und die andere nur auf ihren Alexander von Osthen zu achten."

„Thut es doch selbst," antwortete Fernando gleichgültig. „Spott duld' ich nicht, Savelli."

„Ach so, euer Verhältniß mit Flaminia — das hatt' ich längst wieder vergessen. Nun so will ich die bösen Gesichter auf mich nehmen."

Fernando trennte die beiden Paare durch seine ungelegene Aufforderung, und Hutten zog sich in ein Seitenzimmer zurück, wo ihn die Dichter, die er am Abend zuvor bei Coritius kennen gelernt, freundlich umringten und ihm wieder neue Kunstgenossen zuführten. Man sprach davon, daß Ariosto, der

unsterbliche Dichter des Orlando Furioso, aus Ferrara angekommen und noch diesen Abend in der Gesellschaft zu erwarten sei. Freudiges Gemurmel ließ sich im Saal vernehmen; die Dichter stürzten hinein, — aber es war nicht Ariosto, sondern Rafael Sanzio, der schön wie ein Jugendfürst der Kunst an der Spitze seiner blühenden Schülerschaar daherschritt.

„Das ist Giulio Romano, der da ist Giacomo von Udine, und jener dort ist Polydoro von Caravaggio," flüsterte Johannes von Osthen unserm Hutten zu.

„Wer aber sind die drei edeln Gestalten im reifen Mannesalter, die dem Kunsthelden jetzt liebreich die Hände bieten?" fragte Hutten weiter.

„Jener reich und geschmackvoll in Azurblau und Gold gekleidete Cavalière links, dessen gewandtes, biegsames Benehmen sogleich den Hofmann verräth, ist Graf Balthasar Castiglione, eine der ersten Zierden des päpstlichen Hofes, der sich durch ein treffliches Werk, il cortegiano, berühmt gemacht hat. — Der etwas Kleinere in der Mitte, der gelben Sammet mit Silberschlitzen trägt, ist Signor Agostino Chigi, ein durch Handelsunternehmungen reichgewordener Kaufmann aus Siena, der als Beschützer der Künste und Wissenschaften in Rom lebt, und dessen Palazzo jetzt unser Rafael mit herrlichen Frescobildern aus dem Psychemythus schmückt. — Der Dritte endlich rechts, im einfachen violetten Gewande, der ein ernstmildes Antlitz und eine tiefdenkende Stirn mit wenigen Haaren auf dem Scheitel zeigt, ist Bembo, des heiligen Vaters Geheimschreiber und Vertrauter, übrigens auch ein gelehrter

Dichter und warmer Freund von Rafael, so wie die beiden Andern. Laß dich mit ihnen bekannt machen."

„So führe mich hin."

Hutten war eben in ein anziehendes Gespräch mit Rafael und den drei Kunstkennern verwickelt, als der Saal zum dritten Mal in wogende Bewegung gerieth, — und jetzt war es wirklich der gefeierte Dichter des Orlando, der mit leichter Anmuth durch die beifallstürmenden Reihen ging. Noch war kaum ein halbes Jahr verstrichen, seit das unsterbliche Gedicht im Druck erschienen war; man riß es sich aus den Händen, und alles schwelgte noch im ersten Wonnerausch der Begeisterung. Hutten hatte auf der Reise nur flüchtig davon gehört und brannte vor Begierde nach diesem Hochgenuß. Er las auf der heitern freien Stirn des Dichters, in seinen zauberhaft leuchtenden Augen, in seinen phantasievoll bewegten und doch stets angenehmen Zügen, und ahnte die Gestalten und Bilder seiner glanzvoll farbigen Mährchenwelt.

Jetzt erhob sich der alte Cardinal Grimani und führte den edeln Gast auf einen für ihn bereitgehaltenen Ehrenplatz. — Aretino, der harmoniereichste Dichter Roms, gleichberühmt als Tonkünstler, wie als Improvisator, trat mit der Laute in der Hand dem großen Sänger von Ferrara gegenüber. Alles war still. Aretino griff in die Saiten, und ließ Ariosto's Lob mit dithyrambischem Schwung sich erheben. Mit der letzten Strophe legte er seine Leier zu des Gefeierten Füßen nieder. Rauschender Beifall ertönte von allen Seiten. — Doch nun erschien Flaminia, als Muse der Dichtkunst gekleidet, im

faltenreichen griechischen Gewand, die weißen, bis zur Schulter entblößten Arme mit goldenen Spangen geziert, und einen frischen Lorbeerkranz in der Rechten haltend, den sie dem Liebling Apollo's holdlächelnd auf's Haupt setzte. Da schallte der Doppelruf: Es lebe Ariosto, es lebe Flaminia! laut jubelnd durch den Saal und schmetternde Fanfaren von Trompeten und Pauken antworteten von des Orchesters Tribüne.

Hutten war von Entzücken berauscht und brannte vor Sehnsucht, Flaminien es auszusprechen. Das Glück war ihm günstig.

„Signora," sprach er mit bewegter Stimme, „oft hab' ich als Dichter die Muse angerufen, doch heut erst ist sie mir in euch erschienen."

Flaminia's Eitelkeit war geschmeichelt. Ihre Augen warfen ihm den ersten liebevollen Blick zu, und der Ton, in welchem sie dieß zweite Gespräch mit ihm führte, war ein ganz anderer, als im ersten.

Die Rede fiel auf das neueste Werk des gefeierten Ariosto. Hutten bekannte seinen Wunsch, es mit Flaminia zu lesen. Sie willigte ein und sprach: „Laßt uns sogleich den ersten Versuch machen, wie Ariost euch zusagt. Unsere Dichtersprache ist schwerer zu fassen, als unsere Prosa, aber der Dichter wird den Dichter schön verstehen. Folgt mir in das dritte Zimmer, wo meines Oheims Bibliothek sich befindet."

Sie gingen. — In einem mit rothen Damasttapeten bekleideten Octogon standen die mit zierlichem Schnitzwerk ausgelegten Bücherschränke des Cardinals. Eine von der Decke

herabhängende Lampe von antikem Alabaster warf ein magisches Licht auf das trauliche Gemach. An dem einzigen großen Bogenfenster stand ein mit Büchern und Papieren bedeckter Tisch von Cedernholz. Flaminia warf einen Blick darauf und rief freudig: „Gefunden! Hier liegt es gleich aufgeschlagen. Der Oheim scheint diesen Nachmittag darin studirt zu haben. Setzt euch zu mir, Cavalière."

Hutten gehorchte der schönen Lehrerin, die ihm das geöffnete Buch zum Lesen vorhielt.

„Das Schicksal hat entschieden," sprach sie scherzend, „beginnen wir gleich auf der Seite, die wir aufgeschlagen fanden. Es ist die erste Stanze des zweiten Gesanges; gebt Acht, jetzt les' ich sie euch vor, und dann sollt ihr sie mir in's Lateinische übersetzen, damit ich wisse, ob ihr alles gefaßt habt."

Flaminia las die bedeutsamen Worte mit ihrer süßen Stimme, welche den Reiz des melodischen italienischen Idioms noch doppelt erhöhte. — „Jetzt an euch, Cavalière," sprach sie, ihn mit den Diamantaugen hellanblickend. Hutten bebte wonneschauernd und begann die Uebersetzung:

„Warum so selten stimmst du das Begehren,
Höchst ungerechter Amor, überein?
In zweien Herzen Widerstreit zu nähren,
Kann, Unhold, dieß dir so erfreulich sein?
Du willst die sichre klare Furth mir nehmen,
Und ziehst mich in den tiefsten Grund hinein;
Ich soll, gebeutst du, die mich wünscht, verlassen,
Und, die mich haßt, soll ich mit Lieb' umfassen!"

„Vortrefflich, Signor," sagte Flaminia, „ihr seid ein so gelehriger Schüler, daß ihr kaum der Lehrerin zu bedürfen scheint. Aber was ist euch? Ihr seid so ergriffen, wie ich es nimmer von einem Deutschen erwartet."

„Der Dichterspruch birgt eine tiefe, herzzerreißende Wahrheit," entgegnete Hutten, dem Constanzens holdes Bild vor die Seele trat.

„Aber die Wahrheit zerreißt das Herz doch noch tiefer, als irgend ein Dichterspruch," erklang es von einer dumpfen Stimme, und zwei stechende Augen durchbohrten die beiden Lesenden. Es war Antonio, der geisterhaft durch das Zimmer wandelte, und, ohne der Antwort zu harren, wieder daraus verschwand.

„Wer war der Unheimliche?" fragte Hutten.

„Erlaßt mir die Antwort für jetzt, Signor," sprach in Verwirrung aufstehend Flaminia. „Wir setzen unsere Uebung bei euerem nächsten Besuch fort; doch jetzt erlaubt — — —"

„Ich gehorche meiner Muse, auch wenn mir ihr Befehl räthselhaft scheint," erwiederte Hutten mit ritterlicher Courtoisie und geleitete Flaminia in den Saal zurück, wo sie ihm bald im Wirbel der Gesellschaft entschwand.

Victoria Colonna und Veronica Gambara begannen einen poetischen Wettstreit, worin jene das Lob des Friedens, diese das des Krieges feierte. Hutten aber spähte mit scharfen Blicken nach dem Bruder Flaminia's, um von ihm Aufschluß über das seltsame Benehmen der Schwester zu erhalten. Er

fand ihn im Credenzzimmer, wo er sich mit einigen jungen Nobili im Cyperwein des Cardinals gütlich that.

„Auf ein Wort, Graf Savelli," sprach Hutten, und zog sich mit ihm in eine Fensterbrüstung zurück. „Sagt mir, ich bitt' euch, theurer Signor, wer ist der hagere Abbate mit den stechenden Augen, der wie ein böser Dämon in diesen Hallen umherschleicht?"

„Der wunderliche Uhu fällt doch allen Menschen auf," erwiederte Fernando lachend. „Es ist ein Graf Cäsarini, der sich dem geistlichen Stand gewidmet, weil ihm der Sinn nach der dreifachen Krone steht. Habt ihr Händel mit ihm gehabt, Cavaliere?"

Hutten erzählte den Vorfall im Bibliothekzimmer.

„Aha, da kann ich euch dienen," begann Fernando mit der geschwätzigen Munterkeit eines Menschen, dem ein kleines Räuschchen nicht fern ist. „Seht, der finstere Herr Antonio war vor vier Jahren, wo sein Kopf noch nicht den Heiligenschein der Tonsur trug, in Flaminien sterblich verliebt und bot ihr Herz und Hand an. Aber meine Schwester konnte den verschlossenen Menschen mit den unheimlichen Augen und den eingekniffenen Lippen nicht leiden und gab ihm ein zierlich geflochtenes Körbchen. Aus Verzweiflung darüber ließ sich nun der wunderliche Kauz bald darauf zum geistlichen Stande weihen und bezog die Universität Bologna, wo er drei Jahre den theologischen Studien mit Fleiß obgelegen hat. Jetzt treibt er sich nun als gelehrter Abbate in allen vornehmen Kreisen umher und ist bei den meisten Cardinälen, ja selbst

beim Papst wohlgelitten. Einige sagen, er bereue sein Gelübde, Andere behaupten, er sei mit seinem Stande ganz zufrieden und gehe mit großen Plänen schwanger. Ich aber behaupte, er war von jeher ein langweiliger Melancholicus, mit dem sich kein verständiger, das heißt kein lebenslustiger Gesell etwas zu schaffen machen muß."

„Habt Dank für die Auskunft, theuerer Signor," entgegnete Hutten, ihm die Hand schüttelnd.

„Hutten, wir müssen Freunde sein," sprach Fernando, „ihr gefallt mir unendlich. Hört, ihr sollt mir morgen das Fechten auf den Hieb nach deutscher Art lehren, und ich zeige euch dafür die italienische Fechtweise auf den Stich mit allen Finten und Mausefallen."

„Es gilt," anwortete Hutten, „morgen früh um neun Uhr bin ich bei euch."

„Nun das soll ein Leben werden," rief Fernando mit ihm anstoßend, „fechten, reiten, spielen, trinken, die fröhlichen Mädchen besuchen, — dieß auf dein Wohl, Hutten!"

Das Fest war zu Ende, und die beiden schönen Schwestern saßen im lilienweißen Nachtgewand traulich beisammen im stillen Schlafgemach. Arm in Arm verschlungen blickten die beiden schönen Gestalten durch das offene Balkonfenster auf den zum Palast gehörenden Garten und öffneten gleich den Blumen den Kelch des Busens der kühlenden Nachtluft.

„Genug nun des Scherzes, du kleine Neckerin," sprach

Flaminia, indem sie der jüngeren Schwester einen sanften Schlag auf den weißen Nacken gab, „mir gefällt am deutschen Ritter das Neue und Kräftige mit aller seiner Schroffheit und Derbheit, und es freut mich, einen solchen deutschen Adler statt der italienischen Tauben und Pfauen einmal an meinem Triumphwagen ziehen zu lassen. Aber verliebt, wie du in deinen blonden Alexander, bin ich wahrlich in ihn nicht. Schande wär's auch in der That für eine Römerin, sich in den ersten vier und zwanzig Stunden von einem nordischen Barbaren besiegen zu lassen."

„Verschanze dich, wie du willst, hinter deine spitzfindigen Unterscheidungen, Fräulein Doctorin; ich sehe, was ich sehe, und höre, was ich höre. Beatrice ist ein einfältiges Ding, wenn von deinen Klassikern, von alter und neuer Malerei, Sculptur und Architektur die Rede ist; aber auf das Lieben versteht sie sich so gut, wie du, und vielleicht noch besser, weil es ihr Hauptgeschäft ist. Darum sag' ich dir, daß du noch bei keinem Mann bald roth, bald blaß geworden bist, daß dir noch bei keinem die Stimme gezittert und der Busen gewogt hat, daß du noch mit keinem in ein entlegenes Zimmer gegangen bist, um — — — — —"

„Um ihn aus dem Italienischen übersetzen zu lassen, du tolles Mädchen," unterbrach sie Flaminia, ihr die kleine Hand vor den Mund haltend.

„Ja, und daß du bei Antonio's Nähe vor Furcht gebebt hast," fuhr Beatrice muthwillig fort, „vor Antonio, dessen Eifersucht dir sonst ganz gleichgültig war."

„Wenn doch der unheimliche Mensch recht bald eine Prälatur auf hundert Meilen weit von hier bekäme! Wie kann er mir zürnen, daß ich ihn nicht lieben konnte? Ist Liebe nicht das freieste Geschenk?"

„Freilich, Flaminetta, aber horch! mir ist, als vernähm' ich Mandolinenklänge."

Eine Männerstimme sang:

„Liebchen, schläfst du schon zu Nacht?
Laß noch nicht die Wimpern sinken,
Weil die goldnen Sterne blinken:
Liebe, treue Liebe wacht!"

„Liebchen, schlaf' noch nicht zu Nacht!
Horch, der Laute Saiten klingen,
Und der Liebe Töne dringen
Zu dir auf mit Macht, mit Macht!"

„Liebchen, Fenster aufgemacht!
Kommst du nicht, greif' ich zur Leiter,
Steige weiter auf und weiter,
Bring' dir selber gute Nacht!"

„Das ist Alexander's Stimme," sagte Beatrice freudig. Zwei Männergestalten traten in Mäntel verhüllt aus einem Myrthengebüsch und riefen gleichzeitig: „Felicissima notte!"

„Das ist Alexander und dein Ritter," sprach Beatrice wieder zur Schwester.

„Zurück vom Balkon!" flüsterte Flaminia, und zog die Widerstrebende rasch mit sich fort.

Neunte Schilderung.

Italischer Zauber. — Reuchlinischer Prozeß. — Päpstliches Gastmahl. — Erneuerter Krieg mit Urbino. — Flaminia und Hutten. — Zersprengte Fesseln. — Der Rachebund.

Hutten befand sich in einer neuen, eigenthümlichen Seelenstimmung. So durch und durch deutsch auch der Kern seines Wesens war, so übte doch das römische Leben eine mächtige Wirkung auf ihn aus. Als er Italien das erste Mal betrat, umringten ihn bald Leiden und Gefahren, bald Lagerlärm und Schlachtgetümmel. Da war an keine ruhige Auffassung des wunderbarschönen Hesperiens zu denken. Wie ganz anders jetzt, wo er, von den Wogen des Glückes getragen, in den Genüssen der ewigen Weltstadt friedlich schwelgen durfte.

In jeder echten Dichterseele sind zwei Pole, das Schöne und das Erhabene. Hutten hatte bisher nur das Letztere vorzugsweise in sich entwickelt; seine Richtung war eine tiefe, ernste, hochstrebende gewesen. Sein Wille war stark und unbeugsam wie die deutsche Eiche, sein Verstand scharf und schneidend wie unser Nordwind, seine Phantasie dunkel

brütend, wie die duftige Waldluft in den tiefen Thälern seiner Heimath.

Jetzt umfing ihn das heitere Italien mit seiner milden Atmosphäre und seinem immer blauen Sonnenhimmel wie mit einem sanft sich anschmiegenden Frühlingskleide, das die Brust freier unter der leichtern Hülle athmen läßt. Rosen und Myrthen boten ihm ihre blühenden Sträußer und Aurantien und Limonien ihre saftigen Früchte dar. Statt der finstern thurmähnlichen Häuser mit hohen spitzen Giebeldächern sah er freundliche flachgedeckte Villen und Paläste, und mitten unter ihnen zerstreut die Tempelruinen und Triumphbogen der kolossalen Römerzeit. Und gleich wie die Natur mit maaßloser Freigebigkeit alle Fluren und Haine mit ewigem Brautschmuck von Blüthen und Blättern kränzte, und selbst um die Trümmer der Menschengröße noch ihre Festgewinde von Epheu und Goldlack schlang, so breitete auch in Kirchen, Prunksälen, Hallen und Arkaden die unsterbliche Doppelkunst der Sculptur und Malerei ihren ewigen Formen- und Farbenfrühling aus. Heiter und hoheitsvoll, wie vor Jahrtausenden, standen die alten Jupiters- und Pallasbilder, aber herrlich und erhaben standen auch die neueren Statuen eines Michel Angelo und Contuni in ihren christlichen Kirchenhallen. Aber eine neue Kunstwelt eroberte sich Italien in den Werken der Malerei, die mit Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael Sanzio, Antonio Allegri und Tiziano Vecellio ihren Gipfelpunct erreichte. Rafael vor Allen war es, der das Urbild des Schönen am reinsten in seinen Gebilden verkörperte. Die

Götteranmuth des alten Griechenlands schien mit der Gotterhabenheit der Christuslehre in ein neues, schönes, untrennbares Ganzes verschmolzen.

So von Natur und Kunst in süßen Wonnerausch versetzt, sah Hutten in Flaminia's blühender Gestalt das beseelte Ideal südlicher Schönheit vor Augen. Es war ein wunderbarer Zauber, womit das Wesen dieses Mädchens ihn umstrickte. So frisch auch das lieblich sanfte Bild Constanzens in seinem Herzen lebte, so stand doch Flaminia in gebieterischer Hoheit und Pracht mit ihren Flammenaugen daneben. In ihrer königlichen stolzen Stirn, ihrer edel geformten griechischen Nase, ihren feurig muthigen Zügen und dem weiblich kraftvollen Ausdruck in Haltung und Geberde ward ihm die Siegesgöttin, wie sie dunkel seiner Phantasie vorgeschwebt, zur klaren Anschauung. Und bei dieser römisch antiken Hoheit zugleich dieser warme italische Duft, dieses Funkeln und Blitzen und Gluthausströmen im ganzen Wesen — o es war etwas Unbeschreibliches in ihr, was neue Saiten in Hutten's Seele erklingen ließ. Sie hatte Constanzen nicht verdrängt, aber sich einen neuen Thron in einem neugeschaffenen Reich errichtet. Hutten strebte vergebens, sich diesen Doppelcultus seines Herzens zu verhehlen; er mußte sich ihn gegen seinen Willen doch eingestehen. Umsonst wollte er oft die verführerische Calypso meiden; es zog ihn doch mit magischer Gewalt immer wieder zu ihr hin. In Flaminia war der italische Zauber für ihn aufgegangen, von dem jeder Deutsche ein schlummernd Bild im Herzen trägt. Geheimnißvoll lockt und zieht es ihn in das schöne warme

Land, mit siegreicher Macht umfängt ihn der neue Geist; und hat er sich ihm völlig hingegeben, dann fühlt er wieder unnennbares Weh, dann wird er schmerzlich sich bewußt, daß Nord und Süd sich nimmer gatten mögen, und büßt es mit der Ruhe, ja mit dem Leben, wenn ihn bei Zeiten nicht ein günstiges Geschick befreit. So zogen einst unsere Kaiser und Helden nach Italien, und kehrten nur zu oft mit trübem Sinn zurück oder starben wohl auch dort am todeskranken Herzen. So zieht auch heut noch mancher Dichter und Künstler aus deutschen Gauen froh und sehnsuchtsvoll dahin, und läßt sich tränken mit dem süßen Blumengift, und kommt mit einer tiefzerrissenen Brust zurück.

Hutten fühlte eine Art von Beruhigung darin, den Zwiespalt seines Herzens bei ernster Hingebung an seine Pflicht als Anwalt des Freundes Reuchlin zu vergessen, und er erfüllte sie redlich. Wir wenden uns daher vom innern Streit zum äußern.

Kaum war die vom Papst ernannte Commission in Wirksamkeit getreten, so begann auch das Intriguenspiel des Priors Hogstraten, der den ihm günstig gestimmten Cardinal de santa Croce zum zweiten Richter verlangte. Der Papst ernannte jedoch statt dessen den Cardinal Anconitani, einen unpartheiischen, redlich gesinnten Mann. Da weder dieser, noch Grimani selbst, noch die übrigen Beisitzer deutsch verstanden und gleichwohl das angeklagte Werk Reuchlin's, der Augenspiegel, in der Landessprache abgefaßt war, so verlangte das Gericht von den Partheien vor Allem eine genaue lateinische Ueber-

setzung des streitigen Buches. Hogstraten producirte sogleich eine solche, die er als ein Machwerk der Dominikaner schon von Cöln mitgebracht hatte. Die Richter hegten aber Mißtrauen in ihre Zuverlässigkeit und verfügten daher, daß auch von der Gegenparthei eine Uebertragung gefertigt und sodann eine Vergleichung beider stattfinden sollte. Hutten unterzog sich dem mühsamen Geschäft mit dem beharrlichsten Fleiß und wies zugleich der cölner Uebersetzung dreihundert Fälschungen nach. Vergebens suchte Hogstraten die Huttensche Arbeit ebenfalls zu verdächtigen. Die Commissarien prüften mit Zuziehung geschworener Dollmetscher beide Uebersetzungen und die Huttensche ward einstimmig für die richtige erklärt. Auf den Grund derselben ward nun die Untersuchung der Rechtgläubigkeit des Inhalts der Schrift vorgenommen, welche ganz zum Vortheil Reuchlin's ausfiel.

Der Papst selbst nahm den lebhaftesten Antheil an der Sache, ließ sich Hutten's Uebertragung bringen und las sie mit steigendem Vergnügen. Eine Einladung Hutten's zu einer festlichen Hoftafel war die Folge davon. Leo unterhielt sich vor Tisch sehr gnädig mit ihm und äußerte den Wunsch, ihn an seinen Hof zu fesseln.

„Entsagt dem wilden Fehdewesen und den gallsüchtigen Gelehrtenhändeln in euerem Deutschland," sprach er, „und bleibt bei uns im heitern friedlichen Rom, wo Wissenschaft und Kunst hoch und freudig wie unsere Lorbeeren und Myrthen gedeihen. Eine neue glänzende Zeit will ich über die alte Weltstadt heraufführen, wo die Schätze der Gelehrsamkeit und

Kunst aus alter und neuer Zeit sich hier vereinigen, wo die edelsten Geister sich im engen Bund verbrüdern und den göttlichen Tempelbau des Ewigschönen und Erhabenen aufrichten sollen. Seid ein Mitarbeiter an diesem Bau, edler Hutten; ihr seid eine freie poetische Natur, die fern bleiben muß von des Alltagslebens elenden Qualen, soll sie glücklich und freudig an ihren Schöpfungen bilden. Unter dem Schutze von Sanct Peter's Banner und im Sonnenschein unserer Gunst werden alle euere schlummernden Blüthen zur herrlichsten Entfaltung kommen."

Hutten stand gerührt und ergriffen von der Huld des Oberhauptes der Christenheit. Das Bild einer reizenden Zukunft im süßen Italien stieg im purpurnen Morgenglanz vor ihm empor; er sah sich geehrt und gefeiert von den edelsten und höchsten Männern im Vatikan; er sah sich umringt von den besten Sängern und Künstlern aller Völker; er sah sich auf Leo's Geheiß mit dem heiligen Lorbeer auf dem Kapitol gekrönt, und aus blühenden Rosengebüschen, mit der Myrthe im bräutlichen Haar, stürzte Flaminia wonnetrunken ihm an die Brust. — Hutten fühlte sich in den innersten Tiefen seines Wesens erbeben und die Wage seines Willens war im Schwanken. — Doch mit dem Eichenkranz geschmückt trat ihm sein Deutschland mit seiner Constanze holden Zügen mahnend vor die Seele, und treu blieb er dem Vaterlande und lehnte das lockende Anerbieten mit ehrfurchtsvollen Ausdrücken ab.

Bei der päpstlichen Tafel ging es äußerst lebhaft und fröhlich zu. In langen bunten Reihen sah man die purpur-

rothen und veilchenblauen Talare der Cardinäle und Bischöfe mit den weißen, schwarzen und braunen Kutten der Generale und Aebte verschiedener Mönchsorden, und die von Gold und Silber strotzenden Hofkleider der römischen Nobili mit den einfachen Gewändern der Gelehrten, Dichter und Künstler wechseln.

Als nun der Wein die Gemüther immer zwangloser stimmte, erhob sich auf Leo's Befehl ein drolliger Gesell von kleiner untersetzter Gestalt mit einem großen Kopf und gewaltigem Nußknackermunde, verbeugte sich dreimal tief gegen den heiligen Vater und die glänzende Versammlung, und improvisirte darauf italienische Sonnette, Stanzen und Madrigale, deren Inhalt und Form eben so sehr zum Lachen reizte, wie der falsche Pathos, womit er sie vortrug.

„Wer ist der Tropf, der in so erbärmlichen Versen faselt," fragte Hutten verwundert den Dichter Molza, „und wie ist es möglich, daß der Papst, der Beschützer und Kenner alles Schönen und Großen, solche Herabwürdigung der Musen dulde?"

„Große Herren haben oft wunderliche Launen," flüsterte Molza, „jener Mensch heißt Querno und spielt eine Art von Hofnarren bei seiner Heiligkeit. Neulich wurde ihm zum Lohne seiner schlechten Poesieen eine Krone von Braunkohlblättern statt des Lorbeerkranzes aufgesetzt, worüber sich der heilige Vater fast todtlachen wollte. Gebt nur Acht, lieber Hutten, wie ihm Sanctissimus von seiner Tafel die besten Leckerbißchen zuschicken und sich an der gewaltigen Eßgier dieses Parasiten ergötzen wird."

Es währte nicht lange, so kam ein in Roth und Gold gekleideter Camerière und brachte dem Improvisator von des Papstes Tisch, der etwas getrennt von den übrigen stand, einen Teller mit niedlichen Würstchen von Pfauenzungen, die der Nimmersatt binnen wenigen Secunden in seinen furchtbaren Rachen hinabschlang und sich darauf mit den possirlichsten Geberden bei dem erhabenen Geber bedankte.

Während der Papst in die lustigste Laune gerieth, nahte sich ihm plötzlich der Geheimschreiber Sadoleto mit einem versiegelten Briefe. Leo erbrach ihn, und seine Züge drückten Zorn und Bestürzung während des Lesens aus. Alsbald winkte er dem ersten Geheimschreiber Bembo und verließ die Tafel, die für aufgehoben erklärt wurde.

Die erhaltene Nachricht war allerdings nicht von erfreulicher Art. Der vertriebene Herzog von Urbino hatte aus den durch den allgemeinen Frieden herrenlos gewordenen französischen, spanischen und italienischen Söldnerschaaren ein stattliches Heer geworben und war damit rasch in sein altes Herzogthum eingefallen. Umsonst hatte sich ihm der neue Herzog Lorenz von Medici mit seinen in der Eile zusammengerafften Truppen entgegengestellt. Er ward geschlagen und mußte das Land verlassen, das seinen alten Herrscher wieder freudig anerkannte.

Jetzt aber entwickelte Leo seine ganze Thätigkeit und Geisteskraft. Aus deutschen und italienischen Söldnern ward ein neues Heer gebildet, womit sich viele römische Nobili mit ihren Dienstmannen verbanden. Fernando Savelli war unter ihrer

Zahl. Zugleich erließ der Papst drohende Beschwerdebriefe an die Höfe von Paris und Madrid, worin er sie zur Abberufung ihrer Unterthanen aus dem Kriegsdienst des rebellischen Usurpators aufforderte. Unverzüglich darauf rückte Lorenz von Medici an der Spitze seiner Schaaren wieder in's Feld.

Während dieser kriegerischen Bewegungen Roms nach Außen waren die Dominikaner im Innern für ihre Zwecke thätig. Hogstraten verwarf den für Reuchlin günstigen Ausspruch der päpstlichen Commission und provocirte auf die Entscheidung eines allgemeinen Kirchenconciliums, weil es sich um eine hochwichtige Glaubenssache handle. Mehre Kardinäle, die er durch ansehnliche Geschenke für sich gewonnen hatte, suchten den Papst gleichfalls für diese Ansicht zu stimmen. Laut erhoben sich dafür alle römische Dominikaner mit ihrem Ordensgeneral an der Spitze. Abbate Antonio setzte alle Triebfedern mit ränkevoller Klugheit in Bewegung.

Leo wollte weder mit dem mächtigen Orden, der stets eine treue Stütze des Papstthums gewesen war, brechen, noch auch die Sache der freien Wissenschaft und Forschung aufgeben. Er wählte deßhalb einen Mittelweg, indem er aus den noch in Rom anwesenden Mitgliedern des letzten lateranischen Concils eine Commission von achtzehn Richtern ernannte, die den Proceß auf's Neue untersuchen und in letzter Instanz entscheiden sollten. Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Ordensgenerale, päpstliche Pönitentiarien, Referendare und Doctoren der Theologie bildeten dieses glänzende Tribunal.

Hutten knirschte vor Zorn, daß es den Bestechungen und Ränken Hogstraten's gelungen war, ihm den sicher gehaltenen Sieg aus der Hand zu winden. Auch er und van der Wick suchten nun auf geheimen Wegen bei der neuen Commission zum Ziel zu gelangen, doch konnten ihre Hülfsmittel mit denen der Gegner schwerlich wetteifern.

Neben seinen gerichtlichen Geschäften widmete sich Hutten auch fleißig den juristischen Studien, eingedenk, daß er seinem Vater die Rückkehr mit dem Doctorhute versprochen hatte. Doch das spitzfindige Wesen der römischen Rechtslehrer wollte ihm hier so wenig, wie früher in Padua und Bologna behagen.

Seine liebste Erholung fand er im Kreise edler Männer und Frauen, der sich im Hause des Cardinals Grimani zu versammeln pflegte und dessen schönste Zierden die beiden reizenden Schwestern Savelli waren. Hutten's Verhältniß zu Flaminia gestaltete sich immer eigenthümlicher. Es war durch den fortgesetzten Umgang zwangloser, ja fast traulich geworden; und dennoch fühlte Hutten oft in seinem Innern etwas, was ihn mit unheimlicher Ahnung vor ihr zu warnen schien. In ihrem Wesen lag etwas Herrisches, Uebermüthiges, was immer wieder unwillkürlich hervortrat, so sorgsam sie es auch gegen ihn zu verbergen strebte. Aus ihren schönen Augen, die vom zauberischen Feuer der Begeisterung und Liebe strahlen konnten, fuhren auch oft die Blitze des vernichtenden Zorns und des unversöhnlichsten Hasses. Es war, als ob unter der Blüthendecke, womit die Natur diese herrliche Gestalt so ver-

schwenderisch bekleidet, die finstern Dämonen des Abgrunds auf Beute lauerten.

Noch war kein Wort von Hutten gesprochen worden, was Flaminia als Erklärung seiner Neigung für sie hätte deuten können. Die treue Liebe, die er seiner Constanze im innersten Herzen bewahrte, ließ ihn vor jedem Verrath zurückbeben. Er bildete sich selbst ein, daß er nur das räthselhafte Wesen der holden Sphinx ergründen, nur wissen wolle, ob sie es wahr oder falsch mit ihm meine.

Einst, als er wieder sinnend und in ihren Zügen forschend vor ihr stand, fragte sie hastig: „Was habt ihr nur wieder heute, Hutten, daß ihr stumm und träumerisch vor mir steht, als ob ihr über irgend eine tiefe philosophische Aufgabe nachdächtet?"

Hutten war im Begriff, ihr die Wahrheit zu sagen, besann sich aber rasch eines Anderen und entschuldigte sich mit dem Gange des Reuchlinischen Prozesses, der ihm viel Sorgen und Kummer bereite.

„Und dieser Prozeß kann euch Flaminien vergessen lassen," fragte sie mit leuchtendem Zornblick, „kann euch so einnehmen, daß ihr meine Gegenwart gleichgültig übersehet?"

„Flaminia, Verzeihung!" bat Hutten mit sanfter, zum Herzen gehender Stimme.

Rasch umgewandelt sprang sie wieder in die entgegengesetzte Stimmung über und sprach liebevoll scherzend: „O, Flaminia wird sich auch vor der kalten Nebenbuhlerin Themis nicht fürchten, sie wird sie besiegen und den Platz allein

behaupten. Verlaßt euch auf mich, lieber Hutten, der Prozeß eueres Freundes soll und muß einen guten Ausgang nehmen. Alle die alten Cardinäle und Bischöfe will ich mit süßen Worten und Blicken so lange bestürmen, bis sie mir ein günstiges Votum für euch zusagen. Dann aber seid mir auch nicht mehr einsilbig oder gar stumm, wie heute, sonst — — — — — —"

„Flaminia," rief Hutten begeistert, indem er ein Knie vor ihr beugte und ihre Hand mit glühenden Küssen bedeckte, „sieh mich beschämt zu deinen Füßen liegen!"

„Wunderliches Volk, ihr Deutschen," sagte sie zärtlich scherzend, „einen Prozeß muß man euch erst gewinnen helfen, bis man durch euere Stahlpanzer einen Weg zum Herzen findet."

„Flaminia bedarf nur des Zauberstrahls ihrer Augen, um durch dreichfaches Erz zu dringen," entgegnete Hutten; „o Zauberin, was machst du aus uns Männern!"

„Ich beherrsche die Sclaven, die es verdienen," antwortete sie stolz, „doch neben dem echten Mann, wie ihr, will ich nur mitregieren."

* * *

Flaminia hielt redlich Wort. Der Gang der Reuchlinischen Sache nahm eine entschieden günstige Wendung, und nicht fern mehr war der Tag, wo das Urtheil gesprochen werden sollte.

Inzwischen waren auch vom Heere aus Urbino siegreiche Nachrichten eingetroffen. Lorenz von Medici hatte den Herzog Montefeltri zum zweiten Male vertrieben und zur Verzichtleistung auf den Besitz des Herzogthums gezwungen.

Es war am schönen ersten Mai, als der Sieger seinen triumphirenden Einzug in Rom zu halten und dem Papst seine Trophäen zu Füßen zu legen gedachte. Ganz Rom war in der freudigsten Aufregung und schickte die Schaaren seiner Bevölkerung vor das Thor, wo die heimkehrenden Truppen einziehen sollten.

Hutten aber eilte in den Palazzo der apostolischen Cancellaria, wo die Sitzungen des Tribunals in der Reuchlinischen Sache gehalten wurden, denn der Tag der Publication des Urtheils war gekommen. Mit hochklopfendem Herzen stand er vor den Schranken des Gerichts seinem furchtbaren Gegner, dem Prior Hogstraten, gegenüber. Da erhob sich der Präsident und befahl einem der päpstlichen Referendare, das Urtheil den Partheien bekannt zu machen.

Wer beschreibt Hutten's Entzücken, als er seine kühnsten Erwartungen übertroffen sah! — Reuchlin's Augenspiegel wurde nicht nur für ein von aller Ketzerei freies, sondern sogar für ein erbauliches Buch erklärt, der Druck desselben in Rom, wie überall, erlaubt, und Hogstraten als ein der Strafe Würdiger bezeichnet.

Der Prior schäumte vor Wuth bei Anhörung dieses Erkenntnisses und appellirte dagegen an eine allgemeine Kirchenversammlung. Die Richter aber verwarfen die Appellation,

da ihnen durch den heiligen Vater die Macht zur Fällung eines Definitivurtheils in der Sache ertheilt worden sei.

Hutten verließ jubelnd den Saal und flog nach dem Palazzo Grimani, um Flaminien seinen glühenden Dank darzubringen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm der Siegeszug des von Urbino heimkehrenden Heeres. Fernando Savelli, an der Spitze seiner geharnischen Reiterschaar, nahm sich gar stattlich aus und grüßte freudig vom Roß herab alle Bekannte. Das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln und das Siegesgeschrei der wogenden Volksmenge begleiteten Hutten bis an die Pforten des Palastes.

Eilig stürmte er die breite Marmortreppe hinauf, den langen Corridor hinunter zu Flaminia's wohlbekanntem Zimmer. — Sie war allein. „Flaminia," rief er mit leuchtenden Augen, indem er ihre Hand freudig an seine Lippen drückte, „sieh den glücklichen Hutten vor dir, der dein ewig dankbarer Schuldner ist. Ich habe gesiegt, theuere Flaminia, und dir verdank' ich es, daß mein der Sieg geworden!"

„Und mein der schönere Sieg!" sprach sie mit zärtlichem Feuer ihn anblickend und den rechten Arm sanft um seinen Nacken schlingend. In diesem Tone hatte sie Hutten noch nie sprechen hören, von solchem Liebesblick noch nie ihr Auge strahlen sehen. Die Berührung ihres Armes durchzuckte ihn mit zauberischer Gluth und alle Nerven seines Wesens bebten ihr entgegen.

„Flaminia," rief er, indem er sie mit stürmischer Leidenschaft umarmte und den ersten flammenden Kuß auf ihre

Granatlippen preßte, „Flaminia, vernichte mich, wenn ich frevle, aber laß mich sterben in deinen Gluthen."

„Dein auf ewig!" sprach die Römerin und erwiederte feurig den lodernden Kuß der Liebe. Selige Minuten waren beiden verronnen, als Flaminia bei einer leichten Bewegung erst bemerkte, daß sie an Hutten wie festgekettet sei. Sie war es in der That; denn die feinen Ringe ihrer Busenkette hatten sich in die zierlichen Häkchen der Goldagraffe von Hutten's Sammtkoller fest verwickelt.

„Du hast mich gefesselt, mein Ulrich," sprach sie mit schmelzendem Tone, „löse die Bande."

„So geschah dir ganz recht, du arge Zauberin," antwortete jener, „ich fesselte dich wieder, wie du mich; nun laß ich dich nicht wieder los."

„Nein, das duld' ich nicht," entgegnete sie mit liebenswürdigem Trotz, „Sclavenfesseln trägt Flaminia nimmer, nur als Freie giebt sie sich willig hin."

„Auf dieß Wort denn, Holde, sei frei," rief der Entzückte und riß die Agraffe herab, daß das Koller von beiden Seiten zurückfiel.

„Ha, was seh' ich!" schrie Flaminia plötzlich grell auf.

„Was hast du, Liebchen?" fragte verwundert der im süßen Rausch befangene Hutten.

„Wer ist das Frauenbild da auf deiner Brust?" rief sie zitternd.

Wie vom Blitz getroffen gewahrte Hutten erst jetzt Constanzens Bildniß. Er schwieg.

„Wer ist das Frauenbild, rede!“ wiederholte sie mit zornsprühenden Blicken. Alle Muskeln ihres noch vor Kurzem so zauberhaft schönen Gesichts waren in fieberischer Zuckung und die langen schwarzen Locken ringelten wie Furienschlangen um ihr furchtbares Antlitz.

Da war es, als ob Hutten plötzlich die Blende des Zaubers von den Augen fiele; er sah in das Medusengesicht, das ihm oft in seinen Träumen erschienen war, und antwortete ruhig fest: „Constanze Peutinger, die Perle von Augsburg.“

„Und du liebst diese Constanze?“ fragte Flaminia in höchster Spannung.

Hutten fühlte den Schmerz, den seine Antwort der Tiefgereizten bereiten mußte, und dennoch hätte er um keinen Preis der Welt eine Lüge geheuchelt. Constanzens Engelsbild umstrahlte ihn wieder mit himmlischer Klarheit, — Germanien siegte über Welschland. — „Flaminia,“ sprach er sanft, „laß mich wahr gegen dich sein in dieser entscheidenden Stunde. Ja ich liebe diese Constanze, ich habe sie geliebt seit Jahren schon und werde nimmer aufhören, sie zu lieben. Der Zauber, den die Natur dir verliehen, Flaminia, hat mich allgewaltig zu dir hingezogen, du hast mich entflammt, wie die Venus des Phidias vulkanische Gluthen im Busen facht — aber mein Herz war dennoch bei Constanzen geblieben. Wohl uns, daß ein Zufall dir mein Geheimniß entdeckt und mich vor einem Verbrechen gegen dich und sie bewahrte.“

Flaminia hatte krampfhaft bebend seiner Rede zugehört. Oft hatte sie ihn unterbrechen wollen und schon die Lippen

zitternd geöffnet, aber nicht zu sprechen vermocht; — jetzt aber durchbrach ihre Zornglut wie überwallender Lavastrom den Rand des Kraters, um Tod und Verderben rings auszuströmen.

„Fluch dir, Verräther," rief sie mit Basiliskenblick, „und Fluch ihr, der Elenden, die du Flaminien vorzuziehen wagst! — Das also sind die Reize, mit denen man glänzen muß, um ein deutsches Ritterherz zu fesseln? Dieses farblose Haar, diese mattblauen Augen, diese bleichen Wangen, diese hinfällige Gestalt dürfen mit der Schönheit einer Römerin wetteifern? Blödsinniger Thor und schändlicher Heuchler zugleich, hinweg auf ewig aus meinen Augen!"

„Flaminia," entgegnete Hutten mit männlicher Fassung, „ich verzeihe dir, denn die Eifersucht beherrscht dich mit blinder Wuth. Hutten hat dir nie falsche Liebe geheuchelt, hat sich dir stets gegeben, wie er war. Ein unglückliches Verhängniß hat uns beide in ein seltsames Labyrinth von Gefühlen verstrickt. Laß uns darüber trauern — aber uns nicht hassen!"

„Ja, Haß, ewiger, tödtlicher Haß soll dich verfolgen bis über die Pforten der Hölle hinaus!"

Hutten ging. Sein Gemüth war tief erschüttert, doch wieder einig mit sich selbst. Er sah erfüllt, was ihm so oft als Ahnung bei Flaminien vorgeschwebt; er sah es klar nun ein, daß jene Macht des Südens ihn wohl eine Zeitlang bezaubern, doch nimmer auf die Dauer fesseln, nicht seinem Wesen ihn untreu machen konnte. — Flaminia schmerzte ihn tief, denn dieses stolze Herz hatte ihn geliebt und mußte ihn jetzt

hassen; denn Stolz und Liebe lagen tiefgekränkt am Boden. Nicht zürnen konnt' er ihr; — gerecht und nothwendig nannt' er ihren Haß. „Sie hat des Guten und Schönen mir viel erzeigt," sprach er wehmüthig zu sich selbst, — „o daß aus Haß doch ein Mal noch Versöhnung werden könnte!"

Dumpf vor sich hinbrütend saß Flaminia im hohen säulengetragenen Gemach. Die langen schwarzen Haare hingen ihr aufgelöst um die leichenblassen Wangen; ihre Augen hafteten starr auf einer schwarzen Marmorstatue der Proserpina, die in einer Mauernische stand, als wolle sie die Königin der Unterwelt zum Beistand beschwören. — Plötzlich raffte sie sich empor, eilte zu ihrem Schreibtisch, warf einige Zeilen mit fliegender Hand auf das Papier, faltete und versiegelte es, und schellte dann heftig.

Ein Diener erschien.

„Trage das sogleich zum Abbate Cesarini, aber eile, Giacomo. Nimm diese Zechinen und das Doppelte bei rascher Antwort."

Der Bursche flog davon.

Eine Stunde später stand der Abbate in Flaminia's Zimmer, doch nicht in der zierlichen Tracht des Weltgeistlichen, sondern im ernsten Ordenskleid der Dominikaner.

„Was seh' ich, Antonio," fragte sie betroffen, „ihr habt — — — — — — ?"

„Einer Welt auf immer entsagt, in der mir die Sonne des Lebens längst unterging. Doch zur Sache, Signora; ihr habt mich verlangt, um mir Wichtiges zu vertrauen."

„Antonio,“ sprach sie, „ich habe euch einst bitter gekränkt, ich weiß es. Verzeiht, wenn ich euch wehe that, aber ich konnte nicht anders, könnte selbst jetzt nicht den lieben, zu dem mich das Herz nicht gebieterisch hintreibt. Aber rächen könnt ihr euch an dem Verhaßten, den Flaminia thörigerweise euch und so vielen andern edeln Römern vorgezogen hat, rächen an dem treulosen, heuchlerischen Deutschen!“

„Ihr sprecht in Räthseln, Signora,“ entgegnete der Mönch.

Flaminia erzählte nun mit erneuter Aufregung den Vorfall des Morgens, bald vor Schaam erröthend, bald Thränen der Verzweiflung vergießend, bald sich wieder zu Hohn und Verachtung hinaufstimmend.

Antonio folgte scharfbeobachtend ihrem Bericht und allen Erscheinungen ihres Wesens, wie der Arzt den wechselnden Symptomen des Fieberkranken. „Die halt' ich fest!“ dacht' er mit dämonischer Freude in seinem Innern. Dann aber mit ruhigem Ernst sich zu ihr wendend, sprach er mit kaltem Ton: „Ich bedauere euch, Signora, ihr seid von einem Unwürdigen in den Staub getreten.“

„Rache, Antonio, Rache, ich flehe darum auf meinen Knieen.“

„Nehmt meine Hand darauf, Flaminia; und nun redet, was denkt, was beschließt ihr zunächst?“

„Helft mir ihm den Kranz des Sieges entreißen, Antonio, den ich Thörin ihm selbst geflochten habe; helft mir das Urtheil

vernichten, was die Richter zu Gunsten jenes Reuchlinus gesprochen haben!"

„Es vernichten — ist unmöglich, aber seine Wirkung hemmen — vielleicht, denn noch ging es nicht in Rechtskraft über. Und dann?"

„Dann laßt ihn uns Schritt vor Schritt immer tiefer erniedrigen, bis er wie ein elender Wurm vor uns im Staube liegt, dem wir verächtlich den Todesstoß versetzen."

„Habe Dank, Flaminia," entgegnete der Mönch, ihre Hand ergreifend, „habe Dank für diesen ersten Augenblick der Wonne nach jahrelangen Leiden. Furchtbarer noch, als der Schmerz, von dir verschmäht zu sein, quälte mich die Eifersucht über jenen deutschen Barbaren, um dessen Liebe du schmachvoll buhltest."

„Gott, wie tief bin ich gefallen," rief sie, das Gesicht verhüllend, „daß ich dieß anhören muß."

„Fühle deine Demüthigung, stolze Schönheit, um desto ausdauernder in der Rache zu sein!" erwiederte Antonio bitter. „Jetzt zum Handeln!"

Zehnte Schilderung.

Cardinalsverschwörung. — Ränke der Dominikaner. — Der Papst und seine Curie. — Wortbruch. — Kampf und Bahre.

Im Palaste des Vatikans war Tages darauf eine dumpfe Bewegung. Der verdächtige Cardinal Petrucci, dessen wir in einer früheren Schilderung gedachten, hatte sich seit einiger Zeit heimlich aus Rom entfernt und dadurch des Papstes Mißtrauen im hohen Grade verstärkt. Briefe, die er seinem Segretario Nino aus seinem Asyl geschrieben, waren aufgefangen und zu Verräthern eines schwarzen Complotts geworden. Es handelte sich um nichts weniger, als den heiligen Vater zu vergiften. Ein Arzt, Namens Baptista da Vercelli, der die Stelle des abwesenden Leibmedicus vertreten sollte, war gewonnen worden, um dem Papst, der oft Arzneien bedurfte, das Gift in einem Pulver beizubringen. — Aber nicht bloß Alfons Petrucci, sondern auch noch viele andere Cardinäle waren mehr oder weniger in die Verschwörung verwickelt. Leo hatte sich durch sein herrisches Benehmen viele Feinde im heiligen Collegio gemacht, besonders unter den jüngern Cardinälen, die vieles zu seiner Er-

hebung auf den Stuhl Petri beigetragen und sich nun in der Erwartung großer Belohnungen betrogen hatten. Schwankende Gerüchte von dem Allen trieben sich im Publikum umher und verbreiteten eine aufgeregte Stimmung.

Cesarini erfaßte diesen günstigen Zeitpunkt. Er eilte zu Hogstraten, stellte ihm die Sachlage eindringlich vor, und bestimmte ihn, sich beim heiligen Vater eine Audienz zu erbitten, um die Rechtskraft des ungünstigen Urtheilspruches aufzuhalten. Es gelang. — Hogstraten schilderte dem Papste mit düstern Farben den zerrütteten religiösen Zustand Deutschlands; er zeigte, welcher Nachtheil der Sache der Kirche und des Papstthums aus dem für Reuchlin günstigen Urtheil erwachsen müsse. Die Hussiten und alle andern Ketzer würden in dieser dem Dominikanerorden angethanen Schmach ein Bekenntniß der päpstlichen Ohnmacht und eine Aufforderung zu erneuerter Widerspenstigkeit finden. Die rebellischen Reuchlinisten mit den Massen der Studenten auf den Hochschulen würden mit jenen gemeinschaftliche Sache machen und bald würde Deutschland den offenen Abfall von Rom erklären. Der heilige Vater möge erwägen, welche Gefahren ihn jetzt vielleicht selbst in seiner Nähe bedrohten. Wo könne er unter so bedenklichen Umständen eine festere Stütze finden, als im treuen Dominikanerorden, der seit seiner Entstehung sich mit Begeisterung dem Schirme des Stuhles Petri geweiht habe.

Leo begann zu wanken und versprach, die Sache nochmals in Ueberlegung zu ziehen.

Der Prior war entlassen, Bembo trat ein.

„Ist das Schreiben an den Cardinal Alfons Petrucci ausgefertigt?“ fragte der Papst.

„Es ist geschehen, Sanctissimus.“

„Ihr habt ihm doch das sichere Geleit versprochen und Alles so gestellt, daß er keinen Argwohn schöpft?“

„Alles, wie euere Heiligkeit befohlen. Aber wenn er nun im Vertrauen auf euer Wort sich wirklich einfindet, wenn er auf euer eindringliches Vorhalten das beabsichtigte Verbrechen reumüthig eingesteht, o dann, heiliger Vater, laßt Gnade für Recht ergehen!“

„Es wird geschehen, was der Kirche Heil verlangt; die Verantwortung lastet auf mir, nicht auf dir, Bembo, der du mein Werkzeug bist. Sorge auch dafür, daß nach Petrucci's Verhaftung sein Segretario Nino und der Arzt Vercelli sofort in Gewahrsam gebracht werden.“

„Der Maler Rafael Sanzio,“ sprach anmeldend ein Camerière, „begehrt eine kurze Audienz. Ich wies ihn, wie alle andere, meiner Instruction gemäß zurück, doch behauptet er, von Euerer Heiligkeit das Recht zu haben, daß er stets gemeldet werden müsse.“

„Dem ist so,“ antwortete Leo kurz, „laßt ihn herein.“ Darauf sich zu Bembo wendend: „Die Kunst,“ fügt' er hinzu „soll nimmer unter traurigen Geschäften leiden.“

Rafael trat ein.

„Was bringst du uns, Sanzio?“ fragte gütig der Papst.

„Heiliger Vater, in der Kasse des Peterskirchbaues ist

kaum noch ein Wochensold für die Arbeiter übrig, und doch thut es Noth, ihre Zahl eher zu vermehren, als zu vermindern. Auch erwart' ich nächste Woche einen großen Transport von Marmorblöcken aus Carara, die schleunig bezahlt werden sollen. Ich muß daher — — — — — —"

„Geld haben, lieber Rafael," entgegnete der Papst lächelnd, „das versteht sich, denn ohne diesen nervus rerum gerendarum steht alles Maschinenwerk auf Erden still." — Er öffnete einen Schrank und nahm mehrere Rollen heraus. — „Hier nimm vor der Hand diese fünftausend Zechinen, binnen heut und acht Tagen sollst du mehr haben. Jetzt aber geh', lieber Sanzio, denn wir sind stark beschäftigt, der nächste freie Abend soll ganz dir gehören."

Rafael küßte des Papstes Hand und ging.

„Sind euere Heiligkeit so gewiß," fragte Bembo, „daß ihnen in so Kurzem neue Quellen für den kostspieligen Bau zuströmen werden?"

„Ich bin's, Bembo, der Tetzel hat mir aus Frankfurt am Main geschrieben, daß er treffliche Geschäfte mit unsern Ablaßbriefen macht, und daß ich jeden Tag eine Abschlagszahlung aus Mainz erwarten dürfe."

„Heiliger Vater," begann Bembo mit ehrfurchtsvollem Ton, „ich kann euch nicht verhehlen, daß mich die Sendung dieses Tetzel mit unheimlicher Ahnung erfüllt."

„Und weßhalb, mein treuer Bembo? Sind die Indulgenzen nicht immer das einträglichste Regal des heiligen Stuhles gewesen?"

„Dieser Tetzel," fuhr Bembo fort, „ist ein roher, unsittlicher Mönch, dem Trunk, der Völlerei und allen schlimmen Lastern ergeben. Wird es nicht einen argen Eindruck auf die Menge machen, wenn das heilige Geschenk der apostolischen Sündenvergebung von so unreinen Händen vertheilt wird? Kann dieser Mensch nicht durch sein tolles, marktschreierisches Wesen ein ernstes, kirchliches Amt zur lächerlichen Fastnachtsposse herabziehen? Giebt es der spöttischen Ketzer nicht in Deutschland überall genug, die mit Begierde diese Gelegenheit erfassen und giftigen Samen des Zweifels und Irrglaubens unter das wetterwendische gemeine Volk ausstreuen werden?"

„Sei ohne Sorgen, mein redlicher Bembo," entgegnete lächelnd der Papst, „der Tetzel steht ganz auf seinem Platz. Ein plumper, deutscher Policinello, wie dieser Dominikanermönch, weiß am besten mit diesen nordischen Barbaren umzuspringen. Sind doch ihre Bauern, Bürger, Ritter und Fürsten eben solche Trunkenbolde und Völler, wie er selbst; sie werden's ihm so hoch nicht anrechnen."

„Werden aber auf diese Weise nicht oft die ruchlosesten Sünder von jenem Tetzel losgesprochen, wird nicht manchem armen Thoren der letzte Nothpfennig aus der Tasche gelockt, wird nicht das Mark von Städten und Dörfern ausgesaugt werden?"

„Was thut es, wenn nur unser großer Tempelbau dabei vorwärts schreitet! Rom will ich zum Königssitz der Kunst und Wissenschaft und alles Herrlichen und Erhabenen machen, und die Peterskirche soll der Diamant sein, der im Mittelpunkte

dieser Strahlenkrone leuchtet. Sind die schwerfälligen Deutschen nicht hochgeehrt, wenn sie mit ihrem Geld ein Scherflein zu diesem Riesenwerk beitragen dürfen? — Auf welche Weise die einzelnen Steine und Steinchen zusammengekommen sind, das kümmert mich nicht. Nichts Großes ist noch in der Welt vollbracht worden, ohne daß dabei mit untergelaufen wäre, was kleine Seelen Unrecht nennen. Deutschland hat noch des überflüssigen Fetts genug, bevor wir an das Mark ihm kommen, und ist es besser nicht, daß jener Ueberfluß als schöne Säule und Bildwerk in heiliger Halle ewig pranget, statt von thörigen Grafen und Herzogen in geschmacklosen Hoffesten verpraßt zu werden? — Rom ist das Haupt der Welt, und dem Gehirne müssen alle Säfte dienen!"

* * *

Einige Tage später saß Hutten Abends im Garten des Coritius mit dem freundlichen Wirth, den beiden Osthen und noch einigen deutschen Landsleuten im traulichen Gespräch beisammen, woran besonders ein Comthur des deutschen Ritterordens, der als Gesandter des Hochmeisters von Preußen am päpstlichen Hofe lebte, und Doctor Conring, ein Rechtsgelehrter aus Mainz, thätigen Antheil nahmen. Die Unterredung hatte eine ernste Wendung auf die Mißbräuche der römischen Curie und auf die Erpressung der ungeheuern Geldsummen aus Deutschland genommen.

„Es ist namenlos," sprach der Comthur, „wie die römische

Curie andere Länder und besonders unser armes Deutschland auf die vielfachste Weise auszusaugen weiß. Die Vergebung der meisten Kirchenlehen ruht durch Anmaßung in päpstlicher Hand; stirbt nun ein Erzbischof, Bischof oder Abt, so muß der Nachfolger den Besitz der Würde mit hohen Summen erst von Rom erkaufen, die er dann durch drückende Auflagen von seinen Unterthanen wieder zu erlangen sucht."

„Ein redendes Beispiel davon," fuhr Doctor Conring fort, „giebt mein allergnädigster Landesherr, Erzbischof Albrecht von Mainz, der sein Pallium um 30,000 Ducaten von seiner Heiligkeit sich lösen mußte und nun nicht weiß, wie er die ungeheuere Ausgabe aus seinem verschuldeten Churfürstenthum decken soll."

„Deßhalb eben," sagte Coritius, „muß er sich auch jetzt zur Betreibung des einträglichen Ablaßhandels hergeben, wovon ein erklecklicher Antheil auf ihn zurückfallen soll, und durch den schmutzigen Dominikanermönch Tetzel die römische Waare überall ausposaunen lassen. O es ist ein Gräuel um dieses Ablaßwesen!"

„Rechnet nun noch dazu," antwortete Conring, „was dem Papst jährlich das Dispensationsrecht in besondern Fällen einbringt. Aus jedem der zahllosen kirchlichen Verbote entspringt eine neue Geldquelle für den päpstlichen Fiskus; denn es giebt keines, wovon nicht dispensirt werden könnte; denkt nur allein an die vielen Eheverbote wegen allzunaher leiblicher oder geistiger Verwandtschaft."

„Vergeßt nicht," fügte der Comthur hinzu, „was die zahl-

losen Rechtsstreitigkeiten, die hier verhandelt werden müssen, der päpstlichen Curie eintragen. Was auf deutschem Boden entschieden werden sollte, wird als Kirchen- und Glaubenssache aus tausendfachen Gründen vor die apostolischen Behörden gezogen, damit die Partheien hier nackt ausgeplündert werden. So wird unser Deutschland, das mächtigste Reich der Welt, von Rom auf alle Weise besteuert, ausgesaugt, herabgewürdigt."

„Das soll und muß anders werden," rief Hutten, indem er mit geballter Faust auf die Tafel schlug; „Deutschland soll nur sich selber zollpflichtig sein!"

„Schlimmer noch, wie alles dieß," sprach Doctor Conring, „scheint mir der geistige Zwang, den Rom auf unser deutsches Volk ausübt. Jede freie Forschung wird arglistig bewacht und gehemmt, jedes freisinnige Wort der Wahrheit in Lehre und Schrift mit den härtesten Strafen bedroht. Wer wird es noch wagen, die heilige Bibel nach seiner innern Ueberzeugung auszulegen, seit jener edle Johannes Huß seinen Wahrheitseifer mit dem Flammentod gebüßt?"

„Solche Schandthaten werden nicht mehr vorfallen," entgegnete Hutten, „seit eine bessere Zeit mit Leo X. begonnen hat. Das Urtheil, was hier in Rom selbst von den angesehensten Häuptern der Kirche in Reuchlin's Sache gefällt worden ist, wird der Markstein einer neuen Aera werden, wo die Gewissensfreiheit ihr weißes Banner entfalten darf."

„Gebe Gott, daß dem also sei," sprach der Comthur; „aber seht, kommt dort nicht unser van der Wick die Stufen

der Terrasse in höchster Hast heraufgestürmt? er sieht ganz erhitzt und verstört aus, als ob ihm etwas ganz Besonderes zugestoßen wäre."

„Was ist vorgefallen, theuerer Procurator?" fragte Coritius, „euere Züge weissagen ein Unglück."

„Soeben war ich in der apostolischen Kanzlei," begann mit gepreßten Athemzügen jener, „um mich bei meinem Freunde, dem Bullarius Biandini, zu erkundigen, ob nicht die öffentliche Bekanntmachung des Urtheils wider Hogstraten bald stattfinden werde. Denkt euch meinen Schreck, als mir dieser in die Ohren raunt: Das Urtheil wird nicht in Rechtskraft treten, denn der heilige Vater hat soeben auf des Priors Hogstraten Vorstellung ein Mandatum de supersedendo erlassen, wodurch die Vollziehung des Spruches auf unbestimmte Zeit verschoben wird."

„Sagt, daß ein Wahnwitziger euch etwas vorgeschwatzt," rief Hutten sich entfärbend, „sagt, daß euch ein Bösewicht eine tückische Lüge zugeflüstert — aber Wahrheit, nein Wahrheit ist hier unmöglich!"

„Es ist Wahrheit, Hutten; mit eigenen Augen hab' ich des Mandats Entwurf gelesen."

„O so ist alles Lüge, wenn Leo in dieser heiligen Sache zum Lügner werden konnte. Es kann nicht sein, darf nicht sein; ich will sogleich hin zu ihm, es muß sich Alles aufklären!"

„Im Vatikan denkt man jetzt an Anderes, als mit euch zu verhandeln, armer Hutten. Vernehmt meine zweite wichtige

Botschaft, ihr Freunde. Der Cardinal Alfons Petrucci ist im Vertrauen auf das ihm ertheilte sichere Geleit nach Rom zurückgekehrt; doch kaum in den Vatikan eingelassen, wird er verhaftet und in einen Kerker der Engelsburg geworfen. Der Criminalprozeß auf Hochverrath wird wider ihn eingeleitet; sein Schreiber Nino und der Arzt Vercelli sind als Mitschuldige bereits in Gewahrsam gebracht. Vergebens haben mehre der ehrwürdigsten Cardinäle gegen dieses Verfahren protestirt. Man hilft sich mit der Ausrede, daß ein Verbrecher, der den Papstmord beabsichtigt, außerhalb des Gesetzes sei und keinen Anspruch auf die Beobachtung des Salvus=Conductus machen könne. Die Verhaftungen vieler andern Verschworenen werden diese Nacht oder morgen gewißlich nachfolgen. Alles ist in der größten Aufregung."

„Wehe, wehe!" rief Hutten im durchdringenden Tone des tiefsten Schmerzes; „ist es dahin mit diesem Leo gekommen, in dem ich eine aufgehende Morgensonne des Menschengeschlechts begrüßte, daß er bis zur gemeinsten Despotenpraxis herabgesunken ist! — Kein Wort mehr halten dürfen — o Welt, brich ein, wenn je zum Recht der Wortbruch wird!"

* *
*

Vergebens bemühte sich Hutten von Tag zu Tag, eine Audienz beim Papste zu erhalten. Es hieß, daß seine Heiligkeit niemand vor sich lasse. Hutten ließ sich jedoch nicht abschrecken und reichte seine Beschwerde gegen das Aufschubsmandat schriftlich ein.

Keine Antwort. — Im Vatikan wurden Todesurtheile unterzeichnet. Der Prozeß gegen die Verschwornen war der **Rota Romana** übergeben und rasch betrieben worden. Der Cardinal Petrucci ward zum Strange verurtheilt und im Gefängniß erdrosselt. Der Schreiber Nino und der Arzt Vercelli wurden zu schauderhaften Martern und zur Viertheilung verdammt; das furchtbare Schauspiel der Vollstreckung stand dem römischen Pöbel noch bevor. Die Cardinäle Riario und Sauli schmachteten noch im Gefängniß in banger Erwartung ihres Schicksals; neue Verhaftungen wurden noch befürchtet.

Trübgestimmt saß Hutten im einsamen Zimmer, als Fernando Savelli, der, trotz des Bruches der Schwester mit dem Ritter, den Umgang mit diesem fortgesetzt hatte, munter wie gewöhnlich bei ihm eintrat. „Immer noch so traurig, Ulrico?" fragte er mit dem gleichgültigen Tone der gedankenlosen Weltmenschen. „Hast gewiß wieder deinen verwünschten Proceß im Kopfe! Wie ist es nur möglich, daß ein tüchtiger Kriegsmann, wie du, sich mit jenem langweiligen Schulfuchs von Reuchlinus so emsig befassen und sich darüber grämen und abhärmen kann, ob von zwei Narren der eine oder andere Recht oder Unrecht behält?"

„Wie lebt Flaminia," sprach Hutten halbträumend, „zürnt sie mir immer noch?"

„Das will ich meinen," entgegnete Fernando lachend, „sie haßt dich, wie der Elephant das Rhinoceros, wie der Erzchrist den Erzjuden, sie haßt dich zum Vergiften und Erdolchen; kurzum, wie eine Römerin einen treulosen Liebhaber."

„Fernando," begann Hutten ernst, „du hast mich nie beleidigt, noch ich dich; aber dennoch halt' ich es für gut, daß auch wir uns trennen, wenn solch' ein unversöhnlicher Haß in Flaminia glüht. Du bist ihr Bruder, du darfst nicht traulich mit dem Manne umgehen, den sie als ihren Todfeind flieht."

„Da sieht man, wie der verdammte Proceß dir schon ganz den Kopf verdreht hat. Was ist denn da für ein Zusammenhang zwischen unserer Freundschaft und dem Hasse meiner Schwester?"

„Schilt mich einen Grillenfänger, Fernando, aber jener verzehrende Haß Flaminiens erscheint mir wie ein böses Gespenst, das sich auch eines andern Armes zu seinem Dienst bemeistern kann. Ihr seid Bruder und Schwester, die ewigen Bande der Natur verknüpfen euch; — wie, wenn ihr Haß einst plötzlich auch der deinige würde, wie, wenn dann einer von uns beiden — — — — —"

„Jetzt höre mir auf mit deinen Narrenspossen, Ulrico," unterbrach ihn Fernando ungeduldig, „und vernimm, weßhalb ich gekommen bin. Hier in Rom weht jetzt der Scirocco der Armensünderluft, bei dem einem jeden schwül und bang zu Muthe wird. Laß uns hinausziehen auf meine Villa bei Tivoli, wo es frische Thäler und Waldungen, Bäche und Teiche giebt. Da wollen wir reiten und fahren, fischen und jagen nach Herzenslust. Arnoldo Conti, Federigo Orsini, Pietro Colonna und Astolfo Peretti werden auch von der Parthie sein, lauter lustige Gesellen, wie du weißt. Deine Freunde, die beiden Osthen, haben mir auch schon zugesagt."

„Laß mich davon wegbleiben, Savelli," entgegnete Hutten ruhig, „der Traurige taugt nicht zu den Fröhlichen."

„Wird nicht acceptirt, Ulrico, du hast mir diesen Winter schon versprochen, daß du mich in der schönen Jahreszeit auf Belriguardo besuchen wolltest, und ein deutscher Ritter hält sein Wort."

„Das werd' ich gewiß, doch erlaß' mir's für dieß Mal, schwarze Wolken umlagern meinen Geist."

„Die werden sich alle zerstreuen, sobald wir Rom im Rücken haben; ich lasse dich nicht los, Hutten, du mußt mit."

„Sei es denn, weil du darauf bestehest," antwortete Hutten kurz; „wenn brechen wir auf?"

„Morgen früh um sechs finden wir uns bei der Trajanssäule."

Rüstig trabte die Cavalcade der schönen jungen Männer auf den feurigen, zierlich geschenkelten Neapolitanerrossen zum Thore nach Tivoli hinaus. Die Morgenluft wehte erfrischend durch die Campagna und die malerischen Ruinen altrömischer Vorzeit glänzten heiter im rosigen Sonnenlicht. Alles war in der besten Stimmung; selbst Hutten schien wie durch Zauberschlag von seinem Trübsinn befreit und lachte gutmüthig über die Neckereien Fernando's, der sich des Eintreffens seiner Prophezeiung rühmte und sich für einen großen Arzt und Menschenkenner ausgab.

So ging es unter munterem Geplauder über die Brücken Mammolo und Lucano und am Grabmal der Plautier vorüber,

immer rascher und rascher, bis man das freundliche Tivoli von seinem waldumkränzten Felsen herabglänzen sah und das ferne Gemurmel seiner Wasserfälle hörte.

„Laßt uns in Tivoli Mittag machen," sprach Fernando; „wir reiten dann in der Abendkühle in wenigen Stunden bis Belriguardo. Der Wirth zur Sibylle hat trefflichen Montefiascone, köstliche Rebhühner und Forellen, und einen herrlich erfrischenden Marmorsaal. Dort wollen wir uns gütlich thun."

Das Ziel war erreicht, der runde Wirth und die schlanken Töchter tummelten sich, und bald saßen die Fröhlichen um die wohlbesetzte Tafel. Harmlos hatte sich das Gespräch die längste Zeit um die Lieblingsthema's von hübschen Mädchen und schnellen Pferden, von Spielen und Fechten bewegt, als es zufällig auf den letzten Feldzug gegen den Herzog von Urbino gerieth, welchem Fernando und seine Freunde Arnoldo Conti und Federigo Orsini beigewohnt hatten. Die Köpfe der Gäste waren schon alle von Wein erhitzt und die drei Kriegshelden erschöpften sich in den tollsten Prahlereien, denen Hutten mit Gelassenheit schweigend zuhörte.

„Aber das muß wahr sein," begann Fernando Savelli, der eben wieder ein Schlachtengemälde zeichnen wollte, „als wir dem Feind bei Perugia gegenüberstanden, wären wir doch fast in die Klemme gekommen und das bloß durch die feigen Lumpenhunde von deutschen Landsknechten, die auf unserm rechten Flügel standen."

„Sie liefen wie die Schafe, als die Reiterei des Herzogs

auf sie einzuhauen drohte," sprach Arnoldo Conti, „da eilte ich noch zur rechten Zeit mit einer Cohorte unserer Satelliten hinzu und warf den Angriff zurück."

„Wahrlich," fuhr Federigo Orsini fort, „wir Italiener sollten uns schämen, daß wir uns so lange von diesen Deutschen, Franzosen und Spaniern beherrschen ließen. Hinauswerfen sollten wir sie all' insgesammt und ein starkes engverbündetes Reich unter uns bilden."

„Nun, was den Kaiser betrifft," entgegnete Conti, „den sind wir jetzt durch den Frieden von Noyon so ziemlich los, und mit den Franzosen in Mailand und den Spaniern in Neapel werden wir schon ein ander Mal fertig werden."

„Ich kann die Venetianer eigentlich nicht leiden," sprach Fernando übermüthig, „aber ich freue mich doch, daß dieser aufgeblasene Maximilian aus ihrem Lande hat weichen müssen. Nun ist die Münze, wo er auf dem Krebse reitet, doch endlich noch zur Wahrheit geworden. Es lebe der Krebsritter, stoßt an!"

„Halt," rief Hutten, der seinen Zorn bis dahin gewaltsam bemeistert hatte, „halt, Fernando, und nimm dein unverständig schmachvolles Wort gegen meinen Feldherrn und Kaiser zurück! Ich habe geschwiegen bei euern argen Nachreden gegen die wackern Landsknechte, unter denen ich selber einst gedient; ich habe geschwiegen bei euern übrigen Prahlereien, weil ich als Gast keinen Unfrieden anrichten wollte. Daß aber des deutschen Volkes geheiligtes Oberhaupt mit Schimpf und Schande beladen werde, das will und darf ich als reichsgetreuer Mann nicht dulden."

„Nichts nehm' ich zurück," schrie Fernando wild, „er ist ein Maulheld, dieser Maximilian, der mit Recht auf den Krebs gehört. Hat er nicht im vorigen Jahre noch den schimpflichsten aller Rückzüge von Mailand nach Deutschland gemacht? Es ist eine Schande für uns Römer, wenn er sich noch länger den erwählten römischen Kaiser nennt!"

„Nun denn," rief Hutten aufspringend, „hier steh' ich für meines Kaisers und Volkes Ehre und werfe dir den Fehdehandschuh hin!"

„Ich nehm' ihn auf, zieh!" entgegnete Savelli.

„Wir fechten alle mit," riefen die übrigen Römer, „nieder mit dem deutschen Prahler!"

„So stehen wir beide auf Hutten's Seite," erwiederten die Brüder Osthen; „Schande über so unritterliche That!"

Die blanken Klingen fuhren aus den Scheiden und der Kampf begann. — Hutten hatte sich mit dem Rücken gegen eine Marmorsäule gestellt und verhielt sich mehr vertheidigend als angreifend gegen den wüthend auf ihn eindringenden Fernando, dem er nicht den Tod, sondern nur eine Züchtigung für seine Frechheit geben wollte. Die Brüder Osthen standen zu beiden Seiten und wehrten die übrigen Römer ab, die sich als schlechte Fechter und solche zeigten, die nicht gerade das Leben an den Kauf setzen mochten.

Lange hatte sich Hutten schonend gegen Fernando verhalten, als dieser plötzlich einen hämischen Stoß gegen seine Brust führte, der jedoch am starken Goldrand von Constanzens Bildniß abgleitend, ihn nur seitwärts streifte.

Jetzt entbrannte auch Hutten in voller Wuth und spaltete das Haupt des Gegners mit so gewaltigem Schwerthieb, daß er ihn todt zu Boden streckte.

Die Römer waren wie vom Blitz getroffen und baten um Versöhnung.

„Gott hat gerichtet," rief Hutten, „zieht in Frieden!"

Die Italiener schleppten ihren Todten fort, und Hutten blickte starr und schweigend auf den blutigen Kampfplatz.

„Fort, Bruder Hutten," sprach endlich der jüngere Osthen, „fort ohne Zeitverlust! Du darfst nicht wieder nach Rom zurück, fliehe nach Bologna, wohin wir dir Effecten und Papiere nachsenden wollen."

„Der Wurf ist gefallen!" sprach Hutten gefaßt; „Deutschland, du hast mich wieder!"

Schlaflos lag auf ihren weichen Pfühlen die schöne Flaminia neben der sorglos schlummernden Beatrice. Ein ängstlicher Traum hatte sie aufgeregt. Sie dachte an Hutten, den einzigen Mann, den ihr stolzes Herz geliebt, und den es jetzt eben so glühend haßte. Da schlug rother Fackelschein von unten herauf in ihr Gemach, und schwere Tritte stiegen die Marmortreppe hinan. — Flaminien lief es eiskalt über Busen und Nacken. — Da stürzte die Zofe mit aufgelöstem Haar und wildverstörten Zügen herein. „Man bringt ihn, man bringt ihn!" ruft sie schrillend und sinkt ohnmächtig vor der Gebieterin nieder.

„Was es auch sei, ich will es wissen,“ sprach Flaminia entschlossen, hüllte sich in den Morgenmantel und flog aus dem Schlafgemach den langen Corridor hinab.

Von der Vorhalle her schlägt ihr der Fackelschein wieder entgegen. Sie eilt hinzu, und vor ihren Augen liegt Fernando's blutige Leiche auf der Todtenbahre.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzt sie zu Boden. — Als sie wieder zur Besinnung gekommen und sich langsam aufgerichtet, schaut sie die Freunde des Bruders ringsum starr an und fragt dann mit furchtbarem Blick und Ton: „Wer hat mir das gethan?“

„Ulrich von Hutten erschlug ihn im Zweikampf,“ antwortete es dumpf.

„Hutten,“ schrie sie laut auf, „Hutten also heißt der Höllengeist, der mein Leben immer auf's Neue mordet? — Triumph, Triumph, das Maaß ist übervoll! — Nun bist du endlich ausgelöscht bis auf den letzten glimmenden Funken, thörige, schmachvolle, verruchte Liebe! — Fahr' wohl, Fernando, noch diesen Kuß auf deine kalten Lippen — fahr' wohl, mein süßer Bruder, Flaminia wird dich rächen! — Fluch dir, Mörder, ewig, ewig! —“

Elfte Schilderung.

Dichterkrönung.

Im traulichen Laubenhaus des Peutingerschen Gartens zu Augsburg saß Mutter Margarethe mit der holden Tochter Constanze, fleißig das schnurrende Spinnrädchen drehend.

„Wie es wohl jetzt meinem Ulrich in Rom gehen mag?" sprach Constanze, die schönen blauen Augen forschend auf die Mutter richtend.

„Der letzte Brief wollte mir gar nicht recht gefallen," entgegnete Frau Margarethe. „Unser Hutten war sehr bekümmert, daß der Sieg der Reuchlinschen Sache, den er schon sicher in Händen hielt, ihm durch die Ränke der Dominikaner wieder gehemmt worden. Ueberhaupt lag mir im ganzen Ton des Briefes eine unverkennbare Seelentrauer, die noch auf anderes Leid und inneren Zwiespalt hinzudeuten schien."

„O daß ich bei ihm wäre, ihm jede trübe Wolke von der Stirn wegküssen könnte! Er sollte mir gewiß bald anders werden, gelt, Mutter?"

„Trotze nicht zu viel auf deine Macht, mein Töchterchen. Italien ist ein heißes Land, das wunderschöne Frauen haben soll, wie mir mein Vater oft erzählt. Erinnerst du dich nicht, daß Hutten in einem seiner Briefe mit begeistertem Lobe von jener reizenden Cardinalsnichte sprach, mit der er oft in einem berühmten italienischen Poeten, wie hieß er doch gleich?“

„Ariosto, Mütterchen.“

„Ja, im Ariosto gelesen, und die er mit einer römischen Minerva oder Victoria verglich? Wie, wenn jene Flaminia auch sein ritterliches Herz besiegt, wenn jene stolzglühende südliche Rose dich stilles deutsches Vergißmeinnicht daraus verdrängt hätte?“

„O Mutter,“ sprach die Tochter entrüstet, „lästere nicht den Herrlichen! Nein, Ulrich, ich glaub' an deine Treue, fest und kindlich, wie an die Gnade meines himmlischen Vaters. Und wenn ich ihn selbst in den Armen jener Flaminia gesehen, ich würde trauern, daß ein augenblicklicher Sinnenrausch ihn hingerissen, aber ich würde dennoch glauben, sein Herz ist mein, bis er mir selbst gesagt: „Ich liebe dich nicht mehr!“ — Und dieß Wort, es wär' mein Todespfeil, ich würde kein zweites mehr vernehmen!“

„Kind, Kind, wie du nun gleich heftig bist! Ich hab' es ja nicht so ernsthaft gemeint. Er kommt gewiß wieder, der wackere Hutten, und ich will dann Alles daran setzen, daß wir den Vater auf unsere Seite bringen, der wirklich ihm jetzt gewogener, als früher scheint.“

„Ich habe auch jetzt mehr Hoffnung, Mütterchen,“ sprach

Constanze besänftigt. „Der Vater hat sich stets gefreut, wenn er einen Brief von Ulrich aus Rom erhielt, und mit Lob und Achtung von seinem ehrenwerthen Streben gesprochen."

„Der Hutten fehlt ihm überall," erwiederte Frau Margarethe; „ich merk' es ihm recht gut an, wie sehr er sich an seinen Umgang gewöhnt hat und bin es überzeugt, daß er ihn mit offenen Armen wieder empfangen würde."

„Ach, wenn er doch schon wieder da wäre!" seufzte Constanze. „Ich bete früh und Abends inbrünstig zu Gott für seine glückliche Heimkehr. Wie aber, wenn er erkrankte, wenn er einsam und verlassen im fremden welschen Lande danieder-läge?"

„Gräme dich nur nicht so ab, du wirst mir alle Tage blasser und magerer, mein Töchterchen. Er kommt gewiß einmal ganz unerwartet, wie damals vor zwei Jahren beim Reichstag."

„Constanze!" rief es laut, und eine ritterliche Gestalt eilte rasch durch den Baumgang auf die Laube zu.

„Ulrich!" antwortete sie im höchsten Entzücken und lag ohnmächtig an Hutten's Brust.

Seine Küsse flammten sie in's Leben zurück, er trug sie sanft auf die Laubenbank, er knieete vor ihr nieder und preßte die theuern Hände an sein Herz.

„Jetzt kommt die Reihe doch endlich auch an mich," sagte freundlich verweisend Frau Margarethe zu dem in sein Mädchen verlorenen Ulrich. „Aber so erzähle mir doch nur, lieber Sohn, wie du auf einmal wieder so blitzschnell nach Deutsch-

land gekommen bist? In deinem letzten Briefe war ja noch keine Ahnung davon."

Ulrich gab kurzen Bericht über die letzten Vorfälle in Rom und Tivoli, wobei Frau Margarethe vor Entsetzen die Hände über dem Haupte zusammenschlug. Constanze aber fiel ihm freudig um den Hals und sprach mit mädchenhaftem Stolz: „Das nenn' ich einen Mann, der seinem Kaiser und seinem Liebchen Ehre macht!"

„Kinder," sagte Frau Peutinger, „ich sehe den Vater kommen; laßt uns ihm unbefangen entgegengehen."

„Täuschen mich meine alten Augen, oder sehe ich wirklich recht?" fragte der Rathsherr schon von Weitem. „Ihr seid's, Herr von Hutten?"

„Ich bin's, mein Vater!" antwortete Hutten, ihm freudig entgegeneilend.

Peutinger schloß ihn mit Herzlichkeit in die Arme und vernahm mit großer Theilnahme den Bericht seiner letzten Schicksale. „Das trifft sich ja ganz herrlich, lieber Hutten," sprach er freudig, „daß ihr gerade jetzt nach Augsburg gekommen seid, wo eben unser verehrter Kaiser hier Hoflager hält."

„Wie, Maximilian hier?" fragte Hutten überrascht.

„Seit gestern Abend schläft er in unsern Mauern. Morgen soll ich zur Audienz kommen und werde willkommene Botschaft mit euerer Ankunft bringen. Euere ritterliche That in Tivoli wird ihm sicher höchlich wohlgefallen. Schon ist er durch das, was ihr in Reuchlin's Sache gewirkt, ganz für euch eingenommen."

„O daß ich mit dem siegreichen Urtheil so vor ihn treten könnte, wie ich es schon errungen hatte! Schande über Leo, daß er sich so von den Dominikanern gängeln läßt!“

„Euer Ruhm bleibt dadurch ungeschmälert, edler Hutten. Ich will euch dem Kaiser empfehlen, so warm, als ihr es verdient.“

„Ich dank' euch von Herzen, Vater Peutinger. Jetzt eine Frage: Zürnt mir der Kaiser noch wegen meiner Heftigkeit in dem Würtembergischen Handel und daß ich damals dem Friedensvergleich von Blaubeuren beizutreten mich geweigert?“

„Im Gegentheil, er sieht es selber nur zu gut jetzt ein, wie Recht ihr damals hattet, als ihr auf strenges Urtheil wider den Herzog drangt. Der Unwürdige hat die Schonung, womit sein Herr und Kaiser gegen ihn verfahren, gar schlecht vergolten. Eine Gräuelthat folgt auf die andere und bringt das arme Volk an den Rand der Verzweiflung. Doch davon ein andermal. Jetzt laßt uns beim vollen Becher des Wiedersehens froh werden und von heitern Dingen kosen. Wißt ihr wohl schon, daß die Briefe der Dunkelmänner, die ihr im vorigen Sommer mit euern Freunden zu Cöln geschmiedet, jetzt im Druck erschienen und zum Schrecken der Dominikaner und aller Gleichgesinnten in alle Länder hinaus verbreitet sind?“

„Mein Crotus schrieb mir vor längerer Zeit nach Rom, daß Alles zum Drucke reif sei. Also wirkt es?“

„Wie Arsenik unter den Ratten. Ihr habt Ehre, Ruf und Ansehen der Finsterlinge mit euern zerfressenden Witzpillen vergiftet, rettungslos vergiftet bis auf die innersten

Eingeweide. Die Welt liegt darüber im fröhlichen Lachfieber und die Gefoppten in schwarzgalligen Krämpfen."

„Triumph," rief Hutten, „das ist die erste Krisis der geistigen Auferstehung!"

* * *

Im Audienzsaal seiner Pfalz zu Augsburg hielt am folgenden Tage Kaiser Maximilian mit seinen hohen Beamten Rath. Wir bemerken unter Letzteren den Cardinal von Gurk, die Minister von Ziegler und von Renner, den Canzler Serentin, den Schatzmeister Villinger, die Räthe Cuspinian und Peutinger.

Die politischen Verhältnisse hatten sich seit einem Jahre bedeutend verändert. Durch den Frieden von Noyon war der lange blutige Krieg der europäischen Hauptmächte beendigt und ein freundliches Vernehmen zwischen ihnen eingeleitet worden. Ein unerwartetes Ereigniß schien die verschiedenen Staaten noch enger an einander ketten zu wollen. Auf dem neubegründeten muselmännischen Throne zu Constantinopel saß jetzt Selim I., ein grausamer, kühner und ruhmsüchtiger Fürst, der durch die Ermordung seines Vaters, des schwachen Bajazeth II., zur Herrschaft gelangt war. Selim bewährte sich sogleich als einen echten Nachfolger des kriegerischen Propheten. Nachdem er den Schach von Persien gedemüthigt, eroberte er rasch hintereinander Palästina, Syrien und Aegypten, und rüstete jetzt auf's Neue ein furchtbares Heer, womit

er Ungarn oder Italien zu bedrohen schien. Kaiser und Papst entbrannten gleichzeitig von Begierde, einer neuen Schmach der Christenheit kräftig zu begegnen und die asiatischen Usurpatoren wo möglich sogar über den Hellespont zurückzutreiben. In Maximilian's ritterlicher Seele hatte von jeher dieser Lieblingsplan gekeimt, und die Lage seiner Staaten forderte ihn mehr, als Andere, zu dessen Ausführung auf. Auch für Leo's ehrgeiziges Gemüth hatte der Gedanke, an der Spitze der Christenheit einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen, etwas höchst Verführerisches, und auch er war nicht ohne Besorgniß für eine Landung der Türken in Italien, die schon ein Mal in Otranto stattgefunden hatte. Dazu kam noch seine große Vorliebe für griechische Wissenschaft und Kunst und seine persönliche Zuneigung für viele griechische Gelehrte, die ihn mit Bitten zu jenem Feldzug bestürmten und ihn schon im Voraus als den Wiederhersteller des morgenländischen Kaiserthums begrüßten. Leo wandte sich deshalb jetzt an die europäischen Hauptmächte mit der Aufforderung zum energischen Kampfe wider den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit, und suchte deshalb ein engeres Bündniß unter ihnen zu Stande zu bringen. Maximilian ging mit Freuden auf diesen Entwurf ein und hatte bereits Unterhandlungen mit Franz I. von Frankreich und seinem eigenen Enkel Karl von Niederland und Spanien angesponnen. Letzterer, der durch den Tod Ferdinand's des Katholischen jetzt zum alleinigen Beherrscher von Kastilien und Aragonien geworden war, stand im Begriff, sich endlich auf die wiederholten dringenden Bitten des alten

Reichsverwesers Ximenes nach seinen neuen Königreichen einzuschiffen; denn die stolzen Spanier wollten von keinem im Ausland residirenden Könige beherrscht sein.

Im Innern Deutschlands war die Fehde zwischen Franz von Sickingen und dem Magistrate von Worms noch immer nicht beigelegt; denn, war gleich die Belagerung der Stadt aufgehoben, so dauerten doch die Streifzüge und Ueberfälle von Seiten des Ritters fort. Ein Kreistag des schwäbischen Bundes zu Ulm, der über neue Mittel zur Schlichtung des verdrießlichen Handels berathschlagen sollte, wurde mit gewohnter deutscher Langsamkeit betrieben und konnte zu keinem Beschluß gelangen. Maximilian wünschte im Stillen, den tapfern und mächtigen Sickingen für seinen Dienst zu gewinnen, um ihn zu einem Racheplan gegen Herzog Ulrich von Würtemberg zu gebrauchen. Denn dieser Tyrann, der Unthat auf Unthat häufte, hatte die Gunst des Kaisers nun völlig verscherzt und ihn zur Erkenntniß dessen, was Noth thue, gebracht.

„Schreibt dem heiligen Vater," begann Maximilian, zum Cardinal von Gurk sich wendend, „daß wir im nächsten Frühjahr einen Reichstag zu halten gedenken, auf welchem wir alle Stände zur schleunigen Hilfsleistung im Kriege wider den Sultan auffordern werden. Wir leben des guten Vertrauens, daß alle große und kleine Vasallen im Streite für so heilige Sache mit einander wetteifern werden."

„Seine Heiligkeit," entgegnete Matthäus Lang, „zweifeln nicht an der treuen Gesinnung der Glieder des heiligen Römischen Reichs."

„Dich, mein Cuspinian," fuhr der Kaiser fort, „beauftrage ich, die Verhandlungen mit dem französischen Hofe eifrig fortzusetzen. Von unserm erlauchten Enkel Karl haben wir die offenste Zusicherung seines Beitritts zu dem großen Angriffsbündniß erhalten. Seine spanischen Unterthanen werden ihn gewiß mit christlichem Eifer in diesem neuen Kreuzzuge gegen den Halbmond unterstützen. Wir gedenken, uns in Kurzem selbst nach Brüssel zu begeben, um den Vertrag mit unserem königlichen Enkel noch vor seiner Abreise nach Spanien abzuschließen. — Möchte nur unser Reich im Innern sich bald einer völligen Ruhe erfreuen. Die Wormser Händel und die steigende Unzufriedenheit in Würtemberg bekümmern unser Gemüth. Was den Sickingen betrifft, so hoffen wir, die Sache auf dem Wege des gütlichen Vergleichs zu entscheiden. Wir wollen demnach die Churfürsten von Brandenburg, Mainz und Pfalz zu Richtern ernennen, die den Sickingen zum Verhör vorladen und zur Einstellung aller weitern Feindseligkeiten vermögen sollen. Schlimmer aber steht es mit Würtemberg aus. Wie lauten die letzten Nachrichten daher, lieber Peutinger?"

„Der Herzog," antwortete der Rath, „hat sich wieder neue unerhörte Grausamkeiten gegen die verhafteten Amtleute Breuning, Vout und andere Gefangene erlaubt, die er im Verdacht hat, daß sie den Tübinger Staatsvertrag mit Gewalt aufrecht halten wollen. Alle sind durch die Folter zu erpreßten Geständnissen gezwungen und zum Tode verurtheilt worden. Der Forstmeister Lotz zu Rechenberg starb an den Folgen

der Qualen, ehe er noch das Schaffot bestieg. Am furchtbarsten hat der Herzog mit dem alten ehrwürdigen Breuning verfahren lassen, der einst sein Lehrer und treuester Diener in allen Nöthen war. Nicht genug, daß dem Unglücklichen alle Glieder von der Tortur gewaltsam ausgerenkt wurden, man riß ihn auch überall mit glühenden Zangen, begoß ihm dann den nackten Leib mit Branntwein und zündete denselben an, so daß der Körper einer schwarzen Kohle gleich anzusehen war."

„Ungeheuer!" schrie der Kaiser, „wie ist es möglich, daß kein Blitz des Himmels dich zerschmettert!"

„Gewiß Uebertreibung," warf der Kanzler Serentin ein, „man weiß, wie gehässig alle Maaßregeln des Herzogs von seinen Widerwärtigen entstellt werden."

„Schweigt, Serentin," befahl Maximilian unwillig, „zu lange nur haben wir euch und andern von des Herzogs Parthei Gehör geschenkt und unsere allzugroße Nachsicht zu bedauern Ursache gehabt."

„Euere kaiserliche Würden können die Bestätigung meiner Aussagen von Leuten vernehmen, die einst des Herzogs nächste Günstlinge waren," antwortete Peutinger; „Erbmarschall Thumb und Kanzler Lamparter haben ihn heimlich verlassen und werden nächstens hier erscheinen."

„Sie wittern, daß es mit ihm zu Ende läuft," sagte Maximilian, „Tyrannen haben keine Freunde. Jetzt aber fahr' in deinem Berichte fort, Peutinger; wie ist die Stimmung im Volke?"

„Höchst aufgeregt, besonders seit dem letzten grausamen

Mandat gegen die Wildschützen. Als der gemeine Mann sich des übermäßigen Wildes gar nicht mehr erwehren konnte und vergebens um Entschädigung flehte, so griff er endlich zur Selbsthülfe und schoß alles nieder, was seine Felder verwüstete. Da erließ der Herzog den Befehl, daß jedem, der unbefugt ein Stück Wild erlegt, beide Augen ausgestochen werden sollten. Und wahrlich, es war kein eitler Schreckschuß; denn schon mehrmals ist die schauderhafte Strafe vollzogen worden."

„Sein Maaß ist voll," sprach der Kaiser ernst, „wir wollen ihm ein Ziel setzen."

Die Sitzung ward aufgehoben; nur Minister Renner und Konrad Peutinger mußten bleiben.

„Ich hab' es fest beschlossen," begann der Kaiser, „dieser Ulrich von Würtemberg soll für immer aufhören zu regieren. Der Rachekrieg soll plötzlich wie ein Ungewitter über ihn hereinbrechen. Zu diesem Endzweck müssen wir aber den Sickingen für unsern Dienst gewinnen; er ist der Mann, den Streich mit Entschlossenheit zu vollführen. Euch, lieber Renner, geb' ich den Auftrag, mir den Franz um jeden Preis wieder zu schaffen. Wir müssen ihn von dem Bündniß mit Frankreich trennen und dem Reiche wieder eine treue Stütze an ihm erwerben. Sein Herz ist durch und durch deutsch, ich weiß es."

„Verlaßt euch auf mich, gnädigster Herr," antwortete Renner, „ich bin dem Sickingen und seiner ganzen Sippschaft von alter Zeit her wohlbekannt und mit ihm selbst einst sehr befreundet gewesen."

„Sagt mir, Peutinger, kann ich mich auf Augsburg ganz verlassen, wenn es zum Kriege mit Würtemberg kommt?"

„Wie auf euer Auge im Haupte, kaiserliche Würden. Unsere reichsgetreue Stadt wird euch mit fünfhundert Reisigen und dreitausend Landsknechten Zuzug leisten, die nöthigenfalls auch verdoppelt werden können."

„Augsburgs Beispiel wird entscheidend für alle Städte des schwäbischen Bundes sein," entgegnete freundlich Maximilian, „es soll euch nicht unbelohnt bleiben."

„Kaiserliche Gnaden," fuhr Peutinger fort, „ich weiß einen Ritter, der tapferer, denn Alle mitfechten wird."

„Wen meinst du?"

„Den Ulrich von Hutten."

„Wahrlich du hast Recht, aber der schlägt sich jetzt mit den Cardinälen und Bischöfen in Rom herum."

„Er ist hier, kaiserliche Würden, seit gestern hier in Augsburg, und brennt vor Begierde, zu euern Füßen euch zu huldigen."

„Der Hutten hier? Das freut mich von Herzen. Was aber hat ihn so schnell zurückgeführt?"

Peutinger erzählte nun das letzte Benehmen des Papstes in der Reuchlinschen Sache und den Kampf, den Hutten für seines Kaisers Ehre in Tivoli bestanden.

„Ha, das war brav," rief Maximilian mit freudeleuchtenden Augen, „daran erkenn' ich den deutschen Ritter. Ich muß ihm dankbar sein, Peutinger, bei meinem Kaiserwort, ich will ihm dankbar sein."

* *
*

Im Gewächshaus des reichen Herrn Jacob von Fugger zu Augsburg stand unter Myrten, Granaten, Aurantien und andern südlichen Bäumen auch ein edler hochstämmiger Lorbeer mit weit ausgebreiteten üppig grünenden Aesten und Zweigen.

Im zierlichen Sommergewand schwebte Augsburgs holdeste Blume, die schöne Constanze Peutinger, durch die blühenden Rosen- und Jasmingebüsche nach dem auf sonnigem Hügel gelegenen Glashause der fremden Stauden und Bäume.

„Ah, Signorina Costanza,“ sprach der alte Gärtner Gregorio, den der Eigenthümer von seiner Reise durch Italien mitgebracht, „erzeigt ihr mir auch wieder einmal die Ehre, meine Pflanzen mit euern schönen Augen zu betrachten? Ich bilde mir dann immer ein, daß sie noch einmal so gut gedeihen müssen.“

„Ich hab' euch schon oft gebeten, daß ihr mich nicht eitel machen sollt, guter Vater Gregorio,“ antwortete sie freundlich, „wir Mädchen sind es ja ohnedem schon genug.“

„Das werdet ihr doch nicht ändern, holde Signorina; der alte Gregorio muß euch bewundern und loben, wie seine kostbarsten Blumen und Früchte. Aber womit kann er euch heute dienen? Ist es ein Sträußchen für euch zu einem festlichen Tänzchen, oder ein Blumenkränzlein zum Geburtstag einer hübschen Freundin, oder — oder vielleicht gar der liebe zarte Zweig der Myrte für euer bräutliches Köpfchen?“

„Ach nein, guter Gregorio,“ antwortete sie mit einem leisen Seufzer, „so weit ist es noch lange nicht. Aber einen

Kranz soll und will ich allerdings winden, einen Kranz vom edelsten Baum für das edelste Haupt."

„Ihr sprecht in Räthseln, mein reizendes Kind."

„Gebt mir zwei frische Zweige von eurem schönsten Lorbeer!"

„Wir haben drei Lorbeerbäume hier im Hause; von den beiden kleinen darf ich schneiden, aber von dem großen, den der Herr aus Sicilien mitgebracht, von dem — — — — — — — —"

„Von dem gerade schneidest du für mich, Gregorio, wenn ich dich recht freundlich bitte," sprach sie, den Alten mit ihren unwiderstehlichen Augen anblickend und die harte braune Hand mit ihren weichen Lilienfingern drückend.

„Den ganzen Baum hack' ich ab, wenn ihr noch länger so fortfahrt," rief der Alte mit funkelnden Augen, indem er das Gartenmesser aus der Tasche zog. „Komm, kleine Hexe, und wähle dir selbst."

Sie traten in's Glashaus, wo sie der warme, blüthensüße Duft der tropischen Zonen umwehte. Hier prangte der Zimmt-, der Nelken- und Muskatbaum; dort schlangen sich von Palme zu Palme Gewinde von bunten Passifloren, und purpurblaue und goldgrüne Papageien wiegten sich kreischend auf den schwankenden Zweigen. In der anstoßenden italischen Abtheilung des Hauses ragte hoch über allen andern Sträuchern und Bäumen der edle sicilianische Lorbeer empor. „Der ist ja prächtig," rief Constanze staunend, „von dem mußt du mir schneiden!"

„Welche Zweige denn?" fragte Gregorio.

„Diesen blühenden hier und dort den andern da," antwortete sie, mit den Händchen rasch und begehrlich hindeutend.

„Ihr versteht euch gut auf's Wählen," lächelte der Alte und schnitt ihr die gewünschten Zweige ab.

„Tausend Dank, lieber herrlicher Gregorio," sprach sie freudig und wollte dem Gärtner zwei Goldgulden reichen.

„Euern Händedruck nur will ich, das Gold behaltet, Signorina," entgegnete der Alte ablehnend. „Euch zu Liebe laß' ich mich von Signor Barone ausschelten, doch nicht für Gold."

„Er soll mich ausschelten," sagte sie schalkhaft, „ich gebe mich selbst morgen an." Und pfeilschnell flog sie mit ihren Zweigen wie eine geflügelte Victoria davon.

Am Abende dieses Tages besuchte Hutten die Peutinger-schen Frauen. Constanze war eben mit dem Flechten des Kranzes beschäftigt.

„Sieh da, mein Mädchen, was schaffst du da?" fragte Hutten verwundert. „Zwei blühende Lorbeerzweige, frisch und glanzvoll grünend, wie ich noch nimmer sie gesehen, werden von dir mit schimmerndem Goldband zum Kranz vereinigt? Wer ist der Glückliche, dem solcher Preis von solchen Händen werden soll?"

„Ich weiß es nicht, lieber Ulrich," antwortete Constanze verlegen erröthend, „frage die Mutter."

„Ein vornehmer Kriegsheld," sagte Frau Margarethe gefaßter, „den der Kaiser mit dieser Ueberraschung ehren will, wird morgen am Hof erscheinen. Darum ward der Kranz bei uns bestellt."

„Seltsam," entgegnete Hutten, „man bestellt wohl sonst Kränze bei Gärtnerinnen, doch nicht bei edeln Rathsverwandten."

„Es ist so eine Grille vom guten Kaiser," fuhr die Mutter fort, „weil er unsere Constanze wohl leiden mag und weiß, daß sie ein feines Kränzlein zu winden versteht."

„Das will ich meinen," sprach Hutten feurig, „sie theilet Allem Schönheit und Weihe mit. Nun, ich bin doch begierig, wer der glückliche Kriegsheld sein wird; ich bin auch auf morgen zur Audienz beschieden, da werd' ich ja wohl Alles erfahren."

„Vielleicht!" warf Constanze neckend hin.

„Du bist gewiß im Geheimniß, mein Liebchen, beichte nur!" sprach Hutten, sie traulich umfassend.

„Constanze weiß nichts, als daß ihr Kranz fertig ist," antwortete sie lächelnd und hielt die schöne Lorbeerkrone stolz in die Höhe.

„Ha, wie herrlich!" rief Hutten, den Kranz mit schwärmenden Augen betrachtend. „Zwei Zierden giebt es doch, über die nichts prächtiger ist auf Erden: der Lorbeer für den Dichter und Helden, und die Myrte für die liebende Braut. O daß ich jenen einst durch dich empfinge, du Holde, und mit der andern dir dafür die goldenen Locken kränzen könnte!"

„Mein Ulrich!" entgegnete sie im süßesten Flötenton der Liebe. Er schloß sie küssend in die treuen Arme.

Der 15. Juli 1517 war hellstrahlend aufgegangen über Augsburg. In der kaiserlichen Pfalz war schon Alles in früher Thätigkeit, denn vornehme Gäste waren angekommen, die zur Mittagstafel gezogen werden sollten. Der Audienzsaal ward von den Kämmerern festlich geschmückt und vor dem großen vergoldeten Armsessel des Kaisers ein purpursammtener, mit goldenen Sternen gestickter Teppich ausgebreitet.

Um neun Uhr betrat der Minister von Renner mit andern Herren vom Hofe die Halle und empfing die zur Audienz Geladenen, die sich immer zahlreicher einfanden. Hutten erschien an Peutinger's Seite. Als sein Auge im Kreise der Anwesenden umherschweifte, traf es plötzlich auf eine ihm wohlbekannte Gestalt.

„Stromer!" rief er freudig aus, und eilte auf den alten treuen Arzt mit offenen Armen zu.

„Freund Ulrich," fragte staunend der Mainzer Leibmedicus, „du wieder aus Rom in Augsburg?"

Hutten erzählte. „Was aber, lieber Stromer, führt dich jetzt hierher?" fragt' er alsdann.

„Ich bin mit meinem Churfürsten hergekommen, der allerhand Wichtiges mit dem Kaiser abzureden hat."

„Wie, Albrecht auch hier?"

„Du wirst ihn in wenig Minuten sehen."

Die Flügelthüren rauschten auf; Marschälle, Hofjunker und Pagen schritten voran, es folgte der Kaiser mit dem Churfürsten von Mainz, dem Bischof von Straßburg, und

vielen Grafen und Freiherren aus der Umgegend, so wie den sämmtlichen Patriziern Augsburgs.

Maximilian und seine Gäste nahmen ihre Plätze ein. Minister Renner stellte die zur Audienz Geladenen nach ihren Rangstufen vor. Jetzt kam die Reihe an Hutten, dem das Herz hoch vor Freude klopfte, als er dem geliebten Kaiser wieder nahte.

„Sei mir willkommen aus Italien, mein wackrer Ulrich von Hutten," redete ihn Maximilian gütig an. „Wir haben mit Wohlgefallen vernommen, welche treue Dienste du der Sache der Wissenschaft und des Rechts, ja dem deutschen Reiche geleistet hast, indem du den ehrwürdigen Bundesrichter Doctor Konrad Reuchlinus gegen die Angriffe des Priors Hogstraten und seiner andern Cölner Feinde männlich und geschickt vor der römischen Curie vertheidigt und ein rühmliches Urtheil für ihn erstritten hast. Wir wissen aber auch, daß du die Ehre unserer eigenen geheiligten Person gegen die frechen Welschen als reichsgetreuer Vasall muthig mit dem Schwert verfochten und den Verunglimpfer unsers Namens im ehrlichen Kampf bis auf den Tod besiegt hast. Wir wissen endlich auch, wie du schon früher in den italischen Feldzügen gegen die Franzosen und Venediger unerschrocken und beharrlich in unserem Heere gestritten und manche tapfere That in's Werk gerichtet. Aus allen diesen trefflichen Gründen nun wollen wir dich jetzt in den ehrsamen Ritterorden deutscher Nation aufnehmen und als oberster Lehnsherr dir den Ritterschlag ertheilen."

Hutten kniete nieder, und der Kaiser vollzog mit den üblichen Worten die Ritterweihe. Das Herz wollte dem Glücklichen vor Freude zerspringen und mit dankbarem Blick schaut' er zu Maximilian empor, als dieser sich wieder mit der Anrede zu ihm wandte:

„Als wackerer Kriegsmann hast du dir das Ritterschwert verdient, mein Hutten, doch ein anderer Lohn harret noch deiner als Sänger begeisterter Lieder. Tritt hervor, du liebliche Muse von Augsburg!" rief er, nach einer Seitenthür sich kehrend, und festlich gekleidet im schimmernden weißen Atlasgewand, den schönen Hals mit der Strahlenglorie des stehenden Spitzenkragens umgeben und das reiche Lockenhaar bis auf den Gürtel lang herabwallen lassend, erschien die holde Constanze Peutinger mit dem Lorbeerkranz in der Rechten. „Aus deiner reinen jungfräulichen Hand nehm' ich dieß Zeichen reiner Dichterweihe und setz' es auf des echten Dichters Haupt," begann der Kaiser. Darauf zu Hutten sich wendend: „Wir krönen dich zu unsers Reiches lorbeergeschmückten Poeten und Redner, und ertheilen dir mit diesem Kranz zugleich den goldenen Ring sammt allen daran haftenden Rechten und Freiheiten; wir erlauben und gestatten, daß du überall die schönen Künste der Poesie und Beredsamkeit lehren und erklären mögest; wir bestimmen und verkündigen endlich, daß du unter unserem unmittelbaren Schutz und Frieden stehen und vor keinem andern, als unserm höchsten Hofgericht Recht nehmen sollst." Mit diesen Worten setzte er den Kranz auf des Dichters Haupt; es war ein großer feierlicher Augenblick. — Mit

schwärmendem Entzücken blickte Hutten bald auf seinen Kaiser, bald auf die Geliebte, die selbst von Himmelswonne verklärt wie eine lichte Engelserscheinung unter den ernsten Männergestalten dastand.

„Lieber Ritter Hutten," sprach Maximilian, nachdem sich jener wieder erhoben hatte, „wir sind dir in Gnaden zugethan und wollen dir dieß gern in jeglicher Art beweisen. Unser kaiserlicher Hof steht dir offen und wünschen wir, daß du dich unserem Dienst fortan widmen mögest."

„Mein kaiserlicher Herr," begann der Churfürst von Mainz, „verzeiht, wenn ich das ältere Recht hier geltend mache. Schon vor zehn Jahren, als Hutten noch auf meines Bruders Universität zu Frankfurt studirte, hab' ich ihn auf unsers Eitelwolf von Stein Empfehlung in meinen Schutz genommen. Als er dann später vor zwei Jahren aus dem italischen Feldzug heimgekehrt, hab' ich ihm meinen Dienst zu Mainz geöffnet, worauf er sich zum Eintritt gern bereit erklärt; ja, alles war dem Abschluß schon ganz nahe, als die unselige Fehde mit Herzog Ulrichen von Würtemberg entbrannt und meinen Hutten mit sich fortgerissen. Sagt selber, Hutten, war es nicht so?"

„Es ist, wie ihr gesprochen, gnädigster Herr, und nimmer werd' ich vergessen, wie huldreich ihr in meiner damaligen Noth euch meiner angenommen."

„Das ist etwas Anderes," sprach der Kaiser gütig, „das ältere Recht geht freilich vor, dagegen darf selbst das Reichshaupt nicht eingreifen; doch eine Bedingung mach' ich mir

aus. Bedarf ich je des Hutten zum Streit für meine Krone und für Deutschlands Sache, so müßt ihr ihn dazu mir freigeben."

„Der Wille meines Kaisers und Oberlehnsherrn wird mir stets heilig sein," erwiederte Albrecht von Brandenburg.

„So zieh' denn hin in's goldene Mainz, mein tapferer Hutten," sprach Maximilian gerührt, „und vergiß des alten Kaisers nicht."

* *
*

Der Kaiser war von Augsburg nach Brüssel abgereist. Auch Churfürst Albrecht war nach Mainz zurückgekehrt, nachdem sich Hutten zuvor von ihm einen vierwöchentlichen Urlaub erbeten, den er bei seinen Eltern in Schloß Steckelberg verleben wollte. Nur wenige Tage waren unserem Ulrich noch in Augsburg vergönnt, aber es waren Tage des seligsten Entzückens. Die glanzvolle Stunde der Dichterkrönung umschwebte ihn stets wie ein rosenfarbnes Zauberbild. Sein Kaiser hatte ihn gekrönt, und seine Constanze hatte ihm den Kranz gewunden! Dieser Doppelgedanke machte ihn wonnetrunken. Eine neue ehrenvolle Laufbahn war ihm durch seinen fürstlichen Beschützer in Mainz aufgethan. Alle edeln und geistreichen Männer drängten sich glückwünschend um ihn und bewarben sich um seine Freundschaft. Peutinger, der alte strenge Peutinger selbst hatte ihn dem Kaiser warm empfohlen und bezeigte sich jetzt freundlicher und theilnehmender gegen ihn, als er es noch jemals gethan.

Jetzt darfst du es keck wagen, dacht' er bei sich selbst und beschloß, noch denselben Tag zum Werke zu schreiten.

„Theurer Peutinger," sprach er mit Innigkeit zum Rath, „ihr habt in dieser letzten Zeit so liebevoll und väterlich an mir gehandelt, daß ich auch einen väterlichen Sinn gegen mich bei euch vermuthen darf. Laßt mich die Bitte wiederholen, die ich schon einmal euch an's Herz gelegt: Gebt euere Constanze mir zum Weibe!"

„Armer Hutten," entgegnete Peutinger wehmüthig ernst, „warum wollt ihr muthwillig euern schönsten Lebenstraum zerstören? Euer Schicksal ist jetzt gut gelaunt, ihr feiert die Flitterwochen euers Ruhms und Dichterglücks; warum seid ihr damit nicht ganz zufrieden?"

„Eben weil die flüchtige Fortuna mich jetzt hold anlächelt, will ich sie rasch festhalten bei den schönen Haarlocken und sie nicht eher loslassen, bis sie mir die Myrte zum Lorbeer geschenkt hat."

„Sterblichen ziemt die Mäßigung im Wünschen gegen die Götter; allzugroßes Glück macht sie neidisch."

„O redet mir nicht in classischen Sentenzen, mein Vater, wo es mein ganzes Lebensglück gilt. Ich kann und will nicht länger mehr sein ohne meine Constanze. Sagt, habt ihr nicht selbst unsern Umgang geduldet, habt ihr nicht darein gewilligt, daß sie den Kranz geflochten, womit Maximilian mein Haupt gekrönt, habt ihr nicht großmüthig mich ihm zur Beförderung empfohlen? Wie soll ich dieß Alles reimen und deuten, wenn ihr mich nicht zum Eidam wünscht?"

„Hutten, ich achte und lieb' euch mehr, wie die meisten Menschen, weil ein hoher starker Geist in euch lebt, der mich mächtig anzieht und der dem Vaterlande Großes noch verspricht. Deßhalb bin ich euch gern in Allem zu Willen, was sich mit meiner eignen Lebensrichtschnur irgend nur verträgt. Aber eine Grenze giebt es, über welche hinaus ich euch nicht folgen kann und darf. Ihr kennt das Wort jenes alten römischen Dichters: Es giebt eine letzte Linie für alle Dinge."

„Weiter, weiter, ihr sprecht in Räthseln."

„Nun gut, ihr liebt Constanzen; ich find' es natürlich, denn sie ist schön und edeln Geistes. Sie liebt euch auch, ich weiß es. Ich dulde euern Umgang mit ihr, weil ich auf euere Achtung für Frauenehre baue. Warum genügt euch nicht daran?"

„Spottet ihr, oder redet ihr im Ernst? — Könnt ihr den vor Durst Verschmachtenden fragen, warum er die verzehrende Gluth im sprudelnden Quell zu tilgen verlangt? — Ich will Constanzen besitzen, weil ich es darf. Habt ihr nicht selbst mir einst gestattet, mit meinem Vater deßhalb Rücksprache zu halten?"

„Wohlan denn, so thut es," erwiederte Peutinger gefaßt, „doch erinnert euch daran, daß ich euch väterlich gewarnt. Auch hütet euch, meiner dabei mit einer Sylbe zu erwähnen; von eurem Wunsch nur darf die Rede sein."

„Habt Dank, Vater Peutinger," antwortete Hutten, ihn stürmisch umarmend, und eilte, der Geliebten und ihrer Mutter

die frohe Kunde mitzutheilen. Constanze ließ sich gern von seinem Freudentaumel fortreißen; nur die vorsichtige Frau Margarethe ließ wohlgemeinte Bedenken hören, die von den Liebenden mit tausend Gegengründen widerlegt wurden.

Hutten hatte nun keine Ruhe mehr in Augsburg. Der nächste Tag war zur Abreise nach Franken bestimmt; die Ungeduld ließ ihn die Nacht kein Auge schließen. Er blickte träumend hinaus in die warme Sommernacht, die ihn mit Millionen diamantner Sternenaugen heiter anblickte. Das Herz war ihm von frohem Siegesmuth und süßer Liebeshoffnung erfüllt. Da neigte sich der Genius der Poesie leise flüsternd über ihn und Hutten griff in die Saiten seiner Leier. Als er von seiner Constanze Abschied nahm, steckt' er einen Strauß von jungen Rosen an ihre Brust; aus den Rosen aber tönte das Lied, was er in nächtlicher Stunde gesungen und unter die frischen Blumen verborgen hatte. Es lautete also:

Mein Kranz.

Du Kron' auf meinem Haupte
Von edlem Lorbeerzweig,
Du grüne, dichtbelaubte,
Mein Schatz, mein Königreich;
Mein Lieb hat dich geschlungen,
Dich gab des Kaisers Hand,
Du hast mich hoch geschwungen
Zu Ruhm im deutschen Land!

Wer kann den Kranz mir rauben,
Durch Sieg und Lied gefreit?
Ich leb' im festen Glauben,
Der grünt durch alle Zeit!
Du, den die schönste Dirne
Mir liebend hat bescheert,
Umgrüne meine Stirne,
Umgrüne Helm und Schwert!

Komm, Welt, mit mir zu streiten,
Nun bin ich baß gefeit,
Mein Kranz wird mich begleiten,
Drum ist mir Sieg bereit.
Mein Kaiser und Constanze,
Das ist mein Feldgeschrei,
Frisch auf zum Waffentanze
Für Lieb' und Ruhm, juchhei

Zwölfte Schilderung.

Die Heimkehr. — Zerstörte Hoffnung. — Die Nacht im Kloster. — Hutten beginnt den Kampf gegen Rom.

Auf dem Söller des großen Berchfrits *) von Schloß Steckelberg stand Frau Ottilie von Hutten erwartungsvoll mit den holden Töchtern Klara und Marie, die nun selbst schon frohe junge Burgfrauen geworden waren, und der lieben Schwiegertochter Anna von Dalberg, ihres zweiten Sohnes Frobin glücklicher Gattin. Unser Ulrich hatte den Tag seiner Ankunft vorausverkündigt, die zu starke Erschütterung plötzlichen Wiedersehens für die theuere Mutter fürchtend. Der Vater war ihm mit den beiden Söhnen Frobin und Lorenz und den Eidams Kurd von Türkheim und Hugo von Falkenstein auf drei Meilen entgegengeritten.

„Wo sie nur bleiben mögen?" fragte die besorgte Ottilie, mit gespannten Blicken nach der Ferne spähend, die sie umgebenden jungen Frauen. „Wenn ihnen nur nicht ein Unglück

---

*) Die Benennung des höchsten Watthurmes der alten Burgen.

zugestoßen? Der schwarze Fritz streift wieder mit wohlberittener Bande im Spessart umher."

„Vor dem wird sich eben der Vater und mein Kurd fürchten!" sprach die hochgewachsene Klara mit weiblichem Stolz.

„Eine Staubwolke wirbelt vom Waldsaum daher, das sind sie gewiß," antwortete Anna tröstend.

Die Reiter nahten sich im gestreckten Galopp.

„Ja sie sind's, sie sind's," schrie Maria jubelnd auf, „ich erkenne meines Hugo blauen Helmbusch!"

„Und der mit dem purpurrothen ist mein Ulrich," rief außer sich vor Entzücken die zärtliche Mutter, „herab, herab, und ihm entgegen!"

Da lagen sie einander nun in den Armen, Mutter und Sohn, Brust an Brust gepreßt und Freudenthränen des Wiedersehens nach zwölfjähriger Trennung vergießend.

„Vater," sprach er dann zu diesem gewendet, „den Doctorhut aus Rom konnt' ich euch nicht mitbringen, aber dafür komm' ich mit dem Ritterschwert und mit dem Lorbeerkranz, womit mich unser Kaiser Max geschmückt."

„Sei mir dreimal willkommen und gesegnet, mein wackerer Junge," antwortete der Vater, ihm die Hand schüttelnd, „du hast dem Namen der Hutten Ehre gemacht in Rom, und daß du vollends zuletzt den frechen Italiener in den Sand gebohrt, das macht dich mir besonders lieb. Nun laß es dir wohl sein auf deiner Väter Burg und erzähle mir beim vollen Becher von allen deinen Fahrten und Thaten."

Fröhliche Tage verflossen unserm Ulrich im Schooße der langentbehrten Heimath. Alle Spielplätze seiner Kindheit wurden von ihm besucht, alle heitern Erinnerungen der Knabenjahre mit den theuern Brüdern und Schwestern wieder aufgefrischt. Aber je lebendiger ihm das eheliche Glück der Geschwister vor Augen trat, um so herber empfand er sein Alleinstehen, um so sehnsüchtiger begehrte er nach dem Besitz seiner Constanze. Oft schon hatte er das Wort des Geständnisses gegen den Vater auf der Zunge gehabt; doch wenn er in das strenge adelsstolze Gesicht des Alten blickte, da sank ihm gleich wieder der Muth, und er beschloß, den Versuch auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. Um so rückhaltloser entdeckte er sich der zärtlichen Mutter, die seine Neigung zwar nicht tadelte, aber ihm auch wenig Hoffnung zur Gewährung des Vaters übrig ließ. So gingen Wochen in ängstlicher Spannung vorüber, bis der Vater selbst die Entscheidung herbeiführte.

„Ulrich,“ sprach der alte Freiherr, als er eines Abends noch spät mit dem Sohne beim goldenen Würzburger saß, „ich habe einst großes Unrecht gegen dich begangen, als ich dich für unfähig hielt, des Huttenschen Namens Ehre als ritterlicher Stammhalter fortzupflanzen. Du bist ein Ritter im vollen Sinne des Worts und wirst als heller Stern in unserm Stammbaum glänzen.“

„Mein Vater, mein theuerer gütiger Vater!“ rief der Sohn ihn umarmend.

„Deshalb, mein Sohn,“ fuhr der Alte fort, „will ich

nicht, daß du deine Tage in fremden Diensten, und seien es auch churfürstliche Dienste, verleben sollst."

„Vater, ich gab mein Wort."

„Du sollst es halten, ein bis zwei Jahre lang, wenn du willst; dann aber ruf' ich dich auf meine Ahnenburg zurück, wo du als Erstgeborener mit mir schalten und walten sollst. Darum Ulrich wähle dir ein ebenbürtiges, tugendsames und kräftiges Eheweib, das dir tüchtige und frohe Kinder in Menge gebären und des Lebens Freud' und Leid treulich mit dir theilen möge. Da ist zum Beispiel die Adelheid von Eberstein, das wäre so ganz eine Schwiegertochter nach meinem Sinn. Aber ich will dich zu keiner zwingen, bewahre der Himmel, du mußt selbst prüfen und das Beste behalten."

„O mein geliebter Vater," begann Ulrich mit hochklopfendem Herzen, „was würdet ihr wohl sagen, wenn ich bereits gewählt hätte?"

„Je nun, wenn das Mädchen so ist, wie ich sagte, warum nicht?"

„Sie ist brav, züchtig, verständig, holdselig von Gestalt und Betragen — — — — —"

„Alles gute Eigenschaften, aber weiter, wie steht es mit dem Hause?"

„Ihr Vater ist einer der achtbarsten Männer Deutschlands, als Gelehrter und Staatsmann hochgeschätzt von Allen und selbst von Kaiser Maxen mit Amt und Gunst begnadigt."

„Recht gut, aber sein Name?"

„Conrad Peutinger, kaiserlicher Rath und Stadtschreiber

der freien Reichsstadt Augsburg; und sie ist jene herrliche Constanze, die mir den Lorbeerkranz gewunden, womit mein Kaiser mich gekrönt!"

„Was," fragte der Vater mit scharfem Ton, „eine Bürgerlichgeborene wolltest du freien? Eines Augsburger Stadtschreibers Jüngferlein sollte dem edeln achthundertjährigen Stamm der Hutten zum ersten Mal unechte Zweige geben? Die Enkel des alten Ulrich von Hutten, der tapfer in dreißig Schlachten mitgefochten, sollten einst von den Turnierkönigen aus den Schranken gewiesen werden? Nimmermehr, Ulrich, das kann, das darfst du nimmer wollen!"

„Vater," rief der Sohn, vor ihm ein Knie beugend, „ich trage sie schon seit fünf Jahren in meinem Herzen, ich liebe sie mehr, denn Alles in der Welt; Vater, seht mich flehen zu euern Füßen, ich kann nicht leben ohne meine Constanze!"

„Steh' auf," sprach jener streng, „und rede nie wieder davon. Nimmer, das schwör' ich dir, sollst du ein anderes, als ein ritterbürtiges Fräulein zum Altar führen! Der Bürgerstand hebt ohnedieß in unserer Zeit den Kopf schon stolz genug empor; Bürgerlichgeborne sitzen in den höchsten Reichsgerichten und bekleiden die Aemter von kaiserlichen Räthen. Um so fester und stolzer müssen wir selbst ihnen entgegentreten. Ein strengabgeschlossener Stand müssen wir unter uns bleiben, soll nicht der Adel bald im allgemeinen Strudel untergehen."

Ulrich war wie zerschmettert. Er kannte den starren unbeugsamen Sinn des Vaters und wagte keinen Widerspruch. — Seitdem blühte ihm keine frohe Stunde mehr auf seinem

Stammschloß. Die Gewölbe der Säle und Kammern lasteten auf ihm, wie ble erne Sargdeckel. Alles um ihn war ihm wie ausgestorben und leer; selbst die Zärtlichkeit der treuen Mutter und der Trost der theilnehmenden Geschwister konnte seinen Gram nicht verscheuchen. Er fühlte es klar, daß seines Bleibens hier nicht sei; der Vater und er waren durch drei Jahrhunderte getrennt; Ulrich war das vorausgeeilte Kind einer spätern Nachwelt.

Unter dem Vorwand eines Besuchs in der Nachbarschaft nahm er eines Morgens vom Vater und den Geschwistern flüchtigen und scheinbar heitern Abschied. Nur auf der Mutter Lippen preßt' er krampfhafte Küsse und ließ eine Thräne auf ihre Wange fallen, schwang sich dann auf sein Roß und jagte in den wilden Forst hinein auf der Straße gen Fulda.

Es trieb ihn ein innerer Zug, den Ort zu sehen, wo er als Knabe so namenlos gelitten, als freier Kriegsmann die Stelle zu betreten, wo er als Opfer der Willkür in mönchischer Einkerkerung fünf Jahre lang geschmachtet. Trotzig hielt er am Thore der Abtei und ließ durch seinen Reitbuben sich anmelden. Der Abt, ein schlauer, welterfahrner Mann, der des Kaisers günstige Gesinnung gegen Hutten kannte, empfing ihn mit offener Herzlichkeit, der frühern Klosterflucht mit keiner Sylbe gedenkend. Das beste Gemach im Kloster ward ihm angewiesen und für jeden seiner Wünsche auf das bereitwilligste gesorgt. Ja, der gewandte Abt ging so weit, bei der reichbesetzten Mittagstafel auf das Wohl des lorbeergekrönten Dichters zu trinken.

Viele der Mönche, die Hutten vor fünfzehn Jahren als Klosterschüler gekannt, waren noch am Leben und freuten sich herzlich seines Wiedersehens, besonders der wissenschaftliebende Bruder Petrus, dessen wir uns aus einer frühern Schilderung im ersten Bande dieses Werkes erinnern.

Es war Abend geworden. „Geleitet mich doch einmal auf die Liberei *), ehrwürdiger Pater Petrus," sprach Hutten zu ihm, „es verlangt mich, die alten lieben Freunde in den ledernen und sammetnen Mänteln wiederzusehen, die damals mein einziges Labsal waren." — Der Mönch griff nach einer Leuchte, denn es fing schon an zu dämmern in den langen düstern Gängen, und stieg mit dem theuern Schüler die wohlbekannte ausgelaufene Ziegelsteintreppe hinauf zum Bibliotheksaal. Schwer knarrte die aufgehende Eichenthür in ihren verrosteten Angeln und der eigenthümliche Moderduft alter Büchergewölbe drang den Eintretenden entgegen. Mit Schauern der Erinnerung und Ahnung betrat unser Hutten die lange düstere Halle. Ein Gewitter zog am Himmel herauf und erhöhte die Feierlichkeit des Eindrucks.

„Laßt mich jetzt allein hier, Vater Petrus," sprach Hutten zum Mönch; „euere Gegenwart wird unten gewünscht werden, und ich bin hier auf wohlbekanntem Felde."

Der Benedictiner ging, nachdem er zuvor ein paar Kerzen auf dem Lesetische angezündet und Hutten dringend gebeten hatte, ja nicht beim Abendessen im Refectorium zu fehlen.

*) Alte Benennung für Bibliothek.

Nun war Ulrich allein. Einzelne Blitze erhellten von Zeit zu Zeit mit blendendweißem Zitterschein die grauen Repositorien; das dumpfe Rollen des Donners wurde stärker. „Laß sehen, was das Schicksal dir zuführt!" sprach er zu sich selbst, und ging mit der Kerze in der Hand längs der hintern Hauptwand des Saales langsam hinab, indem er die Büchertitel scharf in's Auge faßte.

„Werke des heiligen Augustinus — schon gut, ich will nichts mit dem unfreien Willen zu schaffen haben. — Werke des heiligen Kirchenvaters Origenes, — des Lactantius, — des Eusebius, — des Tertullianus, — auch nichts. — Lebensbeschreibung des heiligen Dominikus, des Stifters des frommen Ordens der Predigermönche, — du kämst mir vollends recht, weiter! — Ha, was ist das? Rede des Laurentius Valla über die erlogene Schenkung Kaiser Constantin's des Großen an die Bischöfe zu Rom. Herab mit dir, du altes Pergament, laß deinen Inhalt leuchten!"

Er schlug das Buch auf und las auf dem Titelblatt die mit rother Tinte eingeschriebenen und dreimal unterstrichenen Worte: Ein durch die heilige römische Curie verdammtes Buch. — „Verdammt bist du?" rief Hutten freudig, „dann bist du gewiß ein rechtschaffenes Buch!"

Hutten hatte in der That einen guten Fund gethan. Lorenzo Valla war einer der geistreichsten römischen Gelehrten des 15. Jahrhunderts gewesen. Nachdem er sich durch zahlreiche Werke über das Studium der lateinischen und griechischen Sprache, sowie durch treffliche Uebersetzungen des Homer,

Herodot und Thukydides Verdienst und Ruhm erworben, griff er plötzlich die päpstliche Gewalt an einem der verwundbarsten Theile mit scharfen Waffen an. Der Ursprung der weltlichen Macht der Päpste ward nämlich auf eine angebliche Schenkung Constantin's des Großen, des ersten christlich-römischen Kaisers, gestützt, wodurch er den Bischöfen zu Rom die Oberherrschaft über Italien und andere abendländische Provinzen zugestanden haben sollte. Diese grundlose Erdichtung nun wurde von Valla auf das Siegreichste widerlegt und dadurch das Ansehn des heiligen Stuhls auf das Aergste bloßgestellt, zugleich auch viele Mißbräuche der Päpste und ihrer Curie auf das Heftigste gerügt. Die Verdammung des ketzerischen Buchs und die Verfolgung seines Autors waren die nothwendigen Folgen davon.

Hutten las begierig in der kostbaren Schrift. — Blitz auf Blitz erhellte den Saal und furchtbare Donnerschläge ließen die alten runden Glasscheiben der hohen Bogenfenster erzittern. Es war ihm, als ob die Stimmen des Weltgerichts zu ihm sprächen: „Wach' auf, Hutten, und handle, beginne den Kampf, denn die Zeit ist da!“

„Ja, ich will ihn beginnen,“ rief er, „den Riesenkampf gegen die alte Macht der Finsterniß, die mit ihrem Drachenleib das Menschengeschlecht umstrickt hält, daß jeder freie Gedanke des Lichts im Aufkeimen erstickt wird. Ich will dir die Augen öffnen, du arme, mit dicken Nebeln umhüllte Menschheit, und zumal dir, mein edles deutsches Volk! Frei machen will ich dich von der römischen Curie schmachvollen Banden, frei machen

von all' den Blutsaugern, die am Mark deines Lebens zehren, frei machen von der Zuchtruthe römischer Censoren, damit wieder lauter und klar die heilige Wahrheit gelehrt werde! Komm, du verdammtes Buch des alten Ketzers Valla, mit dir will ich zuerst den kecken Streit beginnen. Aus deiner Nacht will ich dich hervorziehen und auf den Flügeln der unsterblichen Gutenbergskunst durch alle Länder fliegen lassen. Und eine Vorrede will ich dir voranschicken, geharnischt in Eisen und gewaffnet mit Spieß und Schwert, wie ich selbst zum Kampf für Deutschland gerüstet dastehe. Dir selbst, Leo, dir selbst will ich es weihen, das kühne, scharf einschneidende Werk. Ich gebe dich noch nicht auf, denn der Geist der Mediceer ruht auf dir, ich glaube noch an dich, denn dein Geist hat groß dagestanden vor dem meinigen. Nur das Geschmeiß der elenden Curtisanen ist es, was deinen edeln Lorbeerstamm wie schlechtes Raupengewürm umlagernd entstellt. Bist du **der**, für den ich dich halte, so wird dein besseres Selbst bei meinen und Valla's erschütternden Worten aufwachen, so wirst du dich ermannen in deiner reinen Geisteskraft und von dir schleudern alles Lügenwerk und zur erstaunten Welt sagen: „Ich will sein der Nachfolger Christi im echten, wahren Verstande, ein Fürst des Friedens, der Liebe und Gottseligkeit, ein Fürst dessen Reich nicht ist von dieser, sondern von jener Welt! — Und die Völker werden sich wie ehrfurchtsvolle Kinder um dich schaaren und zum ersten Mal im Krummstab den Hirtenstab erkennen, und Gottes Heil und Segen wird sein mit uns Allen!"

Hutten war wie umgewandelt. Der herbe Gram war aus seiner Brust gewichen und große Gefühle schwellten ihm das Herz. Er ward sich seiner weltgeschichtlichen Sendung klar bewußt; er fühlt' es klar, daß er seine Kraft nicht im unthätigen Jammer um den Verlust eines theuern Wesens aufreiben dürfe. Er fühlte sich stark genug, den Schmerz seiner Liebe der Freiheit seines Volkes zum Opfer zu bringen. Freiheit wollte er für sein theures Deutschland in Religion, Wissenschaft und Staat. Jene aber mußte zuerst errungen, das Gewissen zuerst von seinen uralten Ketten erlöst werden, bevor das Reich des Wissens und der gemeinsamen Wohlfahrt fröhlich aufblühen konnte.

Drei Tage und drei Nächte saß Hutten in der düstern Bibliothek zu Fulda und copirte mühsam das alte vergelbte Pergament. Glücklich, als ob er das goldene Vließ davon trage, eilte er nun stürmisch fort nach Mainz. Ehe wir ihn jedoch diese neue Bühne betreten lassen, werfen wir noch einen Blick in sein und Constanzens Herz.

Ulrich von Hutten an Constanze Peutinger.

Unsere Hoffnung stirbt am starren Willen unserer Väter, doch unsere Herzen bleiben lebendig im warmen Hauch unserer Liebe. Dein Vater haßt den Adel, wie der meinige das Bürgerthum; ihre Vorurtheile stoßen gegen einander wie feindliche Schiffe und zertrümmern das Glück, doch nicht die Treue unserer Liebe. Sterben würd' ich vor Schmerz, wenn nicht meine Kraft meinem Volke angehörte. Ja, mein Mädchen,

dein Hutten muß dich weniger betrauern, um sein Deutschland von Roms Ketten zu befreien. Zürne mir nicht, wenn du mein Herz mit meiner Germania theilst. Aber ich bin ein deutscher Mann, und diesem geziemt nicht weichliches Hinschmachten und Untergehen im dumpfen Hinbrüten. Treu dir ewig, aber treu auch meiner Mannespflicht, damit du mich als deutsches Mädchen achten kannst. Du sollst hören von meinen Thaten, meine Constanze! Alles, was ich denke und bestrebe, sollst du erfahren, sollst die Richterin sein von all' meinen Handlungen. Ja, sei du meine heilige Germania, vor der mein Gewissen spiegelhell aufgedeckt liegt, die mich lobt und tadelt, warnt und anspornt, mit mir trauert und jubelt, mich krönt, wenn ich siege, und eine Thräne auf meinen Hügel weint, wenn ich einst für sie gefallen bin.

Constanze Peutinger an Ulrich von Hutten.

Es ist gekommen, wie ich es oft geahnet, mein Ulrich. Kaum hattest du Augsburg verlassen, so war auch mein kurzer Hoffnungstraum zerflogen und dunkle Wolken hingen wieder an meiner Zukunft. Mir ward unendlich bang und weh zu Muth. Jetzt, da das Loos entschieden, ist mir wieder leichter und ich fühle Kraft, das Unvermeidliche zu tragen. Ja, wir haben der Liebe Glück, doch nicht unsere Liebe verloren. Flammender nur lodert sie in mir empor, da sie kein Ziel, nur endlose Sehnsucht vor sich hat. Constanze hat nichts in der Welt, als deine Liebe, du bist ihr Alles, und darum findet sie auch Wonne selbst im Schmerz und in der Trauer, die dir gelten.

— Aber anders schickt es sich für dich, den thatkräftigen, zu hohen Dingen berufenen Mann. Strebe muthig fort auf der ruhmvollen Bahn, die dein Gott dich wandeln heißt. Deine Constanze wird sich aufrichten an deiner Stärke, und sich baden im Sonnenquell deines Ruhms. Hör' ich von deinen Siegen, dann will ich meine armen Mädchenthränen trocknen und mir stolz zurufen: Du bist Hutten's auserwählte Braut für die Ewigkeit!

Dreizehnte Schilderung.

Churfürst Albrecht II. von Mainz. — Erasmus von Rotterdam. — Der Ablaßkrämer Tetzel.

Wo der Mainstrom seine gelblichen Wogen mit den grünen Fluthen des Rheins vermischt, ragt am linken Ufer das stolze, uralte Mainz. Römische Krieger haben es vor achtzehn Jahrhunderten unter ihrem großen Feldherrn Drusus begründet. Noch heutzutage erblicken wir im sogenannten Drusus- oder Eichelstein das riesenhafte Todtenmal des Helden, und die Ruinen der Zahlbacher Wasserleitung bezeugen uns die rastlose Thätigkeit jener rüstigen vierzehnten Legion, die den Ehrennamen der siegreichen führte. Deutscher Bürgerfleiß und kaufmännische Betriebsamkeit ließen um die starre Festung eine stets fröhlicher blühende Stadt sich erheben, die im spätern Mittelalter und noch zu unsers Hutten Zeit die goldene genannt ward. Denn Reichthum und Pracht herrschten damals unter allen Ständen ihrer Bewohner und kündigten sich sogleich in den glänzenden Palästen und stattlichen Bürgerhäusern, wie in den herrlichen Tempelbauen dem Auge des Fremdlings an. Hocherhaben aber vor Allen ragt

der altergraue Dom mit seinen sechs Thürmen empor. Ein geheimnißvoller Schauer ergreift den Eintretenden, wenn er in das lange Kirchenschiff mit seinen sechzig Pfeilern und kühn verzweigten Bogen hinabblickt. Ueberall Standbilder und Grabmale, die an verschwundene Geschlechter und den Wechsel alles Irdischen mahnen, über dem allein der ewige Geist Gottes in steter Ruhe waltet.

Wir übergehen die zahllosen pomphaften Monumente von hochwürdigen Erzbischöfen und erlauchten Fürsten, Grafen und Herren, um vor einem einfachen Grabstein stehen zu bleiben, über welchem wir an der Wand das bekränzte Bild eines Mannes mit edelsanften Zügen und darunter einen von acht schönen Frauen getragenen Sarg bemerken.

Vor diesem Grabe weilten vor drei Jahrhunderten in sinnender Betrachtung unser Ulrich von Hutten und sein Freund, der churmainzische Leibarzt Heinrich Stromer.

„Wir stehen an der Gruft des alten Mainzer Minnesängers Frauenlob," sprach der Arzt. „Die Frauen in sittigen Liedern zu erheben und durch die Feier der heiligen Jungfrau zu verklären, war die Aufgabe seines Lebens. Darum sind ihm auch die Mainzerinnen bis an sein Ende hold gewesen, und als er im Jahre 1318 verstorben, da haben sie seine Bahre auf ihren Schultern hier in den Dom getragen und goldenen Rheinwein, mit ihren Thränen vermischt, in Menge auf seinen Grabstein gegossen."

„Glücklicher Dichter," rief Hutten aus, „dir flossen deine Tage sanft und heiter hin und von weichen Armen bist du zur

Ruhe gebracht worden. Mir ist es anders beschieden; mein Leben ist ein steter Kampf, ein Ringen mit dem Schicksal auf Tod und Leben."

„Der Kräftige," sprach Stromer, „soll für die Menschheit streiten und siegen; dazu ist er bestimmt von den himmlischen Mächten, und das ist dein Fall. Freue dich dessen, mein Hutten, und klage nicht."

„Fluch dem Feigen!" entgegnete dieser; „aber soll nicht auch den Starken bisweilen die Sehnsucht nach Frieden anheimeln? Ja, ich bekenne dir's, sie beschleicht mich oft unversehens, seit ich das Weib meines Herzens kennen lernte. Ein zarter heiliger Bund umflicht den Dichter und die edeln Frauen; o daß ich einst in meiner Constanze Armen den bittern Streit vergessen dürfte! — Aber horch, was sind das für taktmäßige Töne, die sich den Kreuzgang herauf vernehmen lassen?"

„Ein Kirchenpedell," antwortete Stromer, „der durch abgesetztes Aufstampfen mit dem Stabe das Herannahen eines Meßpriesters verkündigt. Das ist so Sitte in Mainz."

Das Geräusch kam näher. Ein in scharlachrothes Gewand gekleideter Kirchendiener schritt mit langem silbergeschmückten Stabe daher; ihm folgten zwei Chorknaben mit Kerzen und Weihrauchfässern, dann der Presbyter, vom Sakristan und andern Knaben gefolgt. Der Priester war ein stämmiger Mann von mehr, als mittlerem Wuchs, in den ausgehenden funfziger Jahren. Sein großer Kopf war nur von spärlichen grauen Haaren an den Seiten und einem einzigen Büschel über der Stirn, dem Rest vom Kranze der Tonsur, bedeckt. Einige

tiefe Furchen pflügten die breite hohe Stirn, ohne sie ehrwürdig zu machen. Unter den flachen, weitgespannten, dünnen Augenbrauen glotzten zwei große, graublaue, bald heuchlerisch frömmelnde, bald lauernd kluge Augen. Zwischen ihnen und den vollen rothgelben Hängebacken senkte sich die häßliche, breitgeplätschte Stumpfnase, unter welcher der große, wulstige, lüstern freundliche Mund und das kürbißrunde Kinn mit fetter Doppelkehle den widrigpfäffischen Eindruck des Ganzen vollendeten.

„Wie heißt das unheimliche Mönchsgesicht, das eben an uns vorüberging?" fragte Hutten seinen Begleiter. „Mich ergriff ein Schauder bei seinem Anblick."

„Das war der Dominikaner Johann Tetzel, anjetzo wohlbestallter Nuncius und Ketzermeister seiner Heiligkeit Papst Leo's X. und Subcommissarius unsers gnädigsten Churfürsten zum Betrieb des löblichen Ablaßkrams in Deutschland."

„Ha, das war Tetzel? Bei Gott, so hab' ich mir ihn gedacht, als ich zu Rom von ihm erzählen hörte. Solch eine Gaunerphysiognomie paßt zu solchem Handwerk. Aber wie war es möglich, daß der edle, wissenschaftliebende Albrecht mit diesem Scheusal in Gemeinschaft treten konnte?"

„Der edle, wissenschaftliebende Albrecht braucht Geld, mein Hutten, und viel Geld, um die Kosten seiner prachtvollen Hofhaltung und all' die Ausgaben für Künstler und Gelehrte zu decken. Nun lastet aber noch auf ihm die Schuld von dreißigtausend Goldgulden für das erzbischöfliche Pallium, das er bei seinem Regierungsantritt aus eigenen Mitteln in

Rom zu lösen versprochen und wozu er das Kapital von den Fuggern in Augsburg leihen mußte. Da bietet ihm nun jetzt der Papst, der selbst auch Geld zum Bau der Peterskirche braucht, den Gesammtvertrieb der Ablaßbriefe zum Besten des heiligen Domes an. Den Ertrag des Handelsgeschäfts wollen sie brüderlich theilen, und dadurch nun kann unser Erzbischof zur Rückzahlung des Darlehns an das Wechslerhaus gelangen. Albrecht schlägt ein, und der Guardian unsers Barfüßerklosters sollte als Untercommissar mit dem Ablaßkram in Deutschland umherziehen. Der alte Barfüßer hatte aber allerhand Scrupel und Bedenken und gab unserm Erzbischof Bulle und Vollmacht mit ablehnender Antwort zurück. Da drängte sich der Dominikaner Tetzel, der schon in früherer Zeit die Ablaßpraxis getrieben, mit dienstfertigem Eifer an unsern Churfürsten, reiste darauf mit dessen Zustimmung nach Rom und kam mit der Bestätigungsbulle als päpstlicher Subcommissarius zurück. Am Rhein, in Franken und einem Theil von Sachsen ist er schon umhergezogen und hat eben reiche Ausbeute an unsern Erzbischof eingeliefert. Dann soll er zum zweiten Mal nach Magdeburg, Halberstadt, Chursachsen und von da durch Brandenburg und Schlesien wandern."

„O Stromer," entgegnete Hutten, „dein Bericht erfüllt mich mit tiefem Schmerz. Ich hatte schon in Rom davon gehört, wollt' es aber doch nicht glauben, daß mein Albrecht, den ich so innig liebte und achtete, sich mit einem so undeutschen, ja mit einem so schmachvollen Amte befassen könnte."

„Der Churfürst verachtet den Ablaßhandel im Herzen

eben so sehr, als du; aber die Noth zwingt ihn, nach diesem Anker zu greifen. Hätte er die apostolische Commission nicht selbst übernommen, so wäre sie den Erzbischöfen von Cöln oder Trier übertragen worden, die sie gewiß nicht ausgeschlagen hätten. Der Handel wäre also keinesfalls unterblieben und unser Albrecht hätte sich nur den Gewinn entgehen lassen. Man kann die Aufklärung nicht mit einem Zauberschlage herbeiführen, sagt unser Erzbischof; sie muß allmälig durch die edlern Geister vorbereitet werden, die dazu die Vollmacht haben. Erst muß der Stand der Gelehrten zahlreicher und einflußkräftiger geworden sein, bevor die rohen Massen die Wohlthat des Lichts empfangen dürfen. Vorschnelle Zerstörung des alten Volksglaubens könne, meint er, die Quelle von großem Unheil werden."

„Das sind alles eitle Sophismen, guter Stromer, hinter denen der Eigennutz seine schlechte Sache verbirgt. Der Streiter für heilige Menschenrechte soll sich nie zu einem Vollstrecker niedriger Handlungen der Finsterniß herabwürdigen, und wenn auch seine Weigerung ihm selbst nur Schaden und Andern keinen Vortheil brächte. Er soll sich für das Gute opfern, weil es das Gute ist."

„Still, still, mein Hutten, mit dieser trotzigen Philosophie der Stoa darfst du dich hier nicht breit machen. Laß uns fein artig und schmiegsam sein, wie es Hofleuten geziemt. Aber komm jetzt zurück in's Schloß, die Stunde zur Abendunterhaltung mit dem Churfürsten hat geschlagen."

* *
*

Im prachtvoll geschmückten Wohnzimmer seiner Hofburg saß Albrecht von Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkanzler und Erzbischof von Mainz, Magdeburg und Halberstadt, ein kräftigschöner Mann von dreißig Jahren mit feinem, geistreichem Gesicht und fürstlich stattlicher Gestalt. Ihm gegenüber erblicken wir einen kleinen magern Fünfziger mit einem bedeutungsvollen, nach vorn gesenkten Haupt. Die tiefgefurchten Züge des blassen, kränklichen Gesichts, die melancholisch vor sich hinblickenden, mattblauen Augen, die nur im lebhaftern Gespräch bisweilen funkelnd aufblitzen, und der weiche, beredte Mund, um den bald denkender Ernst, bald satyrisches Lächeln schwebt, lassen uns eine merkwürdige Persönlichkeit ahnen. Und wir täuschen uns nicht; denn wir haben es mit Desiderius Erasmus zu thun, der nächst Konrad Reuchlin einer der Hauptvorbereiter der kirchlichen Reformation gewesen ist. Armuth, Bedrückung, Krankheit, Verfolgung, kurz Leiden aller Art hatten den großen Geist zum Kampf herausgefordert und die Entfaltung seines innern Reichthums nur um so kräftiger bewirkt. Von Gerard Helie, einem zum geistlichen Stande bestimmten Jüngling aus Tergaw in Südholland, im verbotenen Umgange mit einer schönen Bürgerstochter erzeugt, ward er im December 1467 zu Rotterdam geboren. Schon als Schüler zu Deventer zeichnete er sich durch seine außerordentlichen Fähigkeiten und besonders durch seine Lust an der klassischen Literatur des Alterthums aus. Im dreizehnten Jahre beider Eltern durch die Pest beraubt, ward er von habsüchtigen Vormündern um sein Erbgut gebracht,

persönlich mißhandelt und zu Herzogenbusch in eine Pflanzschule für Mönche gesperrt. Die innere Lichtnatur des Jünglings siegte über die Angriffe der Finsterlinge, die seinen Verstand methodisch zu verderben strebten; doch ward ihm in diesem drückenden Verhältnisse auch der Argwohn und die Verstellung eigen, die seinem Charakter für die ganze übrige Lebenszeit als festständiges Gepräge verblieben. Durch allerhand teuflische Ränke und heuchlerische Vorspiegelungen dennoch endlich zur Ablegung des Professes verleitet, lernte er nun den ganzen Abgrund geistiger und sittlicher Verderbniß durchschauen, die nur zu oft in den Klöstern ihre Herberge fand. Die Theilnahme der Freundschaft richtete den Verzagenden auf und ließ ihn an der Nahrung der Schriften des Laurentius Valla erstarken. Erasmus ward Schriftsteller, schrieb von der Verachtung der Welt, vom Glück des Friedens und Aehnliches in diesen düstern Klostermauern.

Jetzt ward der Bischof von Cambray auf den talentvollen Jüngling aufmerksam, nahm ihn in seine Dienste und ließ ihn als Geschäftsträger verschiedene Reisen unternehmen. Einst auch nach Paris geschickt, blieben ihm die Gelder von seinem Gebieter plötzlich aus und das ganze Verhältniß zu diesem löste sich unerwartet auf. Erasmus gerieth in die drückendste Noth und mußte seinen kärglichen Unterhalt durch Privatunterricht in den alten Sprachen verdienen. Zwei wissenschaftliebende Engländer nahmen ihn mit in ihr Vaterland, wo günstigere Sterne über ihn leuchteten. Mit den nöthigen Mitteln versehen, begab er sich nach einem Jahre wieder nach seinem

geliebten Paris zurück, betrat dort die schriftstellerische Laufbahn mit entschiedenem Glück und machte sich besonders um die Neubelebung des Studiums der griechischen Literatur verdient. Sein wißbegieriger Geist trieb ihn darauf nach Italien, wo er in allen Universitätsorten die ehrenvollste Aufnahme fand und sich in Rom die Gunst des damaligen Papstes Julius II. in hohem Grade erwarb.

Heinrich VIII., der inzwischen den Thron von England bestiegen, berief ihn wieder nach London, wo ihm ein anständiges Auskommen gesichert ward. Unter andern gelehrten Werken schrieb er auch hier zur Ergötzung seines Freundes, des berühmten Kanzlers Thomas Morus, das treffliche Lob der Narrheit, worin er die Thorheiten seiner Zeitgenossen und namentlich auch die des geistlichen Standes mit der schärfsten Satyre geißelte. Jetzt ward er in eine Menge literarischer Fehden und Verfolgungen von Seiten der Finsterlinge verwickelt, die ihm den Aufenthalt in England völlig verleideten. Mit Freuden folgte er daher einem Rufe an den Hof von Brüssel, wo er als königlicher Rath angestellt und der allgemeinen Achtung theilhaftig ward. Mehre Jahre verbrachte er nun in anhaltender literarischer Thätigkeit bald in Brüssel, bald in Antwerpen. Hier war es, wo er nicht nur die Ausgaben der trefflichsten Schriften der Kirchenväter begann, sondern auch für den jungen König Karl von Spanien den berühmten „Unterricht eines christlichen Fürsten," einen Spiegel aller Regententugenden, schrieb. Sein verdienstlichstes Werk aber war seine Ausgabe des neuen Testaments

im griechischen Originaltext, den er mit einer fortlaufenden lateinischen Uebersetzung begleitete. Im Jahre 1516 begab er sich nach Basel, um das hochwichtige Buch in der ausgezeichneten Frobenschen Officin drucken zu lassen. Er eignete es dem Papste Leo X. zu, der es mit außerordentlichem Wohlgefallen aufnahm und ihm später durch ein Approbations-Breve seinen öffentlichen Beifall ertheilte. Von Basel begab sich Erasmus 1517 an den Brüsseler Hof zurück und auf dieser Rückreise ist es, wo wir ihm jetzt in Mainz begegnen. Werfen wir noch einen Blick auf seinen Charakter.

Erasmus war seiner Hauptrichtung nach unstreitig ein Beförderer der wissenschaftlichen und religiösen Aufklärung, aber es fehlte ihm jene eigentliche Gluth und Innigkeit des Glaubens, jene unerschütterliche Festigkeit und Geradheit der Sinnesart, jener Alles opfernde, todesfreudige Muth, der den großen Kirchenreformator ausmacht. Er wollte das hohe Ziel auf sanften, allmäligen, gefahrlosen Wegen erreichen. Seine Schmiegsamkeit, die er sich durch vielfaches Reisen und den häufigen Umgang mit den Großen der Erde angeeignet, artete oft in Schwäche und Wankelmuth, seine Höflichkeit in demüthige Schmeichelei und Falschheit aus. Er disputirte mit Schärfe und beißender Satyre aus gelehrter Neigung und aus Lust am Wahren, doch nur bis auf einen gewissen Punkt. Sobald die Sache eine für seine Sicherheit bedenkliche Wendung zu nehmen drohte, war er sogleich auf kluges Einlenken bedacht. Seine Furcht vor der Macht des Papstes und der römischen Curie machte ihn daher, besonders im heißen Streit

der auflodernden Reformationsflammen, schüchtern und unfähig zu entschiedener Partheiergreifung. Dennoch war er durch seine universelle Bildung, seinen hellen Wahrheitsblick, sein rastlos auf Förderung edler Humanität gerichtetes Streben und seine vermittelnde Gewandtheit ein unentbehrlicher Mitspieler auf der großen Zeitbühne des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts.

Durch alle diese Eigenschaften aber fand eine gewisse Sympathie zwischen ihm und Albrecht von Mainz statt. Auch dieser war im Innern ein Freund der religiösen Aufklärung und ein thätiger Beschützer der Wissenschaften. Er mochte gern freisinnige Worte und Thaten dulden, ja er wünschte sogar eine Beschränkung der päpstlichen Macht, um selbst ungebundener schalten zu können. Aber er hütete sich wohl, sich der römischen Curie offen zu widersetzen und fürchtete sich vor jeder Ordnung der Dinge, die seine Herrschaft, Pracht und Ueppigkeit gefährden konnte. Er war, wie Erasmus, ein Feind aller heftigen Umwälzung und aufopfernden Hingebung. Doch lassen wir jetzt beide Männer selbst mit einander reden.

„Ich dank' euch, werther Erasmus," sprach freundlich der Churfürst, indem er ein in Purpursammet gebundenes Buch aus den Händen des Rotterdamers empfing, „ich dank' euch innig für dieses unschätzbare Geschenk, was die ganze gelehrte Welt mit Freuden erfüllen muß. Die heilige Urkunde unsers Glaubens liegt nun in ihrer ursprünglichen reinen Gestalt vor uns, und euere treffliche lateinische Uebersetzung berichtigt die

Fehler der Vulgata und erleichtert dem weniger Geübten das Verständniß des Urtextes."

„Ich gedenke noch ein zweites Werk nachfolgen zu lassen, churfürstliche Würden, was auch dem Laien den goldenen Schacht der heiligen Offenbarung aufschließen soll."

„O thut das, Erasmus, laßt das Licht leuchten unter den Völkern, damit eine bessere Zeit für Alle komme. Aber sagt mir, wie nahm der Papst euere Arbeit auf?"

„Aeußerst gnädig; die Zueignung hat ihm große Freude gemacht und er wird mein Werk durch ein Approbationsbreve der gesammten Christenheit empfehlen."

„Seht ihr wohl, der Papst beschützt alles wahrhaft Große. Er würde noch freier handeln, wenn seine Curie und die Dominikaner nicht wären. Wißt ihr schon, daß die Briefe der Dunkelmänner verboten sind?"

„Ich hab' es gefürchtet; aber es ist wahrlich Schade um diese Fundgrube treffenden Witzes."

„Ein Buch zum Todtlachen und zum Küssen ist es, — aber freilich, es stehen arge Dinge darin, und der Orden hat zu mächtigen Anhang in Rom. Ahnet ihr wohl, wer die Verfasser sein mögen?"

„Ich glaube sie zu errathen, churfürstliche Gnaden; ich denke Krotus Rubianus, Ulrich von Hutten, Graf von Nüenar, Hermann von Busch, und vielleicht noch einige Andere der Cölner Reuchlinisten."

„Das glaub' ich auch, aber ich will es nicht wissen, denn ich habe den Hutten gar lieb und möcht' ihn um keinen Preis

in meinem Dienst entbehren. Ihr werdet euch freuen, ihn kennen zu lernen; ein Feuergeist, wie dieser, ist mir noch nicht vorgekommen."

„Wir kennen uns beide schon aus unsern Briefen, Durchlaucht, und lieben uns, ohne uns von Angesicht gesehen zu haben. Wahrlich, ich bin gespannt."

„Verzeiht, mein Churfürst," sprach der mit Hutten eintretende Leibarzt, „daß wir uns etwas in der Stunde verspätet haben, doch wir wandelten im Dom umher, und da gab es für unsern Hutten des Neuen und Wichtigen so viel — — — —"

„Daß er in poetische Träumereien versunken der Wirklichkeit entrückt wurde. Aber die Wirklichkeit, die ihn hier erwartet, wird die Poesie vielleicht aufwiegen. Schau her, mein Hutten, wen ich dir mit meiner Wünschelruthe hergezaubert habe."

Hutten, der den Erasmus oft im Bildniß gesehen, rief mit freudiger Ueberraschung seinen Namen und schloß ihn stürmisch in die Arme. Ein Gespräch der lebhaftesten und anziehendsten Art entspann sich zwischen den vier Männern. Hutten erzählte von seinem Aufenthalt in Rom und dem Verlauf des Reuchlinschen Prozesses. Erasmus ergoß sich im Lobe des muthigen Anwalts der gerechten Sache. Der Churfürst ward bei dem Gespräche immer lebendiger und gab seine warme Vorliebe für Reuchlin deutlich zu erkennen.

„Schaut her," sprach er, indem er eine Flugschrift von seinem Arbeitstisch holte, „da ist wieder von dem elenden

Pfefferkorn zu Cöln ein neues Schandlibell gegen den ehrwürdigen Greis erschienen. Wir wollen ein Autodafé halten und das Geschmier den Flammen übergeben. So mögen Alle umkommen, die solch' eine Sprache führen!" Und er verbrannte die Schrift.

Hutten war entzückt von seinem Churfürsten. Mit fröhlichem Herzen arbeitete er am nächsten Morgen an der Zueignung seines Laurentius Valla. Eben hatte er sie vollendet, als er von Erasmus und Stromer Besuch erhielt. Beide drangen in ihn, das Geschriebene vorzulesen. Er that es; immer kühner erhob sich die Rede.

„Nachdem die Kriegsdrommete deines Vorgängers Julius II. ausgeklungen, hast du, o Leo Decimus, die Posaune des Friedens ertönen lassen, hast die freie Bahn der Wissenschaften und Künste aufgeschlossen und ein Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit uns Allen verheißen. Auf diese Hoffnung gestützt wagt es auch Laurentius Valla, der die alte Lüge von der Schenkung Constantin's zu Schanden gemacht, von den Todten zu erstehen. Gewiß, dein heller Geist glaubt selbst nicht an das abgeschmackte Mährchen, daß jener Kaiser mit der Hauptstadt Rom zugleich die Herrschaft über das gesammte Abendland auf die Päpste übertragen habe. Und wer waren jene Päpste, die solchen Trug sich erlaubten? Waren es nicht Feinde aller Christen, welche das Vermögen Aller an sich rissen und alle Freien in die Knechtschaft stießen? Welche die Könige ihrer Herrschergewalt und die Bürger des Friedens beraubten? Ja, sie waren es, die von kleinen Anfängen

bis zur größten Vollkommenheit ihr Plünderungssystem ausbildeten, die Gnaden und Dispensationen und Bullen aller Art feilboten, die einen Preis auf die Vergebung der Sünden gesetzt und aus den Höllenqualen selbst sich einen Gewinnst gemacht, die sich nicht damit begnügten, die Körper der Wahrheitverfechter zu tödten, sondern die Seele selbst, die Gottesfreundin und Gottesbraut, erwürgten?

„Nicht die Päpste überhaupt verdammt Valla; den Zwingherren nur hält er ihr Sündenregister vor. Jene mußten ihn und sein Buch verfluchen, weil sie es zu fürchten hatten. Nicht also du, heiliger Vater, der als ein echter Oberpriester der Christenheit unter uns erschienen bist, der du allenthalben Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit in's Leben rufst, der du als Wiederhersteller der Wissenschaften und Künste, als Schöpfer glücklicher Geistesbildung dastehst. Eine Beleidigung deines erhabenen Charakters wär' es, zu wähnen, daß das Werk über die erdichtete Schenkung Kaiser Constantin's dich erzürnen könnte. Deinen Beifall verdient es, wie es den deiner edeln Ahnen sich erwarb! Nein, keinem Mediceer ziemt die Lüge; sein klarer Sinn nimmt keine Verkehrtheit in sich auf. Nein, die Großartigkeit eines Leo X. verträgt sich nimmer mit niedrigem Betruge. Laß den Sclaven die Lüge, des Freien Schmuck ist die Wahrheit!"

„Und diese Zueignung willst du wirklich an den Papst richten?" fragte Erasmus staunend.

„Das ist mein fester Wille."

„Und Churfürst Albrecht könnte dir erlauben, in Mainz,

in seiner erzbischöflichen Hauptstadt, das von der Kirche verdammte Buch drucken zu lassen?"

„Er hat es erlaubt."

„Finde sich ein Anderer darein; mir stehen die Gedanken still."

„Der Geist des neuen Jahrhunderts schreitet unaufhaltsam vorwärts, Erasmus. Er erfaßt auch die Großen der Erde, sei's mit, sei's wider ihren Willen."

„Hutten, Hutten, du betrittst einen gefährlichen Pfad. Du zwingst den Leo, mit Härte gegen dich zu verfahren; er kann als Papst nicht anders, verkenne seine Stellung nicht."

„Ich baue auf sein besseres Selbst und auf das Glück der guten Sache. Die Arznei ist bitter und gewaltig, aber sie kann auch unendlich heilsam wirken."

„Steh' ab, theuerer Hutten, ich beschwöre dich als Freund. Laß uns, Hand in Hand gehend, durch sanfte Mittel die geistige Umwandelung der Menschen allmälig herbeiführen. Allzurasches Einstürmen bricht der jungen Freiheit den Hals."

„Gebiete dem Hirsch, zu spielen, wenn ihn die Brunst zum Kampf treibt."

* *
*

Hutten verlebte einige glückliche Monate zu Mainz. Der Churfürst, der ihn täglich lieber gewann, führte mit seiner Beihülfe manche, früher von Eitelwolf von Stein entworfene Pläne zur Verbesserung der Mainzer Hochschule aus. Der Mangel an tüchtigen Lehrern für klassische Literatur, Philo-

sophie und andere Fächer machte sich fühlbar. Auch fehlte es der Bibliothek an manchem unentbehrlichen Bedarf. In beiden Beziehungen schien Paris die wünschenswerthe Aushülfe darzubieten. Eine Sendung Hutten's dorthin ward vom Erzbischof beschlossen. Als der Ritter von der Abschiedsaudienz kam, begegnete ihm auf der Vorhalle des Dominikaners Tetzel unheimliche Gestalt; Hutten entwich ihm ohne Anrede, und eilte nach Paris. Wir aber belauschen noch das Gespräch, welches zwischen dem Erzbischof und seinem Ablaßkrämer stattfand.

„Ich melde mich zur Abreise, churfürstliche Gnaden," sprach der Mönch mit zutraulicher Dreistigkeit; „in einer Stunde breche ich mit meinen Leuten nach Sachsen auf."

„Glück auf den Weg, Bruder Tetzel," entgegnete wohlwollend der Erzbischof, „aber mache deine Sache nur hübsch klug und fein; die Sachsen sind ein sittig verständiges Volk, das artig behandelt sein will."

„Als ob ich meine lieben Landsleute nicht kennte, churfürstliche Gnaden, bin ja selbst ein echtes Leipziger Stadtkind. Und bin ich nicht schon seit Anno 1504 im Erzgebirg und Meißnerland mit Ablaßbriefen umhergezogen, als noch des Papstes Julius II. hochselige Heiligkeit regierte, und hab' ich nicht dort und anderwärts das löbliche Indulgenzennegoz immer zur Zufriedenheit meiner hohen Obern betrieben?"

„Tetzel, Tetzel," sprach der Churfürst, indem er scherzhaft drohend den Zeigefinger der Rechten erhob, „wie war es zu Inspruck, wo man dich deiner tollen Streiche mit den hübschen

Tyrolerweibern wegen in den Innstrom säcken wollte und wo du noch froh sein mußtest, daß dich Churfürst Friedrich von Sachsen als Landeskind vom Kaiser reclamirte und zur Besserung in den Thurm zu Leipzig steckte?"

„Wer hat nicht einmal unschuldig in seinem Leben gelitten, erzbischöfliche Würden?" antwortete der Dominikaner mit possierlicher Selbstverspottung. „Aber lassen wir den casum fatalem auf sich beruhen. Jetzt bin ich wieder durch unsern heiligen Vater und euere Durchlaucht doppelt zu Ehren gekommen und hoffe, daß ich auch mein Amt mit verdoppelter Gewissenhaftigkeit erfülle."

„Schon gut, Bruder Tetzel, ich bin zufrieden mit dir; aber merke dir noch eins."

„Ich bin ganz Ohr."

„In Wittenberg lebt ein gelehrter Augustinermönch und Doctor der Theologie, Namens Martin Luther, der als Professor bei den Studenten, gleich wie als Prediger bei dem Volke in hohem Ansehen steht, weil er den Leuten das lautere Evangelium so recht klar und herzlich zu demonstriren weiß. Nimm dich vor dem in Acht und hüte dich, mit ihm in Händel zu gerathen. Der Generalvicarius der Augustiner in Deutschland, Doctor Staupitz, hat ihn von jeher beschützt und ihn gegen mich selbst hoch gerühmt."

„Ei, wird sich ein Dominikaner vor einem Augustiner fürchten!" entgegnete Tetzel mit keckem Uebermuth. „Die Augustiner haben alle einen Sporn im Kopf, bilden sich ein, daß der heilige Geist in jedem von ihnen mit ganz absonder-

licher Gnade walte, weil ihr Ordensstifter zu den Erzkirchenvätern gehört und den tractatum de gratia divina geschrieben hat. Nun, wir Predigermönche sind auch nicht vom Baume gefallen und weiß ich mit meiner Vulgata so gut umzuspringen, wie das Wittenberger Doctorchen. Es sollte mir ein wahres gaudium sein, ihn mit meiner Eloquenz in den Sand zu bohren."

„Ich will es aber nicht, Tetzel," sprach Albert ernst, „ich habe eine Ahnung, die mich vor Wittenberg warnt. Gelob' es mir, die Stadt zu vermeiden."

„Churfürstliche Gnaden haben zu befehlen, also gelob' ich und schwör' ich zu thun. Aber die Umgegend darf ich doch mitnehmen? Da giebt es fette Städtchen und Dörfer."

„Meinethalben, doch nur alles mit Verstand."

„O mit dreifachem Verstand, erzbischöfliche Würden. Ich habe dießmal alles ganz praktisch eingerichtet. Die Ablaßbriefe sind in verschiedene Klassen abgetheilt und nach bestimmten Formularen gedruckt worden; bloß die Namen der Empfänger, das Datum und einige Nebenumstände sind zur Ausfüllung übrig geblieben. Da giebt es fertige Briefe für Mord, Raub, Diebstahl, Ehebruch u. s. w., und so wird mir die Sache flink von der Hand gehen. Ebenso hab' ich es mit den Dispensationen von den strengen Fasten eingerichtet. Da giebt es Packete für die Fleischbriefe, für die Milch-, Butter- und Käsebriefe, je nachdem das Begehren ist. O wir werden schwunghafte Geschäfte machen, churfürstliche Gnaden."

„Nimm dich nur vor den Trinkgelagen in Acht, Tetzel, und sündige mir nicht wider das sechste Gebot."

„Der Wein erfreut des Menschen Herz, und es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, erzbischöfliche Würden, aber alles mit Maaß, sag' ich, wie es einem frommen Klosterbruder und ehrsamen Subcommissarius geziemt."

„Geh, geh, alter Sünder, und bessere dich!" sprach der Churfürst lachend, indem er Tetzeln zum Abschied huldvoll die Hand reichte.

Eine Stunde später sah man den Ablaßkrämer im feierlichen Zuge, unter dem Geläute der Glocken, durch die Straßen von Mainz nach der zum rechten Rheinufer führenden Schiffbrücke sich bewegen. Voran ritt auf weißem Zelter ein Dominikanermönch mit dem hohen rothen Missionskreuz, woran das päpstliche Wappen hing, in der Hand. Ihm folgte eine Abtheilung Mainzischer Reisigen mit gezogenem Schwert; darauf Ministranten und Chorknaben mit Panieren, Kerzen und Weihrauchfässern. Jetzt erschien im offenen, geschmückten Wagen der Nuncius Tetzel im völligen Ornat und ihm zur Seite sein Gehülfe und Ordensbruder Doctor Baumhauer, ein langer munterer Vierziger, von marktschreierischem Aussehen; beiden gegenüber saßen zwei Schreiber, deren einer die päpstliche Bestallungsbulle in violetten Sammet mit Gold gebunden auf dem Schooße hielt. Ein zweiter nachfolgender Rollwagen war zur Aufnahme der übrigen geistlichen Dienerschaft bestimmt. Lange Reihen von Mönchen verschiedener

Orden, die der Mission das Geleit durch die Stadt gaben, vergrößerten den Pomp der Feierlichkeit. Bruder Tetzel sah sehr munter aus und ertheilte links und rechts den dichtgedrängten Gläubigen seinen commissarischen Segen. Am Rheinufer erwarteten ihn noch der Magistrat und eine Deputation der Hochschule mit devoten Abschiedsreden. — Jetzt bewegte sich der Zug über die Schiffbrücke und verschwand in den Mauern des gegenüberliegenden Kastell, wie eine verhängnißvolle Wetterwolke hinter verhüllenden Bergwänden.

Der Ablaßhandel.

Vierzehnte Schilderung.

Martin Luther.

Hutten hatte seine Aufträge in Paris binnen wenig Wochen glücklich vollzogen und die allgemeine Achtung der gelehrtesten und edelsten Männer der Stadt davon getragen. Ueberall warb er neue Genossen für den großen Reuchlinistenbund, der die unsichtbare Loge aller Männer des Lichts und freier Wissenschaft war. Man zog ihn in die ersten Kreise der Gesellschaft und behandelte ihn mit der feinsten französischen Höflichkeit. Aber Hutten fühlte sich dennoch nicht heimisch darin und trug froh sein echt deutsches Herz über die vaterländische Grenze zurück.

Kaum in Mainz angelangt und durch die Zufriedenheit des Erzbischofs belohnt, ward ihm auch schon von diesem der Befehl zu einer neuen Reise nach Berlin ertheilt, um dem churfürstlichen Bruder, Joachim von Brandenburg, wichtige politische Mittheilungen zu überbringen. Es war damals schon im Reiche bekannt genug, daß Kaiser Maximilian seinem Enkel Karl von Spanien die Nachfolge im Kaiserthum zu sichern und ihn deßhalb auf dem bevorstehenden Reichstage zu

Augsburg zum römischen König erwählen zu lassen gedachte. Albrecht von Mainz wünschte sich daher mit seinem Bruder über den hierbei zu befolgenden Plan im voraus zu vereinigen.

Stolz auf diese wichtige Sendung, eilte Hutten muthig auf sein Ziel los. Der Churfürst hatte ihm eine starke Bedeckung von Reitern mitgegeben, denn eine neue Fehde zwischen Ritter Franz von Sickingen und dem Landgrafen Philipp von Hessen war ihrem Ausbruch nahe. Alter Groll hatte längst zwischen den Sickingen und Hessen gegohren. Philipp's Vater hatte Herrn Schweikard von Sickingen, den Vater unsers Franz, im Pfälzer Kriege hart geschädigt und ihm viele Güter und Rechte entrissen. Der junge Landgraf Philipp, der ebenfalls eine sehr feindselige Gesinnung gegen den deutschen Adel offenbarte, hatte mit den Rittern von Kronberg, von Hatstein und andern Freunden Sickingen's ungerechten Streit angebunden; ja, die Landgräfin Wittwe selbst hatte vor den Unbilden des Sohnes bei dem Ebernburger Schutz gesucht. Dieß alles nun erfaßte Franciscus mit Freuden, warb ein stattliches Heer und schickte dem Landgrafen den Absagebrief *).

Als nun Hutten eine Strecke Meilen auf dem rechten Rheinufer zurückgelegt, begegnete er einem Haufen von Reisigen, welche das Wappen der Sickinger, fünf Schneeballen im schwarzen Felde und einen Schwanenhals als Helmkleinod im Fähnlein führten.

---

*) Man vergleiche den historischen Anhang

„Seid ihr in Franzens von Sickingen auf Ebernburg Diensten?" fragte Hutten den Hauptmann.

„Bin's, und mache den Vortrab des Hauptheeres, das uns auf dem Fuße nachfolgt," war die Antwort.

„Ihr zieht gegen Hessen?"

„Ja, gegen Landgraf Philipp von Hessen, wider welchen unser Ritter und Feldobrist viele treffliche Ursachen zur Fehde hat."

„Die wären?"

„Gilt mir gleich, denn er zahlt pünktlichen Sold und hat uns alle Beute, mit Ausnahme des Geschützes und der landgräflichen Kassen, verheißen."

„Kommt der Sickingen bald?"

„In einer Stunde spätestens wird er im nächsten Dorf eintreffen, wo er den Imbiß einnehmen will. Gott befohlen, Ritter."

Hutten, dessen Herz schon längst für Sickingen geschlagen hatte, beschloß, seine Ankunft am bezeichneten Orte abzuwarten. Der Hauptmann hatte wahr gesprochen. Kaum war eine Stunde verronnen, so ließ sich das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der landsknechtischen Trommeln vernehmen. Hutten ritt ihnen mit einem Trompeter und einem Fähndrich, das churmainzische Banner mit weißem Rad im rothen Felde tragend, fröhlich entgegen. Bald gewahrten sie das wohlgeschaarte, aus tausend Reisigen und fünftausend Mann Fußvolk bestehende Heer, das zehn Stück gut bediente Falkonette bei sich führte. Dicht vor dem Dorfe ward Halt

gemacht und, nach Ausstellung der nöthigen Vorposten, gelagert. Hutten ward auf geschehene Anmeldung zu Sickingen geführt, der sich mitten unter seine Hauptleute zum lustigen Mittagsmahl unter eine breitästige Eiche gesetzt hatte. Hier sah man den alten Götz von Berlichingen neben dem jugendlichkräftigen Hartmuth von Kronberg, dort Emmerich von Reifenstein, Philipp Brömbsern von Rüdesheim, Friedrich von Hatstein und so manchen andern kriegslustigen Gesellen im traulichen Gespräch mit dem Feldbecher in der Hand.

Wie der mächtige, selbstbewußte Kriegsgott saß Sickingen unter den übrigen kecken, muthig rohen Schwertgestalten, welche Waffenruhm und Beute als letztes Ziel im Auge hatten. In seinem Innern lag eine werdende Welt, die sich ihm selbst nur erst in großen Umrissen entfaltete. Sickingen's Antlitz war edel, gedankenvoll, muthig und menschenfreundlich zugleich. Dichte braune Locken umwallten Stirn und Nacken, heldenkühn blitzten die Falkenaugen unter ihren schöngeschweiften Brauen, gebietend trat die Adlernase zwischen den muskelreichen Wangen hervor, doch den Mund umschwebte sanfte Menschenfreundlichkeit. Seine Gestalt war gleich der unsers Hutten nicht groß, aber kräftig und wohlgewachsen. Der Ton der Stimme war klangvoll und herzgewinnend.

Es war ein großer Augenblick, in welchem sich die beiden hohen deutschen Männer zum ersten Mal Aug' in Auge faßten. Wie der allgewaltige Strahl der Liebe der Geschlechter, so zündet auch der Götterfunken der echten Freundschaft im Nu sein Himmelsfeuer an. Beide Männer fühlten ihre gegen-

seitige Bestimmung. — Als Sickingen Hutten's ansichtig ward, stand er auf und ging ihm freundlich entgegen. „Seid mir dreimal willkommen, Ulrich von Hutten," sprach er, ihm kräftig die Rechte schüttelnd, „ich freue mich, den wackern Degen von Angesicht zu schauen, von dem ich so viel Rühmliches gehört. Was führt euch zu mir in mein Feldgetümmel?"

„Euch sehen wollt' ich, edler Sickingen," antwortete Hutten, ganz im Anschauen des Mannes verloren, „euch, für den mein Herz schon seit Jahren mit Wärme schlägt, euch, der ihr der deutschen Ritterschaft Stolz und Vorbild seid."

„Ihr schildert als Dichter, theurer Hutten, seht mehr in mir, als darin ist. Ein ehrlicher deutscher Reitersmann bin ich, nichts weiter."

„Haltet mich nicht für einen schmeichelnden Sänger, der nur mit süßen Liedern um die Gunst der Helden zu buhlen weiß. Ich hab' auch mit dem Schwerte dreingeschlagen und mit dem eigenen Blut dem Vaterland die Schuld bezahlt."

„Weiß wohl, mein Hutten, Italien kann von dir erzählen."

„O daß ich einst an deiner Seite fechtend als deutscher Ritter mich dir ganz erweisen und Deutschlands Ruhm, wie deinen, mehren könnte!"

„So zieh' mit uns, tapferer Hutten, es gilt einer gerechten Sache gegen Landgraf Philipp von Hessen, der übermüthigen Sinnes den Ritterstand gern zum Fußschemel des Fürstenstuhles erniedrigen möchte."

„Ich folgte dir gern, wenn mich der Dienst meines Herrn nicht nach Berlin zu Churfürst Joachim hinriefe.“

„Ja freilich, Pflicht geht vor freie Wahl. Ein andermal denn, lieber Hutten, wenn du gerade Zeit hast; bei mir findet sich immer Arbeit. Kommst du von Berlin nach Mainz zurück, so besuche mich einmal auf meiner Ebernburg. Mich verlangt nach ruhiger Zwiesprach mit dir; im Feldlager ist dazu nicht Zeit.“

„Leb' wohl, mein Sickingen, hier meine Hand, wir sehen uns wieder auf Ebernburg.“

„Leb' wohl, Bruder Hutten,“ antwortete jener, ihn heiß an die Brust pressend, „ich fühl's, wir sehen uns wieder.“

Rasch durchflog unser Hutten das buchengrüne Frankenland, ohne die theuere Stammburg zu besuchen. Rastlos durchzog er das ernste, tannenreiche Erzgebirge und drang in das flache, kornbedeckte Pleißenland ein. Jetzt naht' er sich der blühenden Handels- und Universitätsstadt Leipzig, und eine ungewöhnliche Lebendigkeit der Heerstraße verkündigte ihm, daß dort etwas Ungewöhnliches sich zutragen müsse.

„Zieht ihr schon zur Messe?“ fragte Hutten einen im zweirädrigen Karren wohlgemuth dahinrollenden Kaufmann.

„Zur Messe? Ja, wie ihr's nehmt,“ war die Antwort. „Einkaufen will ich allerdings in Leipzig, doch kein gewöhnlich Meßgut.“

„Was denn?“

„Seelenheil, Herr Ritter. Pater Tetzel hält seit drei Tagen Ablaßmarkt auf dortigem Platz.“

„Gute Geschäfte, Landsmann,“ entgegnete Hutten lachend, und quartierte seine Leute vor der Stadt ein, da die Handelsrepublik keinen fremden Truppen den Eintritt gestattete. Alsbald machte er sich allein auf den Weg zum Ablaßkrämer.

Wagen, Reiter und Fußgänger drängten sich in der Richtung nach dem Ranstädter Thor, die auch unser Hutten einschlug. Auf einer weiten Lichtung des schönen Buchen- und Eichenforstes, der schon damals den poetischen Namen des Rosenthals führte, war ein unglaubliches Lärmen und Jubeln, was eher einen Jahrmarkt, als eine apostolische Weihestätte vermuthen ließ. In der That waren auch Buden und Zelte zu Belustigungen aller Art aufgeschlagen. Hier ward gewürfelt und dort im Bret gespielt; hier dufteten Fladen und Bratwürste, dort schäumte das edle Wurzener Braunbier oder perlte der Rebensaft von Naumburg und Meißen. Hier sah man den Schützen die Armbrust nach dem hochaufgepflanzten Königsvogel richten, dort muntere Mädchen im Schaukelkahn zwischen den grünen Zweigen auf und niederfliegen. Hier klangen die Hörner und Clarinen der wandernden Freiberger Musikanten, dort der Dudelsack des Blinden und die kreischende Stimme der Bänkelsängerin. Alles war lustig und guter Dinge. Mitten durch das Getümmel hindurch drängte sich aber beständig wieder ein dichter Strom von Männern und Frauen jedes Alters und Standes, die,

unbekümmert um die ihnen dargebotenen sinnlichen Freuden, einem andern höhern Ziel zusteuerten. Hutten folgte der Strömung und stand bald vor der Schaubühne des Ablaßkrämers.

Auf einem geräumigen Gerüst stand unter einer Art von Baldachin der päpstliche Nuncius und Ketzermeister, Pater Tetzel, hinter einer mit Teppichen behangenen Tafel, worauf sich die Attribute seines Amtes befanden, rechts die apostolische, in himmelblauen Sammet und Gold gebundene Vollmachtsbulle, und links eine große schwarze Geldbüchse, worauf mit goldenen Lettern die Worte zu lesen:

„So wie das Geld im Kasten klingt,
Alsbald die Seel' gen Himmel springt."

Zwischen dem Kasten und der Bulle sah man eine Stange mit einem daran befestigten Pergament, worauf die Taxen der abzulösenden Sünden, der Dispensationen, der Erlösung von Seelen aus dem Fegefeuer, u. s. w. mit drei Zoll langen Buchstaben verzeichnet standen, z. B.: Ein Kirchenraub 9 Ducaten; ein Mord 8 Ducaten; eine Vielweiberei 6 Ducaten; eine Zauberei 2 Ducaten. Billiger war die Erlösung einer Seele aus dem Fegefeuer, die man nach Befinden oft für 10 bis 20 Spitzgroschen oder Schreckenberger erhalten konnte.

Unweit des Baldachins saß an einem zweiten Tische Doctor Baumhauer, Tetzel's College, mit den beiden Schreibern, welche die Expedition der Gnadenbriefe zu vollziehen hatten. Vor ihnen lagen die Indulgenzenzettel für die verschiedenen Sünden,

die Dispensationen von den strengen Fasten, u. s. w. klassenweise in großen Packeten aufgespeichert.

Wer beschreibt das Drängen und Treiben um die Ablaßbühne. Ritter und Rathsherren, Kaufleute und Handwerker, Landleute und Bettler wogten im dichten Knäuel durch einander. Tetzel, der eine ungeheuere, weitschallende Stimme besaß, ließ sie unaufhörlich auf die Menge herabtönen und sparte keine Mühe, um einen möglichst guten Markt zu machen.

„Heran, heran, ihr lieben Leute," schrie er, „kauft euch das ewige Heil um ein Billiges, da es noch Zeit ist. Rom ist mit seinen Gnadenschätzen nach Deutschland gekommen und vertheilt sie aus milden Händen unter die Hungrigen und Durstigen. Nicht allen ist es so wohl geworden, wie euch, daß sie durch geringe Opferspende zum heiligen Dome Petri sich von den ewigen Höllenqualen befreien können. Darum seid dankbar, liebe Kinder, und nutzet die Zeit, ehe sie entweicht. Kommt, ihr Mühseligen und Beladenen, und werft von euch euere erdrückende Sündenlast! Bringt euer Scherflein zur heiligen Kasse Petri und geht rein gewaschen hervor aus dem Quell der Gnade, der hier sprudelt mildiglich!"

Nun stieg eines nach dem andern die Stufen des Gerüstes hinan, sprach heimlich mit Tetzeln, zahlte den taxmäßigen Preis, erhielt einen Ablaßbrief und ward dann an den zweiten Tisch verwiesen, wo Name des Empfängers, Datum und andere Punkte in die Lücken des Schema's eingetragen und das päpstliche Insiegel beigefügt wurde. Mit seligstrahlendem Gesicht

verließ der von Sünden Befreite seinen Platz, um ihn einem andern ängstlich Harrenden zu überlassen.

Tetzel ließ beständig seine Luchsaugen im dichtgedrängten Haufen umherschweifen und pflegte die müßig Gaffenden mit possenhaften Stachelreden zum Kauf anzutreiben. Lassen wir ihn selbst sprechen.

„Ei, was hältst du da Maulaffen feil und sperrst deine beiden Glotzaugen auf, du alter rothnasiger Martin? Ich habe dich hier vor zehn Jahren oft genug aus dem Weinhaus taumeln sehen und weiß recht gut, daß du einen tüchtigen Sack von Sünden auf den Schultern trägst. Komm nur herauf, ich mach' es billig mit dir aus alter Bekanntschaft.“

„Aha, Tobias, bist du auch hier? Dein Vater war ein arger Gauner von Mäkler, der nun schon seit zwanzig Jahren im Fegefeuer gesotten und geschmort wird. Mit zwölf Spitzgroschen kannst du ihn jetzt von seiner Qual erlösen. Na, besinn' dich nur nicht lange, 's ist ja gar kein Geld!“

„Und du auch, Thaddäus, zaudere nicht, endlich einmal die Seele deines armen Großvaters zu erlösen, der sein Lebtage ein schmutziger Geizhals und zauberischer Schatzgräber war. Als ich gestern Nacht über den Kirchhof ging, begegnete mir sein irrender Geist, der gar jämmerlich winselte und heulte. Na vorwärts, vorwärts, laß die Schreckenberger springen!“

Hutten sah dem tollen Treiben eine Weile halb lachend, halb grollend zu, und eilte am nächsten Morgen nach Berlin. Wir aber folgen dem Ablaßtrödler nach Jüterbogk, wohin er von Leipzig aus seinen Weg nimmt.

Da ertönte von allen Thürmen das Glockengeläut, da kamen der Magistrat, die Geistlichkeit, die Schulen und blumenstreuende Jungfrauen dem päpstlichen Heilbringer entgegengezogen. Da ward von Tetzeln das rothe Kreuz in der Hauptkirche aufgerichtet und die seligmachende Kraft des Ablasses gepredigt, und schwunghafter, als in manchem größern Ort, ging das edle Gewerbe in dem bescheidenen Landstädtchen von Statten. Denn reiche Gutsbesitzer und Bauern wohnten rings in der Nähe und selbst aus den entfernteren Städten kamen die frommen Gläubigen, sich ihre Gewissen und Beutel zu erleichtern. Auch aus dem churfürstlichen Wittenberg kamen zahlreiche Schaaren zu dem fröhlichen Ablaßmarkt gepilgert. Dort aber lebte im Augustinerkloster unweit des Elsterthores ein ernster gottesfürchtiger Mönch, Doctor Martinus Luther, den wir schon einigemal in unsern Schilderungen schattengleich vorüberwandeln sahen. Als wir ihm zuletzt in Wittenberg begegneten *), berichteten wir kurz über des merkwürdigen Mannes früheres Leben und Sinnesart. Fünf Jahre waren jetzt verflossen, seit Luther die theologische Doctorwürde erlangt und in dieser Eigenschaft die heiligen Schriften erklärt hatte. Die Sehnsucht, dieses Amt immer gewissenhafter zu verwalten, trieb ihn zum fleißigen Studium des Griechischen und Hebräischen, wodurch er die Bücher des alten und neuen Testaments in den Ursprachen lesen lernte. Da gestaltete sich ihm nun Manches anders, als er es bisher aus

---

*) Bd. I. Schilderung 11.

der üblichen lateinischen Uebersetzung oder sogenannten Vulgata erkannt hatte. Der innerste Kern seiner religiösen Anschauungen ward jene Ueberzeugung, die einst schon das tröstende Wort des alten Augustiners zu Erfurt ihm gegeben hatte: „Daß Christus für die Sünden der Menschen gestorben sei und daß allein durch den Glauben an seinen Versöhnungstod die Gerechtigkeit vor Gott erworben werde.“ In enger Verbindung damit stand bei Luther die augustinische Lehre von der göttlichen Gnade, durch welche allein der an sich ohnmächtige menschliche Wille Gutes wirken könne und welche eben wieder nur durch den Glauben an das Sühnopfer Christi erworben werden möge.

In Luther's sittlichfrommem Gemüthe war freilich dieser Glaube kein unfruchtbarer und rein mystischer, wie bei so vielen seiner falschen Nachtreter. Er meinte, es verstehe sich von selbst, daß der innere Glaube an den Erlöser sich auch durch äußere Befolgung seiner Gebote im Leben bewähren müsse. So gewiß aber auch Luther an die gleichzeitige Nothwendigkeit rechtschaffener Handlungen geglaubt und dieß durch seinen eigenen streng tugendhaften Wandel sattsam bewährt hat, so eifrig er auch seiner Gemeinde die gewissenhafteste Erfüllung aller Pflichten immerfort einschärfte, so war doch bei ihm die Begeisterung für das Verdienst Christi so übermächtig, daß er die guten Werke mit den schroffsten Ausdrücken als unnütz zum Heil herabsetzte und bloß dem Glauben die Kraft der Rechtfertigung zuschrieb. Viel mochte dazu der Unwille gegen den Mißbrauch beitragen, den damals die Kirche mit

den sogenannten guten Werken trieb, unter denen sie hauptsächlich fromme Spenden an die Geistlichkeit, Wallfahrten, Fasten, Kasteiungen und dergleichen zu verstehen pflegte. Diese äußere Werkheiligkeit, die oft nichts, als leeres Formenwesen blieb, war dem gewissenseifrigen Luther ein Dorn im Auge und schien ihm das Verderben der Seelen nach sich zu ziehen. Er setzte aber in seinem stürmischen Eifer zugleich den Werth der thätigen Tugend aus echter Gottesliebe mit dem Verdienst des herzlosen Kirchendienstes aus sklavischer Höllenfurcht herab. Er legte einem starren Lehrsatz eine ausschließliche Heilskraft bei, an welche doch zu glauben nicht in der Fähigkeit aller Menschen liegt. Denn wenn wir jetzt in der herzreinigenden Lehre Christi das Mittel zur Besserung und Entsündigung und in seinem erhabenen Tode die Besiegelung der Wahrheit jener Lehre finden, so sah Luther in dem blutigen Tode an sich ein dem zürnenden Gotte dargebrachtes Sühnopfer, wodurch das Verderben der Erbsünde getilgt und die Menschheit vom Fürsten der Finsterniß losgekauft worden sei. Er hielt es für eine Undankbarkeit gegen das Verdienst Christi, wenn man den eigenen tugendhaften Werken des Menschen den geringsten Antheil an Erwerbung der Seligkeit beilegte, da doch gerade im echten Tugendwandel des Christen die rührendste Feier des durch Wort und That die Menschheit zu sich ziehenden Heilands liegt.

So schroff nun auch diese Lehre, die von den Altlutheranern unserer Tage wiederum als die alleinseligmachende gepriesen wird, den geläuterten Ansichten der Neuzeit entgegen-

tritt, so war sie doch durch Luther's Persönlichkeit nothwendig bedingt und konnte ihm allein jene Energie verleihen, die ihn den Kampf mit dem Papstthum wagen und bestehen ließ. Bei Luther war, wie bei den meisten außerordentlichen Menschen, die Anschauung der Dinge einseitig, und in dieser Einseitigkeit Alles auf die Spitze getrieben. Aber, was er dachte, fühlte und wollte, das hatte ihn auch ganz durchdrungen, das war sein Selbst, das wollte und mußte er zur allgemeinen Richtschnur machen. Die Geschichte des Sündenfalls und der Erlösung stand mit aller dramatischen Lebendigkeit vor seinem Feuergeiste. Selten ist vielleicht Christus von irgend einer Menschenseele so inbrünstig geliebt worden, wie von Martin Luther. Christus war sein Retter aus dem Höllenpfuhl, sein Held und König, für dessen Ruhm er in den Streit zog, von dessen Licht er sich erleuchtet fühlte, für dessen Ehre zu sterben er mit Freuden bereit war. Diese Begeisterung für die Persönlichkeit des Heilands war es auch, die Luthern den Ablaßhandel in tausendfach abscheulicher Gestalt erscheinen ließ. Denn er sah in ihm nicht nur eine Beförderung der Unsittlichkeit, sondern auch den ruchlosesten Eingriff in die Rechte des Erlösers, da Christus uns aus freier Gnade durch sein Blut die Sündenvergebung erworben habe und nichts als den festen Glauben daran und aufrichtige Buße vom Sünder verlange, um ihn des Heils wirklich theilhaftig zu machen. Schon längst war Luther durch Tetzel's unverschämten Indulgenzentrödel mit dem bittersten Unwillen erfüllt worden. Höher noch war sein Groll gestiegen, als der Ablaßkrämer sich Wittenberg

genähert und in Jüterbogk seine Bühne aufgeschlagen hatte, woher täglich Kunde von neuen Gräueln zu den Ohren des frommen Augustiners drang. Wir versetzen uns in seine stille Klosterzelle, die noch heutzutage dem Beschauer in ihrer alterthümlichen Gestalt entgegentritt. Ein einziges hohes Fenster läßt durch seine vielen kleinen Rundscheiben das Tageslicht einfallen. Hier steht der große, viereckige, festgezimmerte Tisch, worauf die Bibel, die Schriften des heiligen Augustinus und einige andere Bücher bei dem Schreibzeug und den Papieren des frommen Bewohners liegen. Vor seiner Arbeitstafel sitzt er im Hausgewand seines Ordens, im Lesen des Evangeliums vertieft. Sein großes bedeutungsvolles Auge und die stark hervortretenden Züge des biedermännlichen deutschen Gesichts drücken eine begeisterte Stimmung aus. Jetzt erhebt er sich rasch, streckt die Rechte gebieterisch aus und spricht mit erhabenem Zorn: „Nein, sie sollen seine Gnade nicht länger für schnödes Metall verkaufen! Ein jeder wahrhaftiger Christ, der wahres Leid und Reue hat über seine Sünden, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirche aus Gottes freiem Geschenk. Also steht es geschrieben und also will ich's verkünden!"

Da pocht' es an die Thür, und herein traten drei Wittenberger Bürger von Luther's Beichtkindern. Die meldeten sich zum Tisch des Herrn für den nächsten Sonntag und begehrten die Absolution, weil sie bei Tetzeln in Jüterbogk sich Ablaß für ihre Sünden auf ein Jahr gekauft. Zugleich hielt ihm ein jeder seinen mit dem päpstlichen Insiegel versehenen Ablaß-

brief zur Bestätigung des Gesagten hin. Luther hielt ihnen zuerst mit liebreichem Ernst vor, daß ohne aufrichtige innere Buße an keine Vergebung zu denken sei. Als aber die Verblendeten auf ihre Ablaßzettel trotzten und von Reue und Leid nichts wissen wollten, da sprach der fromme Augustiner zürnend: „Wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr alle mitsammt umkommen im höllischen Feuer. Hinweg von mir, ihr argen Schalke!"

Die Abgefertigten gingen nun zurück nach Jüterbogk und beschwerten sich bei Tetzeln, daß ihr Wittenberger Beichtvater die Kraft der päpstlichen Ablaßbriefe nicht anerkennen wolle. Da ergrimmte der Nuncius in wilder Wuth, predigte gegen den Augustiner in den gemeinsten Ausdrücken, erklärte seine Weigerung für die strafbarste Ketzerei und bedrohte jeden, der dem Ablaß die gebührende Achtung versagte, mit den furchtbarsten Kirchenstrafen. Auf dem Markte der Stadt aber ließ er ein gewaltiges Feuer anzünden und sprach: „In solchen Flammen müsse Luther verkohlen, wenn er länger auf seinen verdammlichen Widerspruch beharre."

Angsterfüllt meldeten die Wittenberger Freunde dem Augustiner den Vorfall. Der aber war dadurch so wenig geschreckt, daß er sogleich offen vor seiner Gemeinde wider den Mißbrauch des Ablaßkrämers predigte. „Ich sage euch," sprach er kühn, „daß man aus keiner heiligen Schrift bewähren kann, daß göttliche Gerechtigkeit eine andere Genugthuung der Pein von dem Sünder begehre oder fordere, denn allein seine herzliche und wahre Reue, mit Fürsatz, ferner das Kreuz

Christi zu tragen und seinen Willen zu üben. Also spricht der Herr auch durch Ezechiel: Wenn sich der Sünder bekehrt und thut recht, so will ich seiner Sünde nicht mehr gedenken. Besser, ihr gebt von euerem Gelde nach Christi Willen den Armen, statt die ungewisse Gnade des Ablasses dafür zu kaufen."

Glühend für seine Ueberzeugung schrieb Luther in demselben Sinne an die Bischöfe von Meißen, Zeitz und Merseburg, ja sogar an den Churfürsten Erzbischof von Mainz, den er mit den rührendsten Bitten zur Steuer des Unfuges, der in seinem Namen getrieben werde, aufrief. Albrecht von Brandenburg antwortete nicht; nur der Bischof von Meißen stimmte Luthern bei, die übrigen riethen ihm ernstlich von diesem Handel ab.

An einem düstern Octoberabend des Jahres 1517 saßen die Wittenberger Freunde in Luther's Zelle beisammen. Wir erblicken im traulichen Kreise um ihn den ehrwürdigen Staupitz, Generalvicar des Augustinerordens in Deutschland, Martin Polichen von Mellerstadt, Vicekanzler der Universität und churfürstlichen Leibarzt, den feurigen Magister der Philosophie Andreas Karlstadt, den redlichen Professor der Theologie Nicolaus Amsdorf und den trefflichen Maler Lukas Cranach.

„Steh ab von deinem Vorhaben, Bruder Luther," begann der Generalvicar, „dein Sinn ist treu und fromm, aber du könntest leicht dich selbst und unsern Orden in großes Trübsal bringen."

„Auch der lieben Universitas dürfte der Bruch mit dem

heiligen Vater ein schlimmes Spiel bereiten," setzte der Vicekanzler Polich hinzu.

„Ihr werdet allein stehen in dem furchtbaren Kampf, lieber College," nahm Nicolaus Amsdorf das Wort, „und die römische Curie wird mit euch verfahren, wie mit Johannes Huß, Savonarola und so vielen anderen Märtyrern der Wahrheit."

Mit ähnlichen Redensarten stimmten die übrigen Anwesenden ein. Da erhob sich Luther mit Würde und sprach: „Wer etwas Gutes anfangen will, der wag' es auf Gottes Güte und bei Leibe nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich aber auch nicht für Menschen noch für der ganzen Welt; denn es ist gut auf den Herrn vertrauen und keiner ist je zu Schanden geworden, der also gethan."

„Was hast du vor, mein Luther?" fragte Kranach. „Deine Augen leuchten, wie die des Apostels Johannes, wenn wir Maler ihn in Entzückung schildern. Deine Züge verkündigen einen großen Entschluß, den die Lippen noch fest verschlossen im Innern zurückhalten."

„Gesteh' es uns, Luther, worauf sinnst du?" sprach Karlstadt dringend.

„Ich hab' es still mit meinem Gott berathen, und will es nur mit ihm vollbringen," entgegnete Luther mit ruhiger Festigkeit. „Ist es geschehen, mögt ihr mich immer schelten und tadeln; doch im voraus soll keiner mich erschüttern. Denn wo der Herr befiehlt, da soll der Mensch nicht wanken!"

In der siebenten Morgenstunde des nächsten Tages, es war der 31. October 1517 vor dem Feste Allerheiligen, schritt Martin Luther ernst, doch wohlgemuth, durch die Straßen nach der Schloßkirche von Wittenberg. In der Rechten hielt er ein großes zusammengerolltes Pergament; dort angelangt, entfaltete er es und schlug es mit hallenden Schlägen an die Hauptpforte des Doms.

Eine Schaar von Studenten der Theologie, die sich gerade auf dem Schloßplatze zur Wanderung in's Collegium versammelt hatte, sah neugierig, doch ehrfurchtsvoll dem Beginnen des geliebten Lehrers zu. Keiner wagte herbeizutreten und ihn zu stören.

Fest und ruhig, wie er gekommen, schritt der wunderbare Mönch wieder von dannen. Jetzt aber stürmten die Musensöhne, brennend vor Begierde nach dem Inhalt des verhängnißvollen Anschlags, herbei.

„Laßt mich vorlesen," sprach der lange Thüringer Ostermaier, „alle auf einmal haben wir doch nicht Platz."

„Lies zu, aber laut und vernehmlich," schrieen die Andern.

Ostermaier las mit dröhnendem Baßton von Anfang bis zu Ende die fünf und neunzig lateinischen Thesen des Anschlags.

Da brach die akademische Schaar in lauten Jubel aus und brachte dem theuern Professor ein dreimal donnerndes: Vivat Lutherus noster!

Inzwischen hatte sich um die zuhorchenden Studenten ein zweiter Kreis von Männern und Jünglingen, Frauen und Mädchen aus der Bürgerschaft gebildet, die wißbegierig,

doch umsonst den Sinn der lateinischen Vorlesung zu erfassen strebten.

„Ei, Herr Studiosus," riefen viele Stimmen zugleich, „sagt es uns doch auf deutsch, was das wichtige Blatt unsers Doctor Luther enthält. Wir möchten auch gern daraus klug werden, so gut wie ihr."

„So hört, ihr Leute," antwortete Ostermaier mit geschmeicheltem Selbstgefühl, „ich will euch die wichtigsten Stellen aus dem Programm interpretiren."

„Hört, hört, still!" lief es durch den Kreis.

Ostermaier las:

„Der Papst will und kann keine Strafen erlassen außerhalb derer, die er laut der Canonum, d. h. päpstlicher Satzungen, auferlegt hat. Die göttlichen Strafen der Sündenschuld zu vergeben, liegt nicht in seiner Macht. Derohalben irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Pein los und selig werde."

Stimmen aus dem Volk: „Ja, ja, sie irren, sie irren!"

Vorleser fährt fort: „Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen im Kasten klingt, von Stund' an die Seele aus dem Fegefeuer fahre. Das aber ist gewiß, daß, sobald der Groschen im Kasten klingt, Gewinn und Geiz kommen und stets größer werden; die Hülfe aber steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch

Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. Ein jeder Christ aber, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung seiner Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört. Denn jeder wahrhaftige Christ ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirche aus Gottes freiem Geschenk."

Volksstimme: „Ei da müßten wir wohl Narren sein, wenn wir ferner unser Geld zum Tetzel tragen wollten!"

Vorleser: „Man soll die Christen lehren, daß es des Papstes Gemüth und Meinung nicht sei, daß Ablaßlösen irgend einem Werke der Barmherzigkeit zu vergleichen wäre. Wer den Armen giebt oder leihet den Dürftigen, der thut besser, als wenn er Ablaß kauft. Durch das Wort der Liebe wächst die Liebe, und der Mensch wird dabei frömmer; durch den Ablaß aber wird er nicht besser, sondern allein sicherer und freier von der Furcht vor der Strafe."

Volksstimme: „Ein schöner Spruch, ein weiser Spruch, das geht durch Mark und Bein."

Vorleser: „Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß Sanct Peter's Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden."

Volksstimme: „Ja, zu Pulver verbrannt das Nest, wir wollen nicht länger Roms Zinsbauern sein!"

Vorleser: „Die sogenannten Schätze der Kirche, wovon der Papst den Ablaß austheilt, sind der Gemeinde Christi

weder genugsam genannt noch bekannt. Die Verdienste Christi und der Heiligen sind es nicht, denn diese wirken allezeit, auch ohne Zuthun des Papstes, die Gnade des innerlichen Menschen. Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Derohalben sind die Schätze des Evangeliums Netze, womit man vordem die reichen Leute gefischt hat. Die Schätze des Ablasses aber sind die Netze, womit man jetziger Zeit den Reichthum der Menschen fischt."

Volksstimmen: „Da hat er ganz Recht, wir werfen das gute Geld nach falscher Waare."

Vorleser: „Des Papstes Ablaß kann nicht die allergeringste tägliche Sünde hinwegnehmen, so viel die Schuld derselben belangt. Sagen, daß das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, so viel vermöge, als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung."

Volksstimmen: „Wir haben es mit unsern eigenen Ohren in Jüterbogk mit angehört, wie der Tetzel dieß gelehrt hat."

Vorleser: „Solche freche und unverschämte Predigt vom Ablaß macht, daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde zu vertheidigen vor Verleumdung oder vor den scharfen listigen Fragen des gemeinen Mannes. Als da sind z. B.: Warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegefeuer um der heiligen Liebe und um der großen Noth der Seelen, als der allerbilligsten Ursache willen, da er sie doch um des vergänglichen

Geldes zum Peterskirchbau, als der losesten Ursache wegen, freimacht?"

Volksstimmen: „Ei freilich, freilich, warum thut er es nicht lieber umsonst? Das war uns noch gar nicht eingefallen."

Vorleser: „Item, warum baut jetzt der Papst nicht lieber Sanct Peter's Münster von seinem eigenen Gelde, denn von der armen Christen Geld, da doch sein Vermögen sich höher erstreckt, als die Güter des reichsten Crassus?"

Volksstimmen: „Das war wieder ganz vernünftig gefragt! Gebt uns noch mehr solche Fragen, Herr Studiosus, die wollen wir uns merken."

Vorleser: „Nein, jetzt habt ihr genug, nehmt noch die letzte Thesis mit auf den Weg, und dann geht an die Arbeit. Paßt auf: Man soll die Christen vermahnen, daß sie ihrem Haupte Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen streben, um also mehr durch Trübsal in's Himmelreich zu gehen, denn daß sie durch Vertröstung des Friedens sicher werden."

Volksstimmen: „Ende gut, alles gut, wir danken, wir danken schön, Herr Studiosus. Es lebe unser Doctor Martin Luther, hoch, hoch! Nieder mit dem Ablaß, nieder mit dem Tetzel!"

Auf Sturmesflügeln schwebten die 95 Thesen durch Deutschland und die ganze Christenheit. „Es war," sagt ein

Zeitgenosse Luther's, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen durch die Welt. Bald wurden sie in's Deutsche übersetzt, und es gefiel dieser Handel jedermann sehr wohl, außer den Finsterlingen und denen, die des Papstes Schätze ausbeuteten."

Die römische Curie schäumte vor Wuth; Leo X. selbst aber nahm die Nachricht mit großer Gelassenheit auf, nannte Luthern einen scharfsinnigen, tüchtigen Kopf, und schrieb die Klagen über ihn dem Neid der Dominikaner zu.

Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen war Anfangs ungehalten über Luther's Predigen gegen den Ablaß gewesen; doch ein merkwürdiger Traum, den er in der Nacht vor dem 31. October hatte, flößte ihm plötzlich Ehrfurcht vor dem Reformator ein. Er hatte einen Mönch gesehen, der mit langer Feder an die Pforte der Schloßkirche zu Wittenberg Worte mit großen Zügen schrieb; die Feder aber war immer weiter gewachsen, bis nach Rom, wo sie an des Papstes dreifache Krone gestoßen und sie wanken gemacht. — Seitdem blieb der Churfürst Luthern fortwährend gewogen, worin er noch durch den Hofprediger Spalatinus und den Generalvicar Staupitz bestärkt wurde. Sprach er sich auch damals noch nicht offen für ihn aus, so unterstützte er ihn doch schon insgeheim.

Luther aber schritt auf seiner Bahn unerschrocken vorwärts und gab eine neue Schrift unter dem Titel „Sermon von Ablaß und Gnade" heraus. Tetzel, der indessen sein Hauptquartier zu Frankfurt an der Oder aufgeschlagen hatte, verfaßte Gegenschriften in den heftigsten Ausdrücken. Ja, er

wagte zu einer Disputation über seine finstern Gegensätze aufzufordern, die jedoch zu seinem großen Nachtheil endigte. Denn ein Student der Theologie, Namens Johannes Knipstrow, trieb ihn im Angesicht von 300 Dominikanern so in die Enge, daß er schmachbeladen vom Kampfplatz schied.

Tetzel ließ darauf Luther's 95 Thesen und den Sermon von Ablaß und Gnade auf offenem Markte verbrennen. Der Augustiner antwortete in einer geharnischten Replik und forderte den Dominikaner zum persönlichen Wettstreit heraus. Tetzel kam nicht, ließ aber seine Libelle in Wittenberg fleißig verbreiten. Die Studenten kauften achthundert Exemplare davon auf und verbrannten sie ebenfalls auf offenem Markte vor einer großen Volksmenge. Luther mißbilligte damals noch diesen akademischen Gewaltschritt, nicht ahnend, daß er selbst einige Jahre später des Papstes eigene Bulle in's Feuer werfen würde. Er wollte nur als gelehrter Theolog mit den Waffen der Wissenschaft gegen seine Widersacher kämpfen.

Dieß that er auch im Frühling des folgenden Jahres 1518 zu Heidelberg, wohin ein Convent der Augustiner ausgeschrieben und auch Luther eingeladen worden war. Er kündigte eine Disputation über vierzig Thesen an, die er Paradoxen nannte. Die theologische Facultät stellte ihm fünf der gelehrtesten Doctoren entgegen, worauf die Disputation in Gegenwart des Pfalzgrafen und vieler andern vornehmen Herren vor sich ging. Luther verfocht mit Kraft und Scharfsinn seine Ansichten vom freien Willen, vom Glauben, von den guten Werken, von der Rechtfertigung und von der freien Gnade Gottes.

Man bewunderte seine Bibelkenntniß, seine Beredsamkeit und das Edle seines Anstandes. Selbst seine Gegner, die sich mit ihm nicht vereinigen konnten, zollten ihm ihre Achtung. Hochgeehrt und sehr zufrieden kehrte Luther von Heidelberg nach Wittenberg zurück.

Tetzel's Ansehen war inzwischen durch seine Niederlagen und Luther's Siege in der öffentlichen Meinung sehr gesunken. Schmachbeladen zog er sich nach Leipzig zurück, wo er verborgen im Dominikanerkloster lebte.

Jetzt aber entstand Luthern ein neuer Gegner in dem gelehrten Doctor Johann Eck, Professor der Theologie zu Ingolstadt, der bisher im freundlichen Vernehmen mit ihm gestanden hatte. Eck war ein Mann von glücklichem Gedächtniß und rhetorischer Gewandtheit, dabei von wildem renommistischen Anstrich in seinem Aeußern. Prahlerei, Ehrgeiz und Ränkesucht waren die Grundzüge seines Charakters. In seiner Streitschrift „Obelisken" warf er Luthern Angriffe auf die Heiligkeit des Papstes, auf die Autorität der Kirche und auf den rechten Glauben vor, schalt ihn einen Hussiten, Ketzer und Aufrührer. Luther vertheidigte sich dagegen in seinen „Asterisken" mit Würde und Nachdruck. Ohne die Achtung gegen Papst und Kirche im Mindesten zu verletzen, hob er den Mißbrauch des Ablasses treffend hervor und schützte sich selbst gegen alle Verdächtigung seiner Orthodoxie.

Kaum war dieser Angriff abgeschlagen, so erfolgte ein zweiter durch den furchtbaren Ketzermeister und Dominikanerprior Hogsträten zu Cöln, den wir schon aus seinen Händeln

mit Reuchlin sattsam kennen lernten. Allen Anstand bei Seite setzend, fiel er den Gegner wie ein beißiges Raubthier an, und forderte den Papst auf, ihn irgend wie zu vertilgen, denn Feuer und Schwert allein könnten die lutherische Ketzerei mit der Wurzel ausrotten. — Luther vergalt ihm mit gleicher Münze, nannte ihn einen groben Esel, verstockten blinden Kopf, unsinnigen Mörder und Bluthund, doch ließ er sich immer noch zu keinem Ausfall auf den Papst selbst verleiten.

Jetzt aber trat ein dritter Gegner auf, der Luthern auf ein neues gefährlicheres Kampffeld hinauslockte, wo es nicht bloß Tetzeln und dem Ablaßkram, sondern dem Papst und seiner Machtvollkommenheit galt.

Sylvester Prierias, päpstlicher Büchercensor, Palastmeister und Prior eines Dominikanerklosters zu Rom, gab eine Schrift unter dem Titel „Dialogen" heraus, worin er Luthern nicht nur mit den gröbsten Verleumdungen überhäufte, sondern auch die Gewalt des Papstes zu einer unerhörten Höhe hinaufschraubte. „Der Papst," hieß es, „vertrete Christi Stelle auf Erden und könne an dessen Statt in Glaubenssachen anordnen, was ihm gutdünke; ja selbst die Aussprüche der heiligen Schrift seien seiner Deutung und Entscheidung unterworfen. Was der heilige Vater verfüge, sei für der Seelen Seligkeit nothwendig, denn er könne nicht irren. Wer das nicht anerkenne, sei ein Ketzer, und Luther möge sich daher erklären, ob er als ein solcher betrachtet sein wolle."

Da zauderte der kühne Augustiner keinen Augenblick, sondern bekannte offen, daß er den Papst für irrthumsfähig halte,

und daß alle Sätze Sylvester's der Bibel durchaus widerstritten. Aber um so hitziger verfocht der Dominikaner seine Ansicht von der göttlichen Statthalterschaft des heiligen Vaters und trieb seinen wahnsinnigen Eifer bis zu der Behauptung: „Ein wahrer, förmlich gewählter Papst könne weder von einem allgemeinen Kirchenconcilium, noch von der ganzen Welt abgesetzt werden, und wenn er auch so viel Aergerniß gäbe, daß er ganze Völker mit sich zum Teufel führte."

Jetzt ergrimmte Luther im heißen Zorn und sprach in seiner Antwort, alle Scheu vor dem Kirchenoberhaupt vergessend, die donnernden Worte: „Lehrt man frei und öffentlich dermaßen zu Rom mit Wissen und Erlaubniß des Papstes und der Cardinäle, wie ich nicht hoffe, so sage und bekenne ich öffentlich mit dieser Schrift, daß der wahrhaftige Antichrist sitze im Tempel Gottes und regiere zu Rom als in der rechten Babylon, bekleidet mit Scharlach und Rosenfarbe, und daß der römische Hof des Satans Synagoge und Schule sei. Selig ist Griechenland, selig ist Böhmerland, selig sind Alle, die sich abgesondert haben und gegangen sind von ihr; verflucht aber sind Alle, die mit ihr Gemeinschaft halten. Ich bekenne und bezeuge, daß, wofern der Papst und die Cardinäle jenes unverschämte Lästermaul des Satans nicht zum Schweigen und Widerruf bringen, ich es hinfort nicht mehr mit der römischen Kirche halten, sondern sie verlassen und verläugnen will, sammt dem Papst und den Cardinälen, als den Gräuel der Verwüstung!"

Das Losungswort zum Abfall von Rom war nun ge-

sprochen, und Luther's Feinde jubelten über den tobenden Ausbruch seines Zorns. Jetzt hatten sie das Mittel in der Hand, den Papst zu entscheidenden Maaßregeln gegen den kühnen Mönch anzuspornen; es galt der Behauptung der hierarchischen Machtvollkommenheit. Alle Machinationen wurden in Bewegung gesetzt, um Leo, der eine gewisse Achtung vor dem gelehrten und freimüthigen Augustiner hegte, zum Verderben desselben aufzuregen. Leo aber legte seinem Palastmeister Prierias Stillschweigen auf und verordnete den Augustinergeneral Gabriel von Venedig zur Prüfung der lutherischen Meinungen.

Auch Luther hatte noch immer viel Zutrauen zu Leo's großartiger Persönlichkeit. Er erschrak, als ihm die verwegene Aeußerung entflohen war, und suchte sich durch eine Erläuterung seiner 95 Thesen, unter dem Titel Resolutionen, wieder in gutes Vernehmen mit dem heiligen Vater zu setzen. Aber der Geist der Reformation wirkte unwillkürlich in ihm fort und ließ ihn, wenn auch mit Bescheidenheit, das Gesagte auf's Neue wiederholen. Offen bekämpfte er die Gebrechen der Kirche, verwarf die Lehre vom Ablaßschatz und bestritt die absolute Gewalt des Papstes. „Daß ich es kurz und getrost heraus sage," spricht er, „die Kirche hat eine Reformation vonnöthen, und das ist weder das Werk eines einzelnen Menschen, wie des Papstes, noch vieler Cardinäle, wie das letzte Concilium ausgewiesen hat. Die Schlüssel werden gemißbraucht und müssen dem Geld- und Ehrgeiz dienen. Der Damm hat ein Loch bekommen und es

steht nicht bei uns, die ausbrechende Fluth aufzuhalten." Dabei spricht er aber von Leo X. selbst mit der größten Achtung, nennt ihn einen trefflichen Papst, an dessen Aufrichtigkeit Niemand Zweifel hege, und bedauert ihn, daß er in einer so schlimmen Zeit der Verwirrung auf dem Stuhle Petri sitzen müsse. In seinem an Leo selbst gerichteten Sendschreiben unterwarf sich sogar Luther demüthig der päpstlichen Entscheidung, obschon er kurz vorher sich gegen einen Widerruf seiner Sätze erklärt hat: „Eure Heiligkeit," sagt er, „handle mit mir nach ihrem Gefallen. Bei eurer Heiligkeit steht es, meiner Sache ab= oder zuzufallen, mir Recht oder Unrecht zu geben, mir das Leben zu schenken oder zu nehmen. Es gerathe nun, wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß eurer Heiligkeit Stimme Christi Stimme sei, der durch sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht zu sterben."

Man sieht hieraus, wie sehr noch immer in Luther die alte historische Ehrfurcht vor dem geheiligten Oberhirten der Christenheit mit dem kühnen Neuerungsgeist des 16. Jahrhunderts kämpfte und wie fest er noch auf Leo's unpartheiische Redlichkeit baute. Hätte der Papst diese Stimmung benutzt, hätte er den bittenden Augustiner mit Schonung behandelt und seine Sache persönlich entschieden, hätte er sich selbst sofort an die Spitze der unabweisbaren Reformation gestellt, der unheilbare Riß der Kirche hätte noch vermieden werden können. Anders wollte es das Verhängniß. Ehe noch Luther's Schrift und Brief in Rom eintrafen, war es bereits den Dominikanern

gelungen, den Papst zur Berufung einer neuen Untersuchungs-commission zu bewegen, in welcher Sylvester Prierias, des Reformators Todfeind, eine Hauptrolle spielte. Rasch waren die Prüfenden mit der Untersuchung der Lehre des Augustiners zu Stande gekommen und hatten ihm durch ein päpstliches Breve den sofortigen Widerruf oder das Erscheinen zu Rom binnen 60 Tagen, bei Vermeidung der Strafe des Bannes, aufgegeben.

Da ward Luther plötzlich wieder andern Sinnes. Die Ernennung des Prierias zum Untersuchungsrichter ließ ihn augenscheinlich das Schicksal des Johannes Huß in Rom befürchten. Er fühlte, daß er sein der Sache der Menschheit geweihtes Leben nicht muthwillig vor der Zeit opfern dürfe. Er ließ daher seinen Churfürsten, der gerade damals auf dem Reichstage zu Augsburg anwesend war, um seine Vermittelung bei dem Papst wegen Abwendung der Citation nach Rom bitten. Nur in Deutschland und von frommen, unpartheiischen Männern wollte er gerichtet sein.

Bis hierher haben wir den Reformator auf seiner welthistorischen Bahn begleitet. Wir unterbrechen hier den fernern Bericht seiner Schicksale, um ihn bald wieder in Augsburg aufzunehmen. Für jetzt aber eilen wir wieder zu unserm Ulrich von Hutten, den wir auf der Reise nach Berlin verlassen haben und den wir jetzt zu einem andern Helden der großen Bewegungszeit führen wollen.

Funfzehnte Schilderung.

Franz von Sickingen.

Hutten hatte seine Sendung bei dem Churfürsten von Brandenburg erfüllt und kehrte mit dessen Gegenaufträgen durch Sachsen nach Mainz zurück. Ueberall vernahm er die Kunde von dem großen Ereigniß in Wittenberg und überall zeigte sich ihm der lebhafte Zwiespalt der für und wider die neuen Lehrmeinungen sich bildenden Partheien. Daß man sich gegen den römischen Ablaß aufzulehnen begann, machte dem deutschen Patrioten Freude; an den übrigen Religionsansichten des Reformators aber nahm er keinen Antheil, da er gegen alles von Mönchen Ausgehende eine entschiedene Abneigung hatte. Dazu kam noch, daß ihm, dem Freiheitstarken, Luther's augustinische, den Werth der freien That herabsetzende Willenslehre ganz besonders mißbehagte. Wie wenig noch damals Hutten ein warmer Freund Luther's war, sieht man deutlich aus einem seiner Briefe an den uns bekannten Grafen von Nüenar zu Cöln. Hören

wir, wie er sich darin über die beginnende Reformation ausspricht*).

„Neuerlich ist auch, was du vielleicht noch nicht weißt, zu Wittenberg in Sachsen eine Parthei wider das Ansehen des Papstes aufgestanden; eine andere dagegen vertheidigt den Ablaßhandel. Der Streit wird von beiden Seiten mit großer Kraftanstrengung geführt. Mönche sind die Feldherren, welche die Schaaren gegeneinander zum Kampf führen. Heftig, zanklustig und hartnäckig, wie sie sind, schreien sie sich an, lärmen, heulen und beschuldigen das Schicksal. Zuletzt haben sie sich mit Eifer auf das Schreiben gelegt, und es scheint, daß die Sache ein gutes Geschäft für den Buchhandel werden wird. Man verkauft Lehrsätze, Corollarien, Schlüsse und Artikel, die schon so Manchen verderblich geworden sind. So werden sie sich hoffentlich gegenseitig den Untergang bereiten. Als mich selbst neulich ein Bettelmönch genauer von dem Handel unterrichtete, gab ich ihm zur Antwort: „Vernichtet nur darauf los, damit ihr endlich alle von einander vernichtet werdet!“ Wahrlich, das ist mein Wunsch, daß unsere Feinde sich auf das Aeußerste entzweien und auf das Hartnäckigste unter sich selbst aufreiben mögen.“

Kaum in Mainz angelangt und der Pflicht der Berichterstattung an den Erzbischof ledig, nahm Hutten sogleich Urlaub nach Ebernburg, um sein dem Sickingen verpfändetes Wort zu lösen. Die kurze Fehde wider den Landgrafen von

*) Man sehe den historischen Anhang zu Band II.

Hessen hatte bald zu einem ehrenvollen Vertrage für den Ritter geführt, der nun in seinem Lieblingsschloß auf seinen Lorbeern ruhte.

In einem der schönsten Gaue des herrlichen Rheinlands, im wildromantischen Nahegau, wo der Donnersberg, der Rheingrafenstein, der Landstuhl und so viele andere Riesensöhne der Erde ihre altergrauen Stirnen erheben, lag auch auf steilem Felsenthron eine der Hauptvesten der Freiherren von Sickingen, die stolze Ebernburg. Zerstreute Trümmermassen, deren vierzehnfüßige Stärke uns noch jetzt mit Bewunderung erfüllt, sind Alles, was an die einstige Größe dieses denkwürdigen Rittersitzes mahnt. Damals aber ragten im weiten Umkreis die kolossalen, mit Wartthürmen reichdurchsetzten Ringmauern, innerhalb deren der Zwinger mit seinen vielen Wirthschafts- und Vorrathsgebäuden sich befand, den eine zweite Mauer und der Wallgraben wieder vom innersten Kreise trennten, wo sich das eigentliche Burgschloß mit seinem Berchfrit erhob.

Als Hutten vor dem Thore des am Fuße des Felsens liegenden Städtleins hielt, bemerkte er über demselben einen in Stein gehauenen Eber, der noch jetzt dem Wanderer als Wahrzeichen entgegentritt.

„Was deutet der Eber hier?“ fragte Hutten den Thorwächter.

„Mit dem Eber hat es seine eigene Bewandtniß,“ war die Antwort. „Einst vor vielen hundert Jahren wurden Stadt und Schloß von einem übermächtigen Feinde belagert, der

die Besatzung endlich fast durch Hunger zur Uebergabe gezwungen hätte, wäre nicht dem Burgherrn noch zu rechter Zeit eine schöne Kriegslist beigefallen. Ein gewaltiger Eber, das letzte Proviantstück der Eingeschlossenen, ward auf den Burgwall geführt und im Angesicht des Feindes zum Schlachten niedergeworfen; doch war es ein eitel Spiel, denn das Thier kam lebendig wieder in seinen Stall und ward noch zwei — drei — vier Mal auf dieselbe Weise wieder hervorgeholt und scheinbar geschlachtet. Da verzweifelte der Feind, die Veste auszuhungern und zog glücklich getäuscht davon. Darum nun ist Burg und Stadt seitdem die Ebernburg genannt und der Eber hier am Thor in Stein ausgehauen worden."

„Gott schütze Ebernburg vor einer zweiten solchen Bedrängniß!" sprach Hutten, und lenkte sein Roß den Felsweg hinan.

In der weiten Fensterbrüstung seiner festgewölbten Kemmenate*) saß Ritter Franz von Sickingen und ihm gegenüber ein langer hagerer Mann in den fünfziger Jahren mit einem klugen ausdrucksvollen Gesicht. Tiefe Furchen in Stirn und Wangen ließen ein sorgenvoll bewegtes Leben ahnen, aber entschlossener Muth und beharrliche Ausdauer waren zugleich in dem ausgearbeiteten Antlitz zu lesen. Es war Balthasar Slör, einst öffentlicher Notar und Geschäftsträger des Bischofs zu Worms, jetzt treuer Geheimschreiber des Burgherrn**). Beide Männer

---

*) Ritterliches Wohnzimmer.

**) Man vergleiche die zweite Schilderung dieses Bandes.

sind im eifrigen Gespräch begriffen. Bevor wir jedoch unsern Hutten in ihre Mitte führen, laßt uns vorher noch einen raschen Ueberblick von Sickingen's bisherigem Leben gewinnen.

Franz von Sickingen ward am ersten Tage des Märzmonats 1481 zu Sickingen, der Stammburg seines Hauses, geboren. Das Geschlecht der Sickingen, das seinen ritterlichen Ursprung bis in's 10te Jahrhundert zurückführt, war eines der mächtigsten in den Rheinländern und stand besonders mit dem Churhause Pfalz in enger lehnsmännischer und freundschaftlicher Verbindung. Am höchsten war das Ansehen des Hauses unter Herrn Schweikard von Sickingen, Franzens Vater, gestiegen, der allerdings nicht immer die rechtlichsten Mittel zur Erreichung seiner Zwecke in Anwendung brachte. Denn beständige Befehdungen von Städten und Klöstern mußten ihm den Weg zur Erweiterung seiner Güter und Reichthümer bahnen. Dadurch ward er bei dem bürgerlichen, wie bei dem geistlichen Stande gleich verhaßt und bereitete seinen Untergang vor, den er in der großen landshuter Fehde gefunden hat. Als ein treuer Anhänger des Churhauses Pfalz diente er diesem gegen den Kaiser und die mit ihm verbündeten Fürsten. Nachdem Maximilian den vollständigsten Sieg davon getragen und auf dem Reichstage zu Cöln (1505) die Entscheidung des Erbschaftstreites zwischen Baiern und Churpfalz zum Nachtheil der letztern ausgesprochen hatte, so liefen von allen Seiten Klagen gegen Schweikard von Sickingen als Landfriedensbrecher und gewaltsamer Raubritter ein.

Maximilian, der ein abschreckendes Beispiel für nöthig hielt, erkannte wider ihn das Todesurtheil, und das Haupt des mächtigen Burgherrn fiel vom Richtschwert. Seine Güter aber verblieben sämmtlich seinem Sohne Franz, der, trotz des strengen Blutspruchs, den gerechten Richter im Kaiser ehrte und drei Jahre später tapfer in dessen Heere wider die Venetianer focht. Auch Maximilian faßte für den jungen Sickingen sogleich eine väterliche Zuneigung und entließ ihn reichbelohnt nach beendigtem Feldzuge.

Franz von Sickingen hatte schon frühzeitig ungewöhnliche Anlagen entwickelt. Sein Vater, ein wohlerfahrner Astrolog, hatte dem Kinde kurz vor der Geburt das Horoskop gestellt und in den Gestirnen gelesen: „Es werde ihm ein Sohn geboren werden, der auf dem Erdreich wunderliche Zeit haben und in der Welt ein treffliches Ansehen bekommen, dessen Ende aber beschwerlich sein würde." Erfüllt von Ahnungen der künftigen Schicksale seines Sohnes, gab ihm der Vater nach bester Kraft und Wissen eine sorgfältige Erziehung, unterrichtete ihn selbst in allen ritterlichen Künsten, so wie in des Landes Gesetzen und Gewohnheiten, und ließ ihn von seinen beiden gelehrten Hausfreunden, dem Theologen Geiler von Kaisersberg und dem Juristen Johann Reuchlin in der Historie, Physika, Philosophie und andern ehrsamen Wissenschaften fleißig instruiren. Auch die Liebe zur Astrologie, Alchemie und Magie hatte er vom Vater geerbt, und, von Durst danach getrieben, in späterer Zeit (1507) Umgang mi

dem berühmten Naturforscher und Geheimkünstler Doctor Faust gehalten*).

Nach der Rückkehr vom italienischen Feldzuge entwickelte sich immer mehr Sickingen's edle, großartige Tendenz, ein Schützer der Bedrückten und ein Wiederhersteller gekränkter Rechtszustände zu sein. So sehr Bauern und Bürger Herrn Schweikard gehaßt und gefürchtet hatten, so sehr liebten und ehrten sie dagegen Franzen als ihren freundlichen Schirmherrn. Auch die kleinen bedrängten adeligen Vasallen fanden in ihm stets einen tapfern Vertheidiger gegen ihre übermächtigen fürstlichen Lehnsherren.

So gewann er in allen Ständen der Nation einen volksthümlichen Namen und Charakter. Die Patrioten blickten schon damals mit froher Hoffnung auf ihn hin. Er war in der That eine merkwürdige Doppelgestalt, von einer Seite noch durch und durch Ritter des Mittelalters, mit aller abenteuerlicher Fehdelust, mit allem stolzen Selbstgefühl, mit allem übermüthigen Trotz seines Standes ausgerüstet, von der andern ein Verfechter der anbrechenden Neuzeit, der für Handhabung von Recht und Billigkeit, für Verbesserung des Looses der unterdrückten Volksklassen kämpfte.

Neben mancher Härte und Schroffheit im öffentlichen Auftreten bot Sickingen die liebenswürdigsten Charakterseiten in seinem Privatleben dar. Vielen Einfluß hierauf übte seine treffliche Gattin Hedwig von Flersheim, die ihm drei blühende

---

*) S. d. histor. Anhang z. Bd. II.

Söhne und eben so viel Töchter gebar, und mit welcher er in zehnjähriger glücklicher Ehe bis 1515 lebte. Ihren Tod hat er bis an sein Ende betrauert und sich in kein zweites Ehebündniß eingelassen.

Sickingen war ein musterhafter Gatte, Vater und Freund; kein Flecken haftet auf seinem sittlichen Leben. Auch bei seinen Dienstmannen hielt er auf Anstand im Hause und verbot ihnen namentlich das übliche Fluchen und Lästern.

Der erste wichtige Wendepunkt in Sickingen's politischem Leben war seine Verwickelung in die Wormser Fehde, worüber wir unsern Lesern bereits früher das Nöthige mitgetheilt haben*). Vom Stadtrath zu Worms waren Ungerechtigkeiten gegen die gemeine Bürgerschaft verübt worden. Balthasar Slör, einer der Gekränkten, hatte sich in Sickingen's Schutz begeben und ihm seine Schuldforderung an den Magistrat abgetreten. Der Ritter, der dem Stadtrath an sich übel wollte, hatte die Sache Slör's zu seiner eigenen gemacht, und, was er mit Güte nicht erlangen konnte, durch Gewalt der Waffen zu erzwingen gesucht. So war die hartnäckige Fehde entbrannt, von deren Fortsetzung der kühne Ritter umsonst durch das zu Worms sitzende Reichskammergericht abgemahnt wurde. Maximilian hatte ihn, obschon mit innerem Widerstreben, in die Acht erklären und dem Wormser Magistrat Hülfsvölker schicken müssen. Sickingen war hierdurch nach dreijährigem

*) Man vergleiche die zweite Schilderung dieses Bandes.

Kampf (1515) zur Aufhebung der Belagerung genöthigt und auf kleine Neckereien beschränkt worden.

Bald aber bot sich ihm ein neuer großartiger Schauplatz für seine Thätigkeit dar. Franz I., der junge ehrgeizige König von Frankreich, richtete sein Augenmerk schon auf den künftigen Besitz des deutschen Kaiserthrons, der durch den Tod des alternden Maximilian bald erledigt werden konnte, und suchte im Stillen die Churfürsten und andere große Reichsstände für seinen Plan zu gewinnen. Als Vermittler hierzu gebrauchte er besonders die Mitglieder des mächtigen Dynastenhauses von der Mark, das sowohl in Frankreich, als in den Niederlanden große Besitzungen inne hatte. Robert von der Mark, der Aelteste des Geschlechts, war Herzog von Bouillon und machte in dieser Eigenschaft sogar auf Souveränetätsrecht Anspruch. Sein ältester Sohn, der Marquis von Fleuranges, erwarb sich als Marschall von Frankreich durch Tapferkeit und Feldherrntalent hohe Verdienste um die französische Krone. Robert's Bruder Erhard dagegen, Bischof von Lüttich, war ein gewandter Diplomat und stieg in der Folge zur Kardinalswürde.

Schon hatte Franz I. seine Absicht bei manchem deutschen weltlichen und geistlichen Fürsten erreicht; aber es galt ihm nun auch, die wichtigsten Persönlichkeiten des Ritterstandes für sich einzunehmen, und unter diesen ragte vor allen der mächtige, muthige und kriegserfahrene Sickingen hervor. Ein verschlagener französischer Emissär, Peter Buisson, der den Ritter in Heidelberg kennen lernte, schlug ihm ein Schutz- und

Trutzbündniß mit dem Hause von der Mark vor, welches schon längst die größte Achtung für ihn gehegt und eifrig nach einer engern Verbindung mit ihm getrachtet habe. Sickingen, der sich in der Reichsacht befand und dem daher jeder fremde Anlehnungspunkt erwünscht sein mußte, schlug freudig ein und fand bald Gelegenheit, sein Wort zu halten.

Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, ward in eine Fehde mit Anton II., Herzog von Lothringen, verwickelt. Der deutsche Ritter eilte seinem Bundesgenossen alsbald mit 2000 Reitern und 6000 Landsknechten zu Hülfe, erfocht den entscheidendsten Sieg, vermittelte den Frieden, und gewann sich sogar am Besiegten einen neuen Freund und Verbündeten. So groß war der Einfluß von Sickingen's überwiegender und zum Herrschen bestimmter Persönlichkeit.

Jetzt war die Begierde des französischen Königs nach dem Besitz des gewaltigen Ebernburgers noch höher gestiegen, und er säumte nicht, eine förmliche Einladung in's Hoflager an denselben zu erlassen. Sickingen's Reise durch Frankreich glich einem Triumphzuge. In Sedan fand er den Herzog Robert von Bouillon und den Marquis von Fleuranges. Letzterer führte ihn durch die vornehmsten Städte des Landes, wo ihm überall der ehrenvollste Empfang zu Theil ward. Noch glänzender war seine Aufnahme im Hoflager zu Amboise, wo der König ihm in prachtvoller Versammlung den Feldherrnstab ertheilte, ihm eine goldene Gnadenkette von 3000 Thalern an Werth um den Hals hing und ihm die schriftliche Zusicherung eines Jahrgehaltes von 5000 Franken

einhändigte. Sickingen nahm die huldvollen Gaben des ritterlichen Königs mit geschmeicheltem Selbstgefühl an und trat förmlich in dessen Dienste.

Die großen Herren und Damen von Franzens Hofe fanden den freimüthigen und heldenkühnen deutschen Ritter ganz hinreißend, die Staatsmänner bewunderten seinen politischen Scharfblick und sein gewandtes Unterhändlertalent.

Kaum war Sickingen nach Deutschland zurückgekehrt, so ward er schon wieder in einen neuen Kampf verwickelt. Die Bürger der wichtigen Stadt Metz in Lothringen waren, gleich denen von Worms, durch ihre aristokratischen Rathsherren hart bedrückt und in ihren Rechten verletzt worden. Auch eigene Verwandte des Ritters hatten Unbilden und Kränkungen von dem Magistrat erfahren. Die Bedrängten riefen den starken Ebernburger zur Beschirmung ihrer Freiheit auf, und er ließ nicht auf sich warten. Mit einem stattlichen Heer von 2000 Reisigen und 17,000 Landsknechten rückte er vor Metz, verwüstete die Güter der Aristokraten und drohte mit stürmender Einnahme der Stadt, wenn nicht den Verletzten voller Schadenersatz gewährt, die Geächteten heimberufen und zu Ehren gebracht, ihm selbst aber 30,000 Goldgulden Brandschatzung und ein Monatssold für sein Heer geleistet würde. Der stolze Magistrat von Metz mußte sich unterwerfen, zumal da auch die Herren von der Mark ihrem Bundesgenossen die vertragsmäßigen Hülfstruppen schickten, und der furchtbare Sickingen zog abermals siegreich davon.

Noch immer aber lastete die Acht und Aberacht in Deutschland auf ihm und noch immer waren seine Wormser Händel nicht beigelegt. Doch schon sehnte sich Kaiser Maximilian, wie wir in Augsburg vernahmen*), nach einer Aussöhnung mit dem mächtigen Adelsführer, den er in dem bevorstehenden Rachekriege gegen Herzog Ulrich von Würtemberg zu gebrauchen dachte. Die drei Churfürsten von der Pfalz, von Mainz und von Brandenburg wurden zu Schiedsrichtern in den Wormser Streitigkeiten ernannt. Sickingen erschien auf die Vorladung der drei ihm befreundeten Fürsten, und ließ sich zur Eingehung eines zweijährigen Waffenstillstandes bewegen, während dessen man die völlige Schlichtung der obwaltenden Wirren zu erzielen hoffte.

Bald darauf war die Fehde mit Hessen entbrannt, bei deren Anfang wir Sickingen mit Hutten sich begegnen sahen. Nach einer kurzen Belagerung der landgräflichen Residenz Darmstadt hatte auch dieser Feldzug zu einem für den Ebernburger rühmlichen und vortheilhaften Vertrage geführt**). Höher, als jemals, war jetzt sein Ansehen gestiegen, der ganze Ritterstand blickte mit Stolz auf ihn, als seinen würdigsten Vertreter, und riesenhafte Pläne für die Zukunft mochten schon damals von den eifrigsten Freunden auf seine Person gebaut werden. Auch Balthasar Slör, der sich dem Ebernburger mit Leib und Seele verschrieben hatte, gehörte unter

*) S. die zehnte Schilderung dieses Bandes.

**) S. den histor. Anhang zu Bd. II.

ihre Zahl, und Sickingen mochte den treuen Geheimschreiber gar wohl leiden.

„Wie groß und herrlich steht ihr jetzt in Deutschland da, mein edler Herr,“ begann Slór zu Sickingen gewendet; „wie mächtig werdet ihr durch euern letzten Sieg auf's Neue in König Franzens Gunst emporsteigen! Welche kühne Bedingungen dürft ihr nun daran knüpfen, wenn ihr seinen Wünschen ferner dienen, wenn ihr ihm einst die deutsche Kaiserkrone verschaffen sollt! Wohl dürftet ihr selbst einen Herzogs- oder Churhut für euch in die Wagschale werfen!“

„Still, still, mein alter treuer Slór,“ entgegnete Sickingen, ihm gutmüthig auf die Schultern klopfend, „singe mir nicht aus lauter Liebe beständig dein süßes Locklied vor. Glaube mir, der Ehrgeiz ist eine arglistige Natter, die in jedes Menschen Brust schläft und mit der nicht zu scherzen ist. Aufrichtig gesagt, ich bin das französische Bündniß schon von Herzen überdrüßig, und sehne mich nach ehrlich deutschem Ritterdienst für Kaiser und Reich zurück. Die Franzosen meinen's doch nicht treu mit uns, so wenig, wie die Welschen, und möchten uns gern durch unsern eignen Zwist und Hader den Untergang von unsers Reiches Macht und Freiheit bereiten. König Franz meint's auch mit mir selbst nicht ehrlich. Als ich mir neulich zur Metzer Fehde von ihm tausend Reiter als Zuzug ausgebeten, schlug er mir's unter allerlei Vorwand rund ab; und hätten mir der Berlichingen, der Kronberg und andere meiner alten guten Gesellen nicht an die

zwölfhundert Reisigen zugeführt, ich hätte mit Schimpf und Schande in meiner Sache bestehen müssen."

„Hat euch nicht König Franz zu hohen Ehren gebracht, während Kaiser Max euch in des Reiches Acht und Aberacht erklärt hat?"

„Ja, um mich für seine Zwecke zu angeln, damit ich den deutschen Fürsten und Rittern begreiflich machte, es könne wohl auch einmal die alte glorreiche Krone der Ottonen und Hohenstaufen auf dem Haupte eines Bourbon sitzen. Dann würde das ehrliche Deutschland zum Knecht des schönen Frankreichs herabsinken. Als eroberte Provinz würden sie uns betrachten, denn der Franzose hält uns nur für rohe Barbaren, die tief unter ihm stehen."

„Ihr könntet aber doch einstweilen von der Gunst des französischen Königs den möglichsten Nutzen für euch ziehen und dann immer wieder zu Deutschlands Besten handeln, wenn es die Gelegenheit fügt."

„Ich mag nicht falsches Spiel treiben, Elör. Will mich Kaiser Max wieder zu Gnaden annehmen, so schlag' ich mit Freuden ein und bin wieder dem Reiche mit Leib und Seele eigen."

„Wenn nur das Reich selber noch lange ein Reich bleibt! Mir ist, als wolle sich Alles aus den alten Fugen geben."

„Deutschland hat noch viel wackere treue Männer, die es gut mit seiner Kraft und Freiheit meinen."

„Gestrenger Herr," sprach anmeldend der Pförtner, „Ritter

Ulrich von Hutten aus Mainz begehrt Einlaß zu freundlicher Zwiesprach."

„Ha, Slör," sagte Sickingen freudig überrascht, „da sollst du einen Mann sehen, der das Reich nicht fallen lassen wird. Führt ihn sogleich herein zu mir."

„Da bin ich, Franz," sprach, die Arme ausbreitend, Hutten.

„Mein Ulrich!" rief Sickingen, ihm an die Brust stürzend.

Da standen sie nun neben einander, Arm in Arm verschlungen, wie zwei edle Eichbäume. Franz mußte erzählen von seinen Fahrten und Thaten, und Hutten hörte ihm zu, wie ein lehrbegieriger Schüler.

„Nun bin ich fertig," sprach Sickingen, als er seinen Bericht bis auf die neuesten Ereignisse fortgeführt hatte. „Jetzt an dir die Reihe, Ulrich."

„Morgen, theurer Franz," antwortete Hutten, „doch heute laß uns von unsers lieben Deutschlands Lage und Zukunft sprechen, was uns ja beiden warm am Herzen liegt."

„Das Reich ist in bedenklicher Lage," sprach Sickingen. „Die Säulen wollen nicht mehr des Tempels Kuppel tragen, wollen jede gern selbst ein Tempel sein. Nun, du verstehst mich, die Fürsten streben nach Landeshoheit, wollen europäische Potentaten und nicht mehr deutsche Reichsstände sein. Will der Kaiser irgend etwas Großes für Deutschlands Macht und Ehre beginnen, so lassen sie ihn gewiß im Stiche. Da zieht sich dann der Kaiser auch wieder vom Reiche zurück und denkt nur an Vergrößerung seiner Hausmacht."

„Und dabei kommt Deutschlands Kraft und Einheit an

den Rand des Verderbens," fuhr Hutten fort. „Aber noch bleibt dem Kaiser eine starke Doppelmacht, die Ritterschaft und die Reichsstädte. Beide werden in ihren Rechten und Freiheiten von den Fürsten bedroht, beide müssen es mit dem Kaiser halten. Der Ritterstand zumal erkennt im Kaiser sein altehrwürdiges Oberhaupt, seinen höchsten Lehnsherrn und Anführer. Wir sind des Reiches geborner Kriegerstand zu Roß, danach heißen wir und danach müssen wir handeln."

„Wollte Gott, wir wären einig," sagte der Ebernburger, ernst vor sich hinblickend.

„Laß mich offen sein, Franz," entgegnete Hutten rasch.

„Rede!"

„Mir gefällt dein französisches Bündniß nicht."

„Mir auch nicht. Wie aber, wenn der alte Hausherr den treuen Wächterhund vom Hofe jagt und ihn den Wölfen und Bären Preis giebt, muß er sich nicht alsdann einen neuen Gebieter suchen? Ich ward geächtet, Ulrich."

„Maximilian wünscht dich jetzt in seinen Dienst zurück," antwortete Hutten mit Wärme, „glaube mir, Sickingen, er hat große Dinge mit dir im Sinne."

„Dann bin ich auch gern wieder der Seinige."

„Halte den Gedanken fest, Sickingen, sei wieder eine Stütze des deutschen Landes, das mit Stolz auf dich hinblickt. Um den alten Reichsadler müssen sich wieder alle Edle und Kräftige sammeln, damit er alle Deutsche wieder unter seinen starken Flügeln schirme und sie zum Schrecken der Feinde nach Außen führe."

„Also sei es," rief eintretend eine hohe ritterliche Gestalt, „Alles für Kaiser und Vaterland!"

„Ha, Philipp, du hier?" fragte Sickingen freudig überrascht und umarmte den Angekommenen, in welchem wir seinen Schwager, Philipp von Flersheim, den Bruder der verstorbenen Hedwig und einen der treuesten Freunde des Ebernburgers, kennen lernen.

„Wichtige Botschaft, lieber Schwager," rief er ihm entgegen, „ich komme geradenweges aus dem Hoflager zu Inspruck, wo ich deinen Frieden mit dem Kaiser auf gute Fährte geleitet. Die Acht und Aberacht wird bald am längsten auf dir gelastet haben."

„Das gebe Gott!" antwortete Sickingen, dem die Freude aus den dunkeln Augen leuchtete.

„Ich steckte mich hinter deinen alten Gönner, den Minister Renner," fuhr Flersheim fort, „und ließ mir durch ihn eine Audienz beim Kaiser auswirken. Als ich dem Alten nun einmal gegenüberstand und ihm deinen Handel mit den Wormsern klar und offen darlegen durfte, da kam alles bald auf gute Wege und Maximilian sprach freundlich: „Wenn die Sache sich wirklich so verhalte, wie ich sie ihm soeben vorgetragen, so möchte derselben schon noch guter Rath gefunden werden." Da bekräftigte ich ihm die Wahrheit meiner Behauptungen feierlichst und erbot mich, dich mit seiner Majestät Bewilligung und Geleit zu persönlicher Zwiesprach nach Inspruck zu stellen."

„Ha, das war gut," unterbrach ihn Sickingen rasch, „und der Kaiser?"

„Bezeigte seine volle Zufriedenheit damit."

„Und gab er das sichere Geleit?"

„Als ich ihm für gnädige Zusage dankte und um die förmliche schriftliche Ertheilung des Salvus-Conductus bat, legte mir der Kaiser seine Rechte mit den Worten auf die linke Brust: „„Ziehe hin, wir wollen dir und Franzen von Sickingen Geleites genug sein, und demselben, wenn er auf unsere Treue und Glauben erscheint, nicht allein kein Leid an seinem Leib und Gut zufügen, sondern ihm auch alle Huld und Gnaden beweisen."

„Ich komme, Flersheim, ich komme mit dir nach Inspruck, so wahr ich Franz von Sickingen heiße," sprach er entschlossen, dem Schwager den ritterlichen Handschlag gebend.

„Freue dich, Deutschland, du hast deinen Sickingen wieder!" rief Hutten mit lautem Jubelton.

In raschem Ritte legte Sickingen mit Flersheim die Reise vom Rhein nach Inspruck zurück, wo er von einem glänzenden Gefolge von Grafen und Rittern in seine Herberge geführt wurde. Noch am Abend des nämlichen Tages ward er für den nächsten Morgen zur Audienz beim Kaiser bestellt. Als er sich in die Pfalz verfügt hatte, fand er niemand bei Maximilian, als seinen Freund, den Minister Renner.

Der Ritter wollte einen Fußfall thun, der Kaiser aber hielt ihn bei der Achsel zurück und sagte: „Nein, nein, Franz,

es bedarf dessen nicht; denn wir befinden, daß nur ein Mißverstand zwischen uns gewesen ist."

Sickingen, durch diese huldvolle Aufnahme ermuthigt, rechtfertigte nun seinen Handel mit den Wormsern in einer klaren und gewandten Vertheidigungsrede. Als Maximilian sie angehört, sprach er lächelnd:

„Nun, nun, Franz, was geschehen ist, ist geschehen. Ich will dir fürder ein gnädiger Kaiser sein. Wir haben dich auch dieser Verantwortung halber nicht hierherfordern lassen. Herr Renner, der hier gegenwärtig, hat Befehl, dir anzuzeigen, was wir anjetzo von dir begehren. Wir verhoffen, du werdest dich darin willfährig zeigen." Damit reichte er ihm die Rechte als Zeichen der Versöhnung und entfernte sich.

Die beiden Puncte, um die es sich handelte, waren die Vertauschung des französischen Dienstes mit dem kaiserlichen und das Versprechen, dem Kaiser und dem schwäbischen Bunde in dem bevorstehenden Kriege wider Herzog Ulrich von Würtemberg angemessenen Zuzug zu leisten.

Franz von Sickingen verstand sich zu beiden Bedingungen, und stellte darüber die gewünschten Urkunden aus. Er sagte sich hiermit vom Dienstverhältniß zum König von Frankreich völlig los und trat mit ehrenwerthem Jahrgehalt in den Kriegsdienst Kaiser Maximilian's. Freudig und stolz auf diesen glücklichen Ausgang seines Handels, kehrte der Ritter auf seine Ebernburg zurück, wo ihn Kinder und Verwandte mit lautem Frohlocken in Empfang nahmen.

Sechzehnte Schilderung.

Der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1518.

In den Straßen von Augsburg wogte das Gewühl der Einheimischen und Fremden, die aus allen deutschen Gauen zur ausgeschriebenen Reichsversammlung zusammenströmten. Zwei Hauptgegenstände waren es, welche die allgemeine Aufmerksamkeit und Erwartung in Anspruch nahmen: der vom Kaiser und Papst beabsichtigte Vernichtungskrieg gegen die Osmanen, die alten, übermächtig gewordenen Erbfeinde der Christenheit, und die bevorstehende Wahl eines römischen Königs, als Nachfolgers des bejahrten Maximilian. Ein dumpfes Gerücht ging durch das Volk, daß der Kaiser bald das Zeitliche segnen werde; denn eine grauenvolle Sonnenfinsterniß, die der berühmte Mathematikus Georg Tannstetter zu Wien längst vorausgesagt, war nun am siebenten Juli mit Tag und Stunde wirklich eingetroffen und hatte die Geburts-Constellation Maximilian's berührt. Zu gleicher Zeit war die große schöne Singerstraße daselbst von einer furchtbaren Feuersbrunst ganz in Asche gelegt worden. Tannstetter hatte schon vor sechs Jahren aus jener bevorstehenden

Eklipse den Tod des Kaisers gegen den geheimen Rath Cuspinian und den Hofrentmeister Sauer verkündigt, und Maximilian, zu dessen Ohren das Gespräch gelangt sein mochte, hatte sich sogleich seinen Sarg fertigen lassen, den er seitdem auf allen seinen Reisen mit sich geführt. Uebrigens war er dabei munter und guter Dinge, doch trieb ihn die innere Ahnung, möglichst viel Großes während der ihm noch übrigen Frist zu vollenden.

Das deutsche Volk sah dem Ableben seines Kaisers mit bangem Vorgefühl entgegen, denn Alles spürte die Nähe des stürmischen Durchbruchs der Neuzeit, wie die Luftschwüle eines heraufziehenden Gewitters. Zwischen allen Ständen war Spannung und Reibung vorhanden. Die nach Landeshoheit strebenden Fürsten fügten sich nicht mehr willig unter die Herrschaft der obersten Reichsgewalt. Dagegen beschränkten sie die Rechte ihrer adeligen Vasallen, welche sich eben so wenig zu gewöhnlichen Unterthanen herabdrücken lassen mochten. Der Bürgerstand in den Städten fühlte sich von den unerschwinglichen Abgaben, die der stets wachsende Aufwand der Höfe veranlaßte, gedrückt und hegte kein Vertrauen zu den nicht Wort haltenden Fürsten, konnte sich aber auch nicht mit den übermüthigen Rittern befreunden, deren Befehdungen und Wegelagerungen ihn lange genug gequält hatten. Der Ritterstand oder eigentliche Landadel haßte und verachtete im Allgemeinen die Städter und besonders die reichen Kaufleute, deren behagliches und prunkvolles Wesen seinen Neid und Aerger aufregte. Im öffentlichen Reichsleben, wie in den einzelnen

Gauverfassungen, mußte der Bürgerstand immer dem Adel nachstehen und dennoch die größten Steuern bei den wenigsten Rechten davontragen. Am traurigsten aber blieb der Zustand des Bauernstandes, den Fürsten und Adel gemeinschaftlich drückten und aussaugten, den der Kaiser nicht schützte und um den sich der Bürgerstand wenig kümmerte. Gleichwohl war das Gefühl seiner Menschenrechte in ihm lebendiger, als je, geworden und kein Zwang, keine Ketten, keine Hinrichtungen vermochten den glimmenden Freiheitsfunken in den Gemüthern wieder auszulöschen. Zu diesen politischen Spannungen kamen nun noch die religiösen Wirren, die durch den tollen Ablaßhandel des Dominikaners Tetzel und den heldenkühnen Widerstand des Wittenberger Augustiners sich entsponnen hatten. Die starke Parthei in Deutschland, die sich längst nach Abschüttelung des römischen Jochs gesehnt hatte, sammelte sich unter dem Panier des Evangeliums, mit welchem Martin Luther vor der kirchlichen Reform einherschritt. Man las, man stritt, man prüfte, zweifelte, verwarf, erwählte und vertheidigte mit Begeisterung seine religiösen Meinungen. Diese Freiheit des Denkens und Wollens im Felde des Glaubens aber wirkte mächtig wieder auf das Gebiet der politischen Bestrebungen zurück. Weltlicher und geistlicher Druck wurden gleich verhaßt; man wollte Gleichheit vor dem Gesetz, wie Gleichheit im Himmelreich.

Unter so bedenklichen Vorzeichen kamen die Vertreter deutscher Nation in der alten Reichsstadt Augsburg zusammen. Schon waren die Churfürsten von Sachsen, von Brandenburg,

von der Pfalz, von Trier und Cöln eingetroffen. Jetzt hielt auch Albrecht von Mainz mit glänzendem Gefolge seinen Einzug; Hutten und Stromer befanden sich in seiner Nähe.

Welche Gefühle durchbebten die Brust unsers Ulrich, als er die Thürme der Stadt wiederschaute, die sein Liebstes auf Erden umschloß! Der Gluthstrom der Leidenschaft durchflammte wieder sein ganzes Wesen; er konnte den Gedanken nicht fassen, ihr entsagt zu haben. — Als er am nächsten Morgen an Stromer's Seite über den Perlachplatz ging, gewahrte er Herrn Konrad Peutinger, der, von einem actenbeladenen Schreiber gefolgt, mit senatorischer Gemessenheit dem Rathhause zuschritt. Da erfaßte Hutten der Gedanke, daß er jetzt seine Constanze ungestört sprechen könne. Die unnennbare Sehnsucht nach ihr durchdrang ihm mit Allgewalt das Herz. „Ich muß sie wiedersehen!" sprach er, von Stromer's Seite entweichend und flog dem Peutingerschen Hause zu.

Mit hochklopfendem Herzen eilte er die wohlbekannte Stiege hinan, betrat er das Vorhaus, den langen Gang, der zu ihrem Zimmer führte. Leise schritt er ihn hinab, denn er wollte die Geliebte überraschen. Die Zimmerthür war nicht verschlossen, nur angelehnt. Hutten blickt durch die Spalte und sieht — wer schildert sein Entzücken wie Constanze malend vor einem Bilde sitzt, das seine eigenen Züge trägt.

Jetzt legt sie den Pinsel weg und bleibt in Betrachtung versunken vor ihrem eigenen Werke stehen.

„O du theueres, liebes Bild meines Ulrich," spricht sie

mit ihrer süßen Flötenstimme, „wie siehst du mich so zärtlich wehmüthig an! Ich wollte dich gern als starken, sieggekrönten Helden malen, mein Hutten, und nun bist du doch nur der liebevolle Ulrich geworden, der sich nach seinem armen treuen Mädchen sehnt. Verzeih' mir, mein Held, dein Liebchen konnte dich nur malen, wie es dich im Herzen trug!"

„Mein Liebchen!" rief er im Uebermaaß des Entzückens und schloß sie stürmisch in seine Arme.

„Ulrich, mein Ulrich!" schrie sie laut auf und erwiederte feurig seine flammenden Küsse. „So hast du mir doch nicht entsagt, mich doch nicht verstoßen vom Platz an deinem Herzen, du unaussprechlich Geliebter?" fragte sie, ihn mit den holden blauen Augen bittend anblickend.

„Nimmer, nimmer, so lange mir Gott nicht die liebende Seele vernichtet! In dir nur ist mein schönstes Leben, mit dir nur bin ich ganz der Hutten! Komm, Welt, und reiße mir mein Mädchen von der Brust! Mein bist du, Constanze, mein auf ewig!"

Aller Gram und Kummer der Trennung war vergessen, Arm in Arm verschlungen saßen sie eng beisammen und flüsterten leise, wie der Maiwind in den duftigen Blüthenzweigen.

„Wir müssen uns täglich wiedersehen, meine Constanze," sprach Hutten, „gieb mir ein Zeichen, woran ich erkenne, daß du allein bist."

„Der blühende Rosenstock hier am Fenster sei meine Fahne."

„Recht so, das ist dein echtes Wappenschild, mein süßes Liebchen; das soll mir winken zu meinem Paradiese.“

Er kam, er ging, und immer stand der vollblühende Rosenstock zur festgesetzten Stunde am Fenster. Nur des Sonntags, wo keine Rathssitzung war, konnte die rothe Liebesfahne nicht leuchten, weil dann Vater Peutinger die Seinigen um sich zu versammeln pflegte. Oft aber war Frau Margarethe bei den Unterredungen der Liebenden gegenwärtig und half ihnen ihre Luftschlösser mit aufbauen. Die Hoffnung umschlang sie dann alle drei mit ihrem grünen Schleier und ließ sie in rosenfarbene Fernen blicken. — Tadeln wir die Leichtgläubigen nicht! Denn welcher Sterbliche lauschte nicht immer wieder gern auf die alte liebe Mährchenerzählerin, und wenn ihm der kalte Verstand auch zehntausendmal zuriefe, daß es eben nur frohe Mährchen seien? Und Hutten träumte ja nicht bloß, er lebte jeden Tag eine neue schöne Wirklichkeit. Mit Bienenlippen hing er sich mit seinem Mädchen an die purpurne Blume der Gegenwart. Was die Hoffnung noch überdieß im duftigen Dämmerschein vorgaukelte, war eine schöne Zugabe, die er dankbar, wie der Schiffer das ferne Zauberbild der Fata Morgana, dahinnahm.

Als Hutten eines Tages aus dem Peutingerschen Hause über den Weinmarkt heimkehrte, sah er einen jungen stattlichen Mann in Nürnberger Rathsherrnkleidung in einiger Entfernung vorüberwandeln. Eine fröhliche Ahnung durchzog seine

Brust und beflügelte seine Schritte. „Bernhard!“ rief er plötzlich, den Freund erkennend und schloß den überraschten Pirkheimer in seine Arme.

„So sehen wir uns nach zweijähriger Trennung im alten Augsburg wieder,“ sprach Bernhard, „wie viel hast du seitdem erlebt und erfahren, mein Hutten! Du, der einst von Allen Verlassene und einsam Umherirrende, bist jetzt bei Kaiser und Fürsten zu hoher Ehre und Gunst gekommen, bist, was ich nimmer geglaubt, der Hofmann eines Erzbischofs geworden.“

„Ja, was aus den Leuten nicht alles werden kann, wenn es der launigen Fortuna beliebt,“ antworte Hutten lachend; „aber trotz der Metamorphose des umherschweifenden Waldbären in einen wohlgezogenen, buntherausgeputzten Hofpfau, schlägt mir doch noch das alte freiheitliebende Studentenherz in der Brust, wie in Erfurt, in Cöln, in Frankfurt, und wie damals, als wir gegen den Würtemberger zu Felde lagen. Aber was führt dich jetzt nach Augsburg, gewiß der Reichstag?“

„So ist es; wir sind um wichtiger Dinge willen hier, wie du weißt.“

„Das will ich meinen! Es handelt sich darum, ob wir Deutschen uns vor den Augen Europa's als ein mit seinem Kaiser treu zusammenhaltendes Volk zeigen und uns unsterblichen Ruhm und achtunggebietende Macht erwerben, oder als zerfallender, wurmstichiger Körper uns brandmarken wollen. Pirkheimer, ich beschwöre dich, laß uns treu zusammenstehen

in dieser hochbedeutungsvollen Zeit! Ich will auf meine Standesgenossen nach Kräften einwirken; thue du dasselbe bei den Deinigen. Laß die Städte nicht, wie gewöhnlich, mit zaghafter Bedenklichkeit zurücktreten und zahllose Ausflüchte erheben, wenn von Zuzug und Steuer die Rede ist. Laß dein Nürnberg, laß die Reichsstädte alle sich unter dem heiligen Doppeladler sammeln, der uns gegen den gemeinsamen Erbfeind des Abendlandes und christlicher Gesittung in's Feld führt. Laß uns Europa zeigen, daß wir sein tapferes Herzvolk sind, sein eherner Schild und flammendes Schwert, das ihm Rettung vom Joche der Barbaren bringt und Griechenlands geweihten Boden von der Schmach ihrer Herrschaft befreit!"

„Glaubst du wohl, Ulrich, daß es bei mir noch des Mahnens und Zuredens bedürfe? Denkst du nicht mehr der Zeit, wo wir den heiligen Bund für Deutschlands bessere Zukunft schlossen? Meinst du, daß der Bernhard Pirkheimer, der dich zuerst in deines Volkes Geist und Leben eingeweiht, feigherzig von des Reiches Fahne sich abwenden könne?"

„Verzeih mir, Bruder," entgegnete Hutten, ihm die Hand reichend, „aber ich weiß, wie die Mehrzahl der Städte jetzt denkt. Auch kann man's euch nicht verargen, wenn ihr es müde werdet, stets neue Lasten euch aufbürden zu lassen, ohne die Erfüllung euerer billigen Wünsche von Kaiser und Fürsten zu erlangen. Konntet ihr es wohl dahin bringen, daß man auch euch das Präsentationsrecht einiger Candidaten zum Reichskammergericht gewährte? Bestreitet man euch nicht fort-

während die Befugniß, zu freundlichen Handelsgesellschaften euch zu vereinigen?"

„Jede kleinliche Rücksicht muß schweigen, Ulrich, wo es unsers großen Gesammtvaterlandes Selbstständigkeit und Macht nach Außen gilt. Erst muß Europa uns wieder als ein starkes einiges Brudervolk haben achten lernen, dann wollen wir schon mit unsern innern Zwisten fertig werden. Verlaß dich auf mich, ich will meine Rathsherren tüchtig bearbeiten."

Die weltlichen und geistlichen Stände des Reichs waren alle versammelt. Es fehlte nur noch an dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten, deren Ankunft täglich erwartet wurde. Endlich sprengte der langersehnte Curier durch die Straßen der Reichsstadt und verkündigte auf den nächsten Morgen den feierlichen Einzug.

Die Glocken aller Kirchen ließen ihr Geläut durch die klare Luft eines Julimorgens ertönen, als die glänzende Cavalcade der Churfürsten, Erzbischöfe, Herzöge, Pfalzgrafen, Bischöfe und Aebte, Grafen und Ritter, Senatoren und Doctoren zum rothen Thore hinaus dem Kaiser bis an die Lechbrücke entgegenritt. Als nun Maximilian mit dem Cardinal Thomas de Vio sich an der Spitze seines Hofstaates dem Lechufer nahte, gingen ihm die Churfürsten und Fürsten zu Fuß entgegen. Dieß wahrnehmend, stieg der Kaiser ebenfalls vom Pferde und reichte allen freundlich die Hand. Nachdem Churfürst Albrecht

von Mainz als Reichserzkanzler ihn in wohlgesetzter Rede bewillkommt, stieg alles wieder zu Roß und ritt, unter dem weitschallenden Geschmetter der Trompeter und dem Wirbeln der Heerpauker, nach dem rothen Thor, wo der Rath und die Bürgerschaft von Augsburg das geliebte Reichsoberhaupt mit lautem Jubel begrüßten. Ueber dreitausend Mann streitbares Volk zu Roß und zu Fuß waren zu beiden Seiten der Straße aufgestellt, während das Geschütz von den Wällen herabdonnernd des Kaisers Ankunft verkündigte.

Jetzt erfolgte der Einzug in folgender Ordnung. Voran zogen die sämmtlichen Reitergeschwader der Chur- und anderen Fürsten, je sieben in einem Gliede, mit hellstrahlenden Harnischen und Waffen gar trefflich gerüstet. Ihnen schloß sich in bunten Sammet- und Tuchgewändern das zahlreiche Hofgesinde der hohen Reichsstände an. Nun begann der eigentliche Kaiserzug unter dem Vorritt des Oberstallmeisters mit seinen Unterbeamten und zwölf in gelben Atlas gekleideten Edelknaben auf kostbaren türkischen und ungarischen Pferden. Ihnen folgte der übrige kaiserliche Hofstaat, prachtvoll mit Gold- und Silberstückgewändern angethan, auf zweihundert Rossen. Nun erschienen etlicher großer fremder Potentaten Botschafter, so wie die sämmtlichen kaiserlichen und churfürstlichen Räthe, mit goldenen Gnadenketten geziert, auf stolzen Hengsten. Jetzt ließen sich sechzehn kaiserliche Trompeter und vier Kesselpauker mit fröhlicher Marschmusik vernehmen, worauf neun Herolde in ihrer Amtstracht mit dem Doppeladler auf langen Stäben folgten. Dann erblickte man den glänzenden

Zug der Herzöge, Pfalz- und Markgrafen und anderer Fürsten in kostbaren, mit Gold, Perlen und Edelsteinen übersäeten Rüstungen und Gewändern; darauf die Churfürsten, in purpursammetnen, mit Hermelin gefütterten Gewändern, in ihrer Mitte Friedrich der Weise von Sachsen, als Erzmarschall das blanke Reichsschwert vortragend. Jetzt aber zeigte sich auf einem weißen arabischen Hengst allein reitend der ehrwürdige Kaiser Maximilian, im goldstoffigen Waffenrock, auf dem Haupte ein rothsammetnes Barett mit weißen Straußfedern; über ihm ward von vier Augsburger Rathsherren ein rother Damasthimmel mit eingesticktem schwarzen Doppeladler getragen. Vor, hinter und neben dem Kaiser liefen dreihundert gelb und braun gekleidete Trabanten. Jetzt folgte der päpstliche Legat, Cardinal Thomas de Vio, mit hundert rothen Trabanten; darauf der Cardinal von Gurk, der Erzbischof von Trident, viele andere Erzbischöfe und Bischöfe und hohe Geistliche ohne Zahl; sodann ein langer schwarzer Pfaff mit einem Kreuz in der Hand und die Palafreniere des Cardinallegaten, dann das Hofgesinde der übrigen Prälaten und zuletzt hundert kaiserliche Hatschiere zu Roß. Ihnen folgten die Reisigen und Landsknechte von Augsburg, in vier Fähnlein vertheilt, theils mit Kürassen und schwarzen Pickelhauben gerüstet, theils in schwarzen barchentenen Waffenröcken mit zwei weißen Atlasstreifen um die Aermel, theils in aschgraue Wämmser, welches der Fugger Farbe war, gekleidet. Den Beschluß machte die gewaffnete Bürgerschaft von Augsburg, mit Federbüschen auf den Helmen und vielem Schmuck geziert, an die

zweitausend Mann, unter Anführung ihres Stadthauptmanns Langmantel. Unter Gesang und Glockengeläut ging der Zug zur Domkirche, wo feierliches Hochamt und Dankgebet für des Kaisers glückliche Ankunft gehalten ward, worauf alle Fürsten ihn bis in seine Pfalz geleiteten.

Welches unglaubliche Wogen und Drängen die Ankunft so vieler vornehmer Gäste in der alten Reichsstadt hervorbrachte, ist nicht zu beschreiben. Die edeln Rathsherren von Augsburg mußten bald da, bald dorthin fliegen, um den mannigfachen Wünschen und Launen der durchlauchtigsten und hochwürdigsten Herrschaften zu genügen. Am meisten Beschwerde verursachten ihnen die übertriebenen Forderungen des stolzen Cardinallegaten, der in Allem den Churfürsten gleichgehalten und wo möglich noch über sie gestellt sein wollte. Bald verlangte er, daß seine Wohnzimmer mit Carmoisinatlas ausgeschlagen würden, bald genügte ihm nicht mehr die Doppelwache an seiner Pforte, bald heischte er die beständige Anwesenheit einiger Rathsmitglieder an seinem Hofstaate.

Der Cardinal Thomas de Vio, der von seinem Geburtsort Gaëta auch den Beinamen Cajetanus führte, gehörte dem Dominikanerorden an und war als solcher schon ein Feind des Augustinerordens. Als gelehrter Theolog war er bei Leo X. zu Gunst gelangt und hatte sich durch mehre Schriften ein literarisches Ansehn erworben. Durch sittlichen Lebenswandel war er vor vielen seiner Standesgenossen ausgezeichnet; aber ungemessene Eitelkeit, Stolz und Hochmuth gewannen ihm

wenig Freunde und gaben ihm keinen Beruf zum vermittelnden Unterhändler.

Also war der Mann geartet, den Leo X. zu seinem Abgesandten gewählt hatte, um mit dem Kaiser gemeinschaftlich das Unternehmen des Türkenkrieges bei den Reichsständen durchzusetzen. Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß die beiden höchsten Gewalten der Christenheit, die weltliche und geistliche, die sich Jahrhunderte lang auf das Hartnäckigste bekämpft hatten, jetzt zur Erreichung eines gemeinsamen europäischen Endzwecks die Hände boten.

Der Kriegsplan, welchen jetzt der Cardinal mit dem Kaiser verabredete, war in der That großartig und hätte bei treuem Zusammenhalten der europäischen Hauptmächte unfehlbar zur vollständigen Vertreibung der Türken aus dem Abendlande führen müssen. Von drei Seiten zugleich sollte das Reich der Osmanen von den Christen angegriffen werden. Der Kaiser sollte mit seinen erbländischen Truppen, mit der Reichsarmee und mit der Reiterei aus Polen und Ungarn die Türken zu Lande mit Krieg überziehen, durch das heutige Bosnien, Servien, Walachei, Bulgarei und Rumelien vorwärts dringen und Constantinopel einnehmen. Den Franzosen, Italienern und Schweizern war die Aufgabe gestellt, zur See in Albanien und Griechenland einzubrechen und die Bewohner dieser Länder zum Aufstand zu bewegen. Ein drittes, aus den Truppen Spaniens, Portugals, Englands und des Kirchenstaates gebildetes Heer sollte sich ebenfalls in

Italien einschiffen und Constantinopel mit einer Kriegsflotte auf der Meerseite belagern.

Maximilian jubelte vor Entzücken, daß ihm die Ausführung des schwierigsten und wichtigsten Theiles des Unternehmens in die Hände gelegt war und versprach, Alles zu thun, was der heilige Vater zur Erreichung des großen Zieles von ihm verlangen würde. Er selbst wollte an der Spitze seines Heeres in den Kampf ziehen und nicht eher rasten, bis er das Kreuz wieder statt des Halbmonds auf die Sophienkirche aufgepflanzt.

Am nächsten Sonntag darauf, es war der erste August 1518, wurde der Kaiser in der Kirche unserer lieben Frauen zu Augsburg vom Cardinal Thomas de Vio durch Ueberreichung eines geweihten Federhutes und eines mit Perlen und Edelsteinen reich verzierten Degens feierlichst zum Feldherrn Christi im bevorstehenden Kriege gegen die Ungläubigen bestätigt. Am nämlichen Tage ward auch der Erzbischof von Mainz durch den apostolischen Legaten zur Cardinalswürde erhoben.

Jetzt kannte der Feuereifer Maximilian's keine Grenzen mehr. Der große Plan der Vertreibung der Türken aus Europa, den er schon seit seinen Jünglingsjahren mit sich herumgetragen, war nun endlich der Ausführung nahe und in seine Hände das ritterliche Feldherrnschwert gegeben. Seine romantische Phantasie war auf das Höchste gesteigert und spiegelte ihm schon seinen Triumpheinzug in das alte Byzanz als römisch-deutschen Augustus vor.

Unverzüglich ward die Reichsversammlung vom Kaiser durch eine von Kampflust glühende Rede eröffnet und darin die Mittel zur Betreibung des Reichskrieges näher entwickelt. Funfzig Hausbesitzer sollten immer einen Mann stellen und jeder Unterthan den zwanzigsten Theil seines Einkommens beisteuern. — Kaum hatte Maximilian seine Anrede beendigt, so erhoben sich von Fürsten und Städten die lautesten Einwürfe dagegen. Man glaubte die Gefahr eines Türkeneinfalls keineswegs so nahe und erblickte in der vorausgehenden Aufforderung zum Kriege bloß einen neuen Kunstgriff des Papstes, um den Deutschen ihr Geld vollends auszusaugen. Die Türken, die man eigentlich bekämpfen sollte, seien in Italien, hieß es, und nun wurden Beschwerden auf Beschwerden wider die römische Curie gehäuft. Man klagte über den Ablaßhandel, über die Palliengelder, über die Amnaten, die man jetzt auch von Aebten, Pröpsten und Pfarrern fordere, über die Collatur hoher und niederer geistlicher Lehne an Italiener, über das Hinüberziehen deutscher Rechtshändel vor das Forum der römischen Gerichte, kurz über beständige Verletzungen der Concordate deutscher Nation. — Dem Kaiser selbst führte man übrigens zu Gemüthe, daß sich eine so bedeutende Auflage nach allen Bedrängnissen der Länder durch Krieg, Aufruhr und Mißwachs gar nicht auftreiben lasse. Es gebe Nöthigeres in Deutschland zu thun, als sich um das Schicksal der Griechen unter den Türken zu bekümmern. Man solle für bessere Besetzung des Kammergerichts und für strackliche Execution der Urthel sorgen, verlangten namentlich die Städte.

Erstaunt und erschüttert durch diesen unerwartet heftigen Widerstand von Seiten seiner Reichsstände, zog sich der alte Kaiser tiefbekümmert in seine Pfalz zurück. Doch gab er die Hoffnung nicht auf, durch festes Beharren auf seinem Vorhaben und mit Beihülfe des Cardinallegaten dennoch zu seinem Ziele zu gelangen.

Trauernd und sorgenvoll standen die beiden Freunde Ulrich von Hutten und Bernhard Pirkheimer beisammen und tauschten ihre Gedanken über den ungünstigen Erfolg ihrer Bemühungen aus.

„Ich seh' es immer klarer vor Augen," sprach Hutten, „die Fürsten wollen sich nicht mehr unter die alte Kaisergewalt beugen, sie fürchten einen Reichskrieg, in welchem sie als Vasallen dem hoch über Alles gestellten Reichsadler zuziehen sollen, sie mögen ihre Streiter lieber zur Erweiterung ihrer eigenen Macht, als für die des Reichsoberhaupts verwenden. Ihr Städte aber seid erschöpft und wollt nicht die letzte Kraft daransetzen, um alsdann desto leichter die Beute habgieriger Fürsten zu werden."

„Du hast es getroffen, Bruder Hutten," entgegnete Pirkheimer, „aber war nicht auch in den Beschwerden, die man wider die römische Curie vorbrachte, viel Wahrheit? Kann man es den oft betrogenen Deutschen verdenken, wenn sie nicht abermals der Spielball römischer Ränke sein wollen?"

„Alles ist wahr," sagte Hutten, „was von der unersättlichen Habgier und der tausendfachen Erpressungskunst der römischen Curie angeführt wurde; wer weiß es besser, als

ich selbst, der ich ein Jahr zu Rom gelebt und mich oft genug mit meinem Reuchlinischen Proceß unter ihren Prälaten und Kanzleibeamten herumgetrieben habe. Dieß Mal aber spielt der Papst kein falsches Spiel, dieß Mal ist es ihm Ernst um Europa's gemeinschaftliche große Sache, denn es gilt zugleich seiner eigenen Sicherheit in Italien, das täglich von den osmanischen Horden überfallen werden kann. Oder ist es wohl denkbar, daß der hochherzige Maximilian sich ein eitles Trugspiel erlaubte, um den Stuhl zu Rom mit neuen Summen zu bereichern? Denn wie anders, als mit des Kaisers Bewilligung könnte der Ertrag der Türkensteuer aus der Reichskasse in die des Papstes überfließen? Nein, fürwahr, dieß Mal stehen Kaiser und Papst für Europa's Rettung ehrlich beisammen, und leere Ausflüchte sind es, wenn Deutschlands Stände sich auch hier hinter dem Mißtrauen vor römischem Truge verschanzen."

„Auch mir fällt es schwer," antwortete Pirkheimer, „den Papst dieß Mal in gemeinen Verdacht zu ziehen, noch weniger das erhabene Haupt des Kaisers mit solcher Schmach zu beschimpfen. Aber sag' mir, Ulrich, wie kam es denn, daß auch der Ritterstand so schweigsam sich verhielt, der sonst immer des Reichs kampflustiges Schwert war?"

„Ach Bernhard, Bernhard," sprach Hutten traurig, „es ist leider nur zu wahr, daß der alte Geist aus den Meisten unsers Standes gewichen ist. Viele bewerben sich um die Gunst der Höfe und ziehen eine glänzende Sclaverei dem unabhängigen Burgleben vor; andere vergeuden ihre Zeit und

Kraft in nutzlosen Schwelgereien, die den Säckel und Körper zugleich erschöpfen; noch andere sind zwar voll alter Kraft, wie jener Götz von Berlichingen, Hans von Selbitz und ähnliche tapfere Gesellen, tummeln sich aber bloß in elenden Privatfehden herum, oder treiben wohl gar das löbliche Gewerbe der Wegelagerung und Heckenreiterei. Nur einen kenn' ich, der uns helfen könnte, weil er seine Zeit begreift, und das ist der Franz von Sickingen."

„Und warum fehlt er uns hier, da ihn doch der Kaiser der Acht entbunden hat?" fragte Pirkheimer.

„Weil er ein Heer zum bevorstehenden Kriege gegen den Würtemberger werben muß, der noch vor Beginn des Türkenkrieges gezüchtigt werden soll," erwiederte Hutten.

„So sei du unser Sickingen," unterbrach ihn Bernhard rasch, „laß dein flammendes Wort die Herzen der Reichsstände durchglühen und den patriotischen Entschluß daraus hervorlocken. Du hast die Kraft dazu in dir, gebrauche sie jetzt, da es Noth thut."

„Ich will's!" rief Hutten, und er hielt Wort. Drei Tage blieb er in strenger Einsamkeit abgeschlossen. Dann eilte er zu seinem Kaiser und überreichte ihm mit freudeleuchtenden Augen eine Rede, die er an die Stände deutscher Nation niedergeschrieben, um sie zur Eintracht mit ihrem Reichsoberhaupt und zum Kriege wider die Türken aufzufordern. Jede Zeile war von Hutten's Feuergeist belebt.

„Laßt mich die Rede vor den Ständen halten, mein Herr und Kaiser!" bat Hutten.

„Es sei dir gewährt,“ antwortete Maximilian. „Du bist ein reichsgetreuer Mann, wie es wenige giebt in dieser argen Zeit. Sie mögen's hören und erröthen, wenn sie noch können.“

Die Brust von kühnem Hochgefühl geschwellt, trat Ulrich von Hutten vor die Reichsversammlung und hielt mit Begeisterung jene unsterbliche, uns noch jetzt in seinen Schriften aufbehaltene Rede, aus der wir nur einige der kräftigsten Stellen unsern Lesern mittheilen wollen.

„Fürwahr, wenn wir nicht bald aus unserem Schlaf uns rütteln, wird bald nichts Deutsches mehr in Deutschland zu finden sein. — Erwacht endlich! Ihr seid eines Stammes Zweige, eines Leibes Glieder. Könnt ihr zusehen, wie der edle Stamm durch wechselseitige Zerstückelung der Aeste seiner Ehren entkleidet, seiner Früchte beraubt wird? Was will euer Zwiespalt anders bedeuten, als daß die Hand der Hand, der Fuß dem Fuße den Krieg ankündigt? Wenn sich die Zweige einander zerknicken, so wird der Baum zum Klotz, wenn sich die Glieder wechselseitig zerstören, der Körper zum Leichnam.“

„Ihr, die ihr so oft unterhaltende Schauspiele aufgeführt habt, führt einmal nützliche und nothwendige auf. In Türkenherzen taucht im vollen Ernst euere Lanzen, die ihr so oft im Scherz bei Turnieren auf einander gezückt habt!“

„Auch große Jäger sind wir! Aber während wir die Wälder nach Wild durchstreifen, macht der Türke auf unsere Länder Jagd. Die Türken feiern Siegesfeste, wir halten Gast-

mähler. Doch nein, wir treiben auch andere Beschäftigung. Wir wissen uns selbst einander durch Raub, Brand, Verwüstung, Wechselmord aufzureiben. Der Muth schwillt uns Deutschen erst, wenn wir Deutsche verderben können."

„Alles beruht jetzt darauf, daß wir einig sind und die Gewalt des Kaisers anerkennen. Nie ward Größres von einem deutschen Kaiser unternommen, als was jetzt unser Maximilian beabsichtigt. Es gilt der Rettung Deutschlands und ganz Europa's vor der Unterjochung durch die Türken, die abscheulichsten aller asiatischen Barbaren, es gilt der Wiederherstellung des alten griechischen Kaiserthums, es gilt dem Siege des Kreuzes über den Halbmond!"

„Uns Deutschen ist die Hauptrolle in diesem großen Weltdrama zugefallen, und das mit Recht, denn wir sind das mächtigste Volk der europäischen Menschheit. Laßt uns einig sein unter der Anführung unsers heldenmüthigen Kaisers, und nichts kann uns widerstehen. Laßt uns Europa's Völkern zeigen, daß wir noch die Enkel jener alten Germanen sind, welche die weltbesiegenden Römer zu besiegen wußten. Franken, Schwaben, Baiern, Oestreicher, Sachsen, und ihr alle, die ihr Deutschlands weite Gaue bewohnt, sammelt euch unter dem heiligen Reichsbanner, damit ihr euch wieder als ein großes Volk fühlen, damit ihr Europa als solches euch achten lehrt! Es ist Zeit, daß der Sache Deutschlands, des Reiches und der Religion die alte Rechnung bezahlt werde. Lernt den Kaiser begreifen, o Deutsche, und sühnt euere Schuld!"

Der Eindruck, den Hutten's Rede auf einen Theil der

Versammlung hervorbrachte, war unverkennbar. Ein dumpfes Gemurmel lief von Reihe zu Reihe und muthige Entschlüsse leuchteten aus Vieler Augen. Aber es war doch nur der kleinere Theil, der von dem kühnen Redner hingerissen ward; die überwiegende Zahl beharrte bei ihrer Weigerung. Nach langem Streit schien man sich endlich zu der Vereinigung zu neigen: daß drei Jahre hindurch ein Jeder, der zum heiligen Abendmahl gehe, wenigstens einen Zehntelgulden erlegen und daß die dadurch einkommende Summe von den Regierungen bis zum wirklichen Anfang des Türkenkrieges aufbewahrt werden sollte. Die Fürsten erklärten jedoch dabei, daß sie vor allen Dingen noch mit ihren Unterthanen Rücksprache nehmen müßten.

Da staunte der Kaiser und sagte: „Das ist nicht Herkommen im heiligen römischen Reich, daß Fürsten und Obrigkeiten an die Bewilligung ihrer Unterthanen gebunden seien. Vielmehr haben dieselben allezeit frei gehandelt und sind die Unterthanen ihnen Gehorsam zu beweisen schuldig."

Die Fürsten aber versetzten: „Man habe schon oftmals Zusagen gemacht, ohne die Unterthanen zu befragen, und die Folge sei dann meist gewesen, daß man sie nicht habe ausführen können; es würde zu Schimpf und Schanden gereichen, wenn das länger so fortgehen solle."

Der alte Kaiser mußte die bittere Antwort hinnehmen und sich in die Nothwendigkeit fügen. Das großartige Project des Türkenkrieges war damit so gut wie vernichtet. Denn, daß die übrigen europäischen Regenten, die ohnedieß keine

besondere Lust zu dem heroischen Unternehmen hatten, sich ohne des Kaisers Beispiel noch weniger dazu verstehen würden, ließ sich voraussehen.

„O wie hinterlistig sind diese Fürsten," sagte Hutten erbittert zu Pirkheimer, „wie verstanden sie es, sich hinter dem Schilde der Gerechtigkeit und der Verantwortlichkeit gegen ihre Unterthanen zu verbergen, um nur dem Kaiser die schuldige Reichspflicht versagen zu können! Wie steht es denn aber mit dieser zarten Rücksicht auf die lieben Unterthanen, mit diesem republikanischen Gebundensein an ihre Zustimmung, wenn es gilt, im eigenen Lande neue Auflagen zu erheben, um ungeheuere Summen in Jagden, Schmausereien, Mummenschanz, Hofprunk und dergleichen zu verprassen? Da mögen sie gern die eigenmächtigen Potentaten spielen; aber wo vom kaiserlichen Willen die Rede ist, da strecken sie die Rechte und Freiheiten ihrer Unterthanen als abwehrende Spieße vor."

„Und wenn sie erst einmal die alte Kaisergewalt ganz vernichtet haben werden," fuhr Bernhard fort, „dann werden sie erst das eiserne Scepter der Selbstherrschaft in seiner ganzen Strenge uns fühlen lassen. Wo wird dann eine Macht sein, die uns schützt, als die gefährliche der Empörung, der die rohe Pöbelgewalt zur Seite geht?"

„O es steht schlimm, sehr schlimm mit unserm Deutschland," sprach gramerfüllt Hutten. „Wie hatte ich so meine ganze Hoffnung auf diesen Türkenkrieg gesetzt, der das alte Nationalgefühl wieder in's volle Bewußtsein rufen sollte! Wenn die Söhne aller deutschen Gaue sich wieder einmal

unter dem heiligen Reichsadler versammelt, wenn sie unter seiner Anführung den Halbmond in den Staub getreten und Deutschlands Ruhm durch die Thore des befreiten Constantinopel getragen hätten, wie würden wir uns da Alle als Brüder erkannt und herzlich für immer als Brüder umarmt haben! Wie wäre aller kleinliche Neid und Haß und aller spießbürgerliche Eigendünkel auf einmal durch die purpurrothe Bluttaufe ausgetilgt und der Flammengeist deutscher Vaterlandsliebe uns dafür eingehaucht worden! O wie konnte Maximilian dem großartigsten Plane seines Lebens so leicht entsagen! Die Kaiserkrone hätte ich eher den rebellischen Vasallen vor die Füße geworfen, als mich mit solchen Reden abweisen lassen."

„Er hofft noch immer," entgegnete Pirkheimer, „und dann, lieber Hutten, muß er noch Eines bedenken."

„Das wäre?"

„Er darf die Churfürsten nicht vor den Kopf stoßen, weil er seinen Enkel Karl zum römischen König gewählt haben will."

„Freilich, freilich," sprach Hutten mit bitterem Spotte, „eine neue Krone auf des Jünglings Haupt ist ein Verband auf die Wunden des zerfallenden Deutschlands.

Es war, wie die Freunde sagten. Maximilian wandte sich jetzt mit allem Eifer auf die Erreichung seines andern Hauptzwecks, die Wahl seines Enkels Karl zum römischen König. Von den sieben Churfürsten ertheilten ihm die von Brandenburg, von Mainz, von Cöln und von Pfalz, so wie die

Abgesandten von Böhmen ihre vorläufige Zustimmung. Churfürst Friedrich von Sachsen aber, dem der Kaiser aus politischen Gründen die reiche Jülichsche Lehnsanwartschaft entzogen hatte, und Churfürst Richard von Trier, der eine natürliche Abneigung gegen das übermächtige Haus Habsburg besaß, machten den Einwand, daß Kaiser Maximilian selbst noch nicht die Kaiserkrönung erhalten und daß es wider des Reiches Brauch und Gewohnheit streite, einem nicht gekrönten Kaiser einen römischen König zur Seite zu setzen. Auch sei durch eine päpstliche Constitution die Verbindung des Königreichs Neapel, welches König Karl von Spanien besitze, mit der deutschen Krone verboten.

Umsonst versuchte der Kaiser, diese Gründe zu widerlegen, die beiden Churfürsten blieben unerschütterlich. Es wurden deßhalb mit dem Papste Unterhandlungen wegen Erlangung der Kaiserkrönung und wegen Zurücknahme jener Constitution angesponnen. Der Kaiser, der mit Leo X. damals im besten Verhältniß stand, hoffte nicht ohne Grund auf dessen Nachgiebigkeit, und verabredete schon in dieser Voraussetzung mit den Churfürsten, daß man im nächsten Märzmonat zu Frankfurt am Main zusammenkommen und dort über die Wahl des römischen Königs sich vereinigen wolle.

Maximilian tröstete sich, daß die Erreichung des Zieles seiner Wünsche wenigstens nicht mehr fern sei und überließ sich in dieser beruhigten Stimmung um so freudiger einer Festlichkeit, die jetzt die ernsten Arbeiten des Reichstags mit fröhlichem Tumult unterbrechen sollte. Es galt der Vermählung

der Prinzessin Susanna von Baiern mit Markgraf Casimir von Brandenburg. Seit einem halben Jahrhundert waren die Häuser Habsburg und Hohenzollern auf das Innigste befreundet. Churfürst Achilles von Brandenburg, seine Söhne und Enkel hatten dem Kaiser Friedrich III. und seinem Sohne die treuesten Kriegsdienste geleistet. Maximilian wollte daher ein neues Band um beide Fürstenhäuser schlingen, indem er seine Nichte Susanna, die Schwester der unglücklichen Herzogin Sabine von Würtemberg, mit einem brandenburgischen Prinzen verlobte. Die Vermählung selbst sollte jetzt zu Augsburg stattfinden.

Es war an einem heißen Augustmorgen, als der Kaiser der von Friedberg in Baiern heranziehenden Braut mit sämmtlichen Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren bis an die Wertachbrücke vor dem Jacoberthor entgegenzog. Das ganze Feld erschallte von Trompetengeschmetter, denn die Fürsten hatten alle ihre Trompeter mit herausgenommen, um, wie ein alter Berichterstatter sagt, die Braut damit tüchtig anzublasen. — Jetzt ging der Zug mit acht kostbaren, mit Sammt und Gold beschlagenen Wagen über die Wertachbrücke. Prinzessin Susanna, ein gar stattliches Fräulein von hohem Wuchs und edler Gesichtsbildung, trug ein Kleid von schwerem Silberstuck und eine Krone von Diamanten im dunkelbraunen Haarschmuck. Der Kaiser nahm die Braut in seinen mitgebrachten Staatswagen, zu dessen beiden Seiten der Churfürst von Brandenburg und der Bräutigam ritten.

Am Jacoberthor war eine mit grünen Zweigen bedeckte

Ehrenpforte aufgerichtet, worauf eine weiß und blau gekleidete Schaar blumenstreuender Jungfrauen gestellt war. Als Hutten das reizende Thor mit seinen Augen überflog, gewahrte er auf dem Gipfel desselben seine Constanze, die sich einem Engel gleich auf die wogende Menge herabneigte. Wie schwand aller Fürstenglanz der stolzen Susanna vor seinen Augen, wenn er sie mit der holden Augsburgerin im einfachen jungfräulichen Gewande mit dem Rosenkranz in den fliegenden blonden Locken verglich! Ihr zärtlicher Blick begegnete dem seinigen und trug ihn aus dem wüsten Festgetöse in's stille Paradies der Liebe hinüber.

Nun hielt der Zug vor der Sanct Ulrikenkirche, wo die Trauungsceremonie vor sich gehen sollte. Der Kaiser nahm die Braut am Arm und jeder der Fürsten wählte sich eine aus den Frauenzimmern der Prinzessin. Hutten folgte dem Mainzer Hofstaat. Am Hochaltar stand der junge schöne Churfürst Albrecht von Mainz in vollem erzbischöflichen Ornat, umgeben von allem Pomp des römisch-catholischen Clerus, und vollzog die Trauung des jungen fürstlichen Paares.

Nun folgten Festlichkeiten auf Festlichkeiten. Bald war es ein Turnier, wobei Fürsten und Grafen in kunstvoll gearbeiteten und mit Gold und Silber damascirten Rüstungen auf hohen geharnischten Streitrossen erschienen; bald ein Gastmahl, wobei die Lieder und Harfen beliebter Sänger erklangen; bald ein Fackeltanz, den der Kaiser selbst mit der Braut anführte und wobei Alles in Purpur, Weiß, Gelb und Rosenfarb gekleidet war; bald ein Mummenschanz, der die Sitten

und Tänze fremder Nationen darstellte. Auch die Freiherren von Fugger, die Rothschilde des damaligen Europa, gaben den hohen Herrschaften ein glänzendes Abendfest in ihren prachtvoll ausgeschmückten Palästen und Gärten. Der edle Rath von Augsburg aber schrieb ein Armbrustschießen in der Rosenau aus, wobei 265 Schützen mit 27 Fahnen erschienen und welches sämmtliche Fürsten und Stände mit ihrer Gegenwart beehrten. Der bürgerfreundliche Maximilian gab selbst dabei eine starkvergoldete Silberschale und mehre Stücken Sammet und Damast als Preise zu verschießen, und trieb sich geschäftig bald da, bald dort unter seinen lieben Augsburgern umher.

Den Beschluß der Festfreuden machte ein sogenanntes Papageischießen, welches der Kaiser gab und dem er von Doctor Peutinger's Zwinger aus mit den Churfürsten und andern hohen Reichsständen zusah. Auch Hutten befand sich im Gefolge seines Gebieters und hatte die Freude, seine Constanze zu sehen, wie sie an der Seite der edeln Mutter den hohen Gästen mit unbeschreiblicher Anmuth als junge Wirthin entgegenging. Im Garten waren Blumengewinde von Baum zu Baum gezogen und auf dem Zwingerwall bunte Gezelte zum Schutz gegen die Augustsonne aufgeschlagen.

Als Maximilian unsern Hutten bemerkte, rief er ihn zu sich und unterhielt sich gar freundlich mit ihm. Sieh, da traf es sich, daß gerade die holde Constanze sich dem Kaiser mit einem goldenen Pokal voll köstlichen Cyperweins bescheiden nahte. Tief sich verneigend kredenzte sie mit den zarten

Rubinlippen das edle Getränk und bot es dem Kaiser mit dem reinsten Ausdruck kindlicher Liebe dar.

„Dank dir, mein Töchterchen,“ sprach Maximilian freundlich nickend, nachdem er einen vollen Zug aus dem Becher gethan, „wie zierlich du dich auf das Amt des Mundschenken verstehst! Wahrlich, wir möchten nie eines Andern begehren. Aber jetzt schau' einmal um dich und gönne auch dem da einen Blick,“ — hier zeigte er auf den neben ihm stehenden Hutten — „du kennst ihn doch noch vom vorigen Sommer her? Hast ihm ja den Kranz gewunden, der den Dichtern von allen Dingen am liebsten ist auf Erden, so darfst du ihn auch mit den holden Aeuglein offen anblicken und ihm ein freundliches Wort vergönnen.“

Constanze erröthete bis an das schöne blonde Haar und schlug die Augen sittig nieder.

„Es ist so, wie ich sage, ihr Herren,“ sprach der Kaiser zu seiner Umgebung, „die kleine Augsburgerin hier hat die Lorbeerkrone für unsern Ritter und Dichter geflochten; darum soll er ihr auch hold und gewärtig sein, wie's dem Ritter gegen seine Dame ziemt.“

Konrad Peutinger heftete bei diesen Worten einen strengen Blick auf Hutten, durfte aber doch nicht wagen, dem Befehl Maximilian's zu widersprechen. Die Liebenden waren durch diesen kaiserlichen Scherz in die seltsamste Lage versetzt.

Jetzt ward zum Schießen auf den buntbemalten Papagei geblasen, und die Schützen begaben sich in den Schießplatz hinab. Hutten mußte auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl

daran Theil nehmen. Keiner seiner Schüsse fehlte. Nun war noch der Meisterschuß in's Herz des Vogels zu thun, worauf der höchste Preis, eine goldene Kette mit Maximilian's Bildniß, gesetzt war. Umsonst hatten die besten Schützen ihre Bolzen auf das Hauptziel gerichtet; sie waren wie an einem ehernen Schilde abgeprallt. Dem glücklichen Hutten war auch dieser Treffer vorbehalten; zersplittert sank der Rumpf von der Stange und Pauken und Trompeten fielen mit schmetternder Fanfare darein.

„Constanze soll kommen," rief der Kaiser. Die Ritter flogen und holten die schöne Peutingerin herbei.

„Tritt vor, mein Töchterchen," sprach freundlich lächelnd der edle Habsburger, „und spende meinen Schützen den Dank aus."

Da kamen Fürsten, Grafen, Freiherren, Senatoren und Bürger, und empfingen jeder einen Preis aus den Händen der holdesten Jungfrau von Augsburg. Jetzt kniete Hutten mit hochklopfendem Herzen vor der Geliebten nieder, er fühlte die Berührung der zarten Hände, die ihm die Gnadenkette mit des Kaisers Bildniß um den Hals hingen, und strahlend wie eine Feuergarbe stieg die Hoffnung in ihm auf, daß er diesem gütigen Kaiser bald auch den Besitz seines theuersten Kleinods verdanken werde, und der Jubelruf der versammelten Menge klang ihm wie eine feierliche Zusage der Schicksalsmächte.

Siebzehnte Schilderung.

Luther und Cajetan.

Die Reichstagsgeschäfte waren beendigt und das Gewühl der Reichsstände und der schaulustigen Gäste begann sich allmälig zu verlieren. Doch waren noch immer viele Fürsten, Prälaten und Herren gegenwärtig, theils um besondere Geschäfte mit einander zu berathen, theils nur um der Kurzweil des fröhlichen Beisammenseins noch länger zu genießen. Kaiser Maximilian selbst konnte sich noch nicht von seinem lieben Augsburg trennen und pflegte in den umliegenden Waldungen auf Hirsch' und Eber lustig Jagd zu halten. Zu den vornehmen anwesenden Reichsständen gehörte auch Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der ebenfalls für die anmuthige Reichsstadt eine große Vorliebe hegte und mit Herrn Conrad Peutinger und andern dortigen gelehrten Männern gern umgehen mochte. Da trat eines Morgens der Hofprediger Spalatinus mit einem offenen Schreiben in der Hand in des Churfürsten Gemach.

„Was bringt ihr uns Neues aus unserem Sachsen, mein Spalatinus?" fragte Friedrich.

„Einen Brief," war die Antwort, „den ich soeben von unserem Doctor Martin Luther aus Wittenberg empfangen und der euerer churfürstlichen Gnaden landesväterliche Milde in Anspruch nimmt."

„Laßt hören, was der fromme Mann von uns begehrt."

„Euerer churfürstlichen Würde ist bekannt, daß der heilige Vater auf Antrag der Dominikaner eine neue Commission zur Untersuchung der angeblichen Ketzerei Lutheri niedergesetzt hat."

„Und daß sich der Palastmeister Sylvester Prierias, der selbst ein Dominikanerprior und Todfeind unsers Luther ist, an der Spitze dieses Gerichts befindet," fuhr der Churfürst fort, „leider, leider, ich weiß Alles."

„Nun seht, gnädiger Herr, dieses partheiische Gericht hat bereits über Luther's Meinungen das Verwerfungsurtheil ausgesprochen und ihm ein päpstliches Breve zugefertigt, worin ihm der unbedingte Widerruf seiner Lehren oder das Erscheinen zu Rom binnen sechzig Tagen bei Vermeidung der Strafe des Bannes auferlegt wird."

„O Leo, Leo," rief der Churfürst, „wie konntest du dich so zum Werkzeug der Finsterlinge brauchen lassen!"

„Unser Luther," sprach der Hofprediger, „ist fest entschlossen, weder zu widerrufen, noch dieser Ladung zu gehorchen. Gern will er seine Lehren und Thaten prüfen lassen, doch nicht in Rom, wo er von Sylvester Prierias und seiner Rotte nur das Schicksal eines Johannes Huß zu erwarten hat. Man möge irgend einen deutschen Ort bestimmen, wo er vor

frommen und gerechten Richtern unter sicherem Geleit erscheinen und seine Meinungen vertheidigen wolle. Könne man ihn dann aus der heiligen Schrift eines Besseren überführen, so sei er jederzeit zum Widerruf bereit. Deshalb nun, gnädigster Herr, hat unser Doctor Lutherus an mich geschrieben, damit sich eure churfürstliche Durchlaucht bei dem heiligen Vater für ihn verwenden und die Ladung nach Rom hintertreiben mögen."

„Da soll er seinen Mann an mir gefunden haben," antwortete Friedrich der Weise, dem Hofprediger die Hand reichend, „eher wollt' ich die Churschwerter aus meinem Wappenschild, als jene Perl' aus meiner Universität Wittenberg verlieren."

Der Churfürst hielt redlich Wort. Auf seine und der Universität Wittenberg kräftige Verwendung bei Leo X. erfolgte bald ein gnädiges Breve, worin der Papst mildiglich genehmigte, daß Luther, statt zu Rom, jetzt zu Augsburg vor dem Cardinallegaten Cajetan erscheinen dürfe. Zugleich wurde Luthern selbst diese veränderte Citation zugeschickt. Friedrich der Weise bezeigte sich mit diesem Erfolge sehr zufrieden und reiste bald darauf nach Sachsen zurück. Wir aber wenden uns schnell nach Rom und thun einen Blick in das arglistige Gewebe der apostolischen Politik.

Leo X. selbst hatte es mit seinem neuen zu Gunsten Luther's gefaßten Beschluß redlich gemeint; anders aber gedachten die Dominikaner, denselben zu benutzen. Ergrimmt, sich die sicher geglaubte Beute wieder entrückt zu sehen, begab

sich Prierias zum Papst, stellte ihm die Gefahren des ketzerischen Geistes in Deutschland mit den lebhaftesten Farben vor und ließ nicht nach, den heiligen Vater im Namen des getreuen Dominikanerordens so lange mit Bitten zu beschwören, bis dieser endlich darein willigte, daß dem Cardinallegaten Cajetan die geheime Instruction ertheilt werde, sich der Person Luther's sogleich zu bemächtigen und ihn bis auf weitere Befehle aus Rom gefänglich zu bewahren.

Mit der Ueberbringung dieses wichtigen Befehls ward der junge Dominikaner Antonio Cesarini beauftragt, dessen sich unsere Leser aus früheren Schilderungen dieses Bandes als des Nebenbuhlers unsers Hutten und des Racheverbündeten der beleidigten Flaminia Savelli erinnern werden*). — Es war am späten Abend eines glühenden Augusttages, als Antonio sich auf die Villa des Cardinals Grimani begab, um Flaminien die wichtige Botschaft seiner Sendung zu verkündigen. Flaminia wünschte ihm Glück dazu; dann aber sah sie ihn lange schweigend mit grauenvoll starren Augen an, ihre Wangen überflog Fieberröthe und ihre Züge gewannen einen furchtbar wilden Ausdruck.

„Was habt ihr, Signora?" fragte Cesarini mit gewohnter Kälte.

„Sagt mir, Antonio," fragte sie hastig, „sind die deutschen Churfürsten alle zum Reichstag in Augsburg versammelt?"

---

*) Man vergl. Schilderung 8—10. des 2. Bandes.

„Sie sind alle erschienen, wie uns des Cardinallegaten Eminenz geschrieben hat.“

„Also auch der Churfürst von Mainz?“ fuhr Flaminia fort.

„Freilich, er ist ja des heiligen römischen Reichs Erzkanzler.“

„Und ist nicht der verruchte Ulrich von Hutten in des Churfürsten von Mainz Hofdienst getreten?“

„Ich erzählte es euch schon vor einem halben Jahre und kann euch jetzt verkündigen, daß er seinen Gebieter nach Augsburg begleitet hat. Der Cardinal hat seiner als eines der Kirche gefährlichen Mannes ausdrücklich Erwähnung gethan.“

„Er ist dort!“ schrie Flaminia laut auf.

„Wollt ihr zu ihm?“ fragte Cesarini spöttisch.

„Dieser da will in sein Herz!“ rief sie mit dämonischem Blick, ihren Dolch dem Mönche hinreichend.

„Ecclesia non sitit sanguinem*),“ entgegnete gelassen Antonio, indem er seine stechenden Augen an der bewegten Gestalt auf und abschweifen ließ und sich an den Qualen ihrer Leidenschaft mit Wohlgefallen zu weiden schien.

„Seid ihr ein Mann,“ stürmte die Savelli auf ihn ein, „und wagt nicht, euch zu rächen? Habt ihr nicht selbst einst mir zugeschworen, daß Rache an dem Verhaßten euch die süßeste Wonne sein würde? War er es nicht, der dieses stolze Herz gewann, das eure treue Bewerbung einst mit Kälte zurück-

*) Die Kirche dürstet nicht nach Blut.

gewiesen? Ist er es nicht, der es noch jetzt mit höllischen Krallen, wie der Teufel die sündige Menschenseele gefaßt hält? Ihr müßt ihn tödten, Antonio, oder ich verachte euch, wie den elendesten der Männer."

„Ich nicht," antwortete Cesarini mit satanischem Lächeln, „aber Rolando, mein Diener, der sich meisterhaft auf solche ritterliche Uebungen versteht. Der Bursche war früher jahrelang Bandit, bis die Rota Romana einen Preis von tausend Zechinen auf den Kopf seines Hauptmanns gesetzt und dem Angeber, falls er selbst Bandit, noch obendrein volle Straflosigkeit zugesichert. Da verrieth er seinen Herrn, der ihn mit Wohlthaten überschüttet, und holte sich das Blutgeld. Seit Kurzem steht er in meinen Diensten und reist mit mir nach Augsburg; es wird dem guten Jungen Vergnügen machen, denk' ich, die alte Kunst wieder einmal in Praxis zu setzen. Von dem Augenblick an, wo ich meine Ernennung vom Palastmeister Prierias erhielt, war die Rache an Hutten mein erster Gedanke. Meint ihr wohl, daß Antonio sich solch' eine Gelegenheit könne entgehen lassen? Meint ihr, daß es euerer Fraueneifersucht bedürfe, um meinen todesschwangeren Mannsgroll zum Handeln aufzustacheln? Ich kam hierher, um euch meinen Entschluß kund zu thun, aber ihr seid so verzweifelt klug, Signora, daß man euch mit keiner Freude mehr überraschen kann."

„Antonio," rief sie, mit furienhafter Heftigkeit ihn umarmend, „wenn du mir diesen Dolch mit Blut gefärbt wieder-

bringst und mir zuschwörst: „das ist sein Blut;" dann, Antonio, bin ich dein!"

„Und wir feiern eine Bluthochzeit, wozu die Hölle das Brautlied singt," entgegnete der Mönch, ihre krampfhaft zitternde Hand eisern umfassend.

Ueberlassen wir jetzt das finstere Paar seiner dämonischen Freude, und betrachten wir dagegen, wie der hochherzige Augustiner zu Wittenberg die Ladung nach Augsburg aufnimmt.

Luther war seit der ersten Citation nach Rom thätiger, als jemals, für seinen Beruf gewesen. Das Volk über den echten Bibelglauben aufzuklären, war sein rastloses Bestreben. Er schrieb seine treffliche Erklärung der zehn Gebote, seine herzinnige Auslegung des Vaterunsers, seinen tief eindringenden Sermon vom Sacrament der Buße. Mit dem Bann bedroht, gab er eine lateinische Abhandlung über die Unkraft des Bannes heraus und predigte deutsch darüber vor seiner Gemeinde. Alles verwunderte sich ob seiner Kühnheit und freute sich der Worte, die den Donnerkeil des Vatikans zersplitterten.

Da erhielt Luther die zweite Ladung nach Augsburg und zugleich einen Brief seines Churfürsten, der ihm guten Trost zusprach und ihn mit Reisegeld und Empfehlungsbriefen an einige wackere Männer vom Rath der Reichsstadt versah. Die Freunde des Reformators entsetzten sich bei dem Gedanken an diese Reise; Staupitz vor Allen beschwor ihn zur schleunigen

Flucht. Er aber sprach: „Je mehr mir meine Feinde drohen, desto freudiger bin ich. Was können sie mir nehmen, als den gebrechlichen Leib? Die Seele müssen sie mir lassen. Ich weiß, daß Christi Wort von der Art ist, daß ich gleich den Aposteln Allem entsagen und jede Stunde den Tod erwarten muß. Denn mit dem Tode ist das Evangelium besiegelt und durch den Tod muß es auch erhalten werden."

Sein Entschluß war gefaßt. Gott vertrauend und starkmuthig trat er zu Fuß die lange Reise nach Augsburg an. In Nürnberg ward er von seinen Ordensbrüdern gastlich aufgenommen; der Stadtprediger Link, früher Luther's College zu Wittenberg, und der Mönch Leonhard begleiteten ihn nach Augsburg.

Es war am 7. October 1518, als Hutten, mit seinem Freunde Stromer in den Umgebungen der Reichsstadt lustwandelnd, einen offenen Rollwagen mit drei darinsitzenden Mönchen bemerkte, welche von der Nürnberger Straße her auf das Wertachbrucher Thor zu fuhren.

„Wer wohl die drei Mönchlein sein mögen, die post festum den Reichstag besuchen?" sprach Hutten lachend zum Arzt.

„Wie, wenn Martin Luther unter ihnen wäre, der, wie du weißt, hierher vor Cajetan beschieden ist?" entgegnete Stromer.

„Der wird sich wohl hüten herzukommen," fuhr Hutten fort; „er wittert etwas von Scheiterhaufenrauch, und die Lieb-

haber davon, wie Johannes Huß, gehören zu den seltenen Naturerscheinungen."

Unter diesem Gespräch waren die Freunde dem Wagen so nahe gekommen, daß sie die Reisenden deutlich erkennen konnten. Luther blickte unbefangen um sich und sein großes, klares Adlerauge traf auf Hutten.

„Heiliger Gott, er ist es," rief dieser, dem die geistige Größe und weltgeschichtliche Bedeutung des Reformators wie ein leuchtender Blitz vor die ahnende Seele trat. „Er ist gekommen, Stromer," fuhr er in heftiger Bewegung fort, „er ist gekommen, um seinen Feinden als deutscher Mann die Stirn zu bieten und für die Freiheit seiner Lehre den Kampf auf Leben und Tod mit den Tyrannen der Kirche zu bestehen. Das ist kein gewöhnlicher Mönch, mein Stromer, das ist ein Mann des Volks, ein Mann des allmächtigen Gottes, der die Schicksale der Menschen lenkt. Ich will, ich muß ihn kennen lernen!"

Luther begab sich in das Kloster der Karmeliter, deren Prior ihm sehr befreundet war. Zwei churfürstlich sächsische Räthe, Philipp von Feilitsch und Doctor Johann Rühel, die in Auftrag ihres Herrn nach Augsburg gekommen waren, nahmen ihn sogleich unter ihren Schutz. Der Reformator ließ seine Ankunft dem Cardinallegaten melden und ihn befragen, wenn er vor ihm erscheinen dürfe. Cajetan ließ ihn sogleich freundlichst zu sich entbieten und der arglose Luther war schon im Begriff, Folge zu leisten, als die Augsburger Rathsherren ihn noch zu rechter Zeit warnten, er möge ja

nicht ohne vorher erlangtes sicheres kaiserliches Geleit diesen bedenklichen Schritt wagen. Die churfürstlichen Räthe theilten die nämliche Ansicht und bestimmten Luthern, sich ihr zu unterwerfen. Es vergingen jedoch einige Tage, ehe man zum Ziel gelangte, weil der Kaiser gerade mit einem großen Treibjagen in der Umgegend beschäftigt war. Der Augsburger Patrizier Christoph Langmantel und der Domherr Konrad Adelmann verwendeten sich besonders thätig für Luthern. In dieser Zwischenzeit nun schickte der arglistige Cardinallegat mehrmals seinen Ceremonienmeister Urban von Serralonga an Luthern ab, um diesen zu einem Besuch v o r erhaltenem sicheren Geleit zu bewegen, doch der Gewarnte hielt festen Widerstand, bis der kaiserliche Salvusconductus in seinen Händen war.

Unter diesem Schutz begab sich Luther am 12. October in Begleitung des Carmeliterpriors Frosch und seiner Reisegefährten Link und Leonhard zum ersten Mal zum apostolischen Legaten. Ruhig schritt der Wittenberger Professor durch die Reihen des italienischen Hofgesindes, das ihn in der Vorhalle neugierig anglotzte. Die Thür des mit Carmoisinatlas ausgeschmückten Prunksaales wurde geöffnet und Luther stand vor dem stolzen Cardinal Thomas de Vio, der, umgeben von seinen zahlreichen Officianten, auf einem Purpursessel mit goldener Lehne saß. Der Ceremonienmeister Urban von Serralonga wies Luthern zur üblichen Kniebeugung an und stellte ihn dem Cardinallegaten mit einer lateinischen Anrede vor. Dieser hieß ihn freundlich aufstehen und unterhielt sich mit ihm Anfangs auf das Liebreichste. Bald jedoch verlangte er

von ihm kurzweg, daß er seine ketzerischen 95 Sätze widerrufen und von jeder fernern Verbreitung seiner Irrlehren abstehen sollte. Luther aber entgegnete fest und würdevoll: „Er würde kein Wort widerrufen, dessen Gegentheil man ihm nicht aus der heiligen Schrift beweisen könnte.“

Da lachte Cajetan und erwiederte spöttisch: „Ich bin nicht über die Alpen gekommen, um mit dir zu disputiren, Mönchlein, sondern um dich verirrtes Schaf zum Gehorsam zurückzuführen. Der heiligen Väter Ansehen und Gesetz steht hoch über deiner Bibelweisheit und jeglicher Autorität erhaben.“ Und nun ließ er eine Legion von Stellen aus den Scholastikern und aus den päpstlichen Gesetzbüchern wie einen Pfeilregen auf Luthern herabfallen.

Der Reformator widerlegte ihn mit dialektischem Scharfsinn und blieb dabei stehen, daß er nicht widerrufen könne, daß er aber gern für die Zukunft den Schriftenstreit aufgeben wolle, wenn auch seinen Gegnern ein gleiches Stillschweigen auferlegt werde. Cajetan wollte sich damit nicht begnügen und beschied ihn auf den nächsten Tag wieder zu sich.

Dieses Mal vereinigten sich alle Beschützer Luther's, die churfürstlich sächsischen so wie die Augsburger Räthe, daß sie ihn begleiten wollten, theils um das Colloquium durch ihre Gegenwart feierlicher zu machen, theils um alle Unbilden und Ränke von Seiten des Cardinals damit zu verhindern. Auch der Kaiser selbst verordnete vier seiner Räthe, worunter sich Doctor Konrad Peutinger befand, zu diesem Endzweck. Um der Thatsache des Gesprächs die größtmöglichste Beglaubigung

zu geben, ward beschlossen, daß auch ein protokollirender Notar nebst Zeugen zugezogen werden solle.

Erschöpft von der Anstrengung des Tages saß Martin Luther am Abend mit seinen Nürnberger Augustinern und dem wackern Carmeliterprior bei einer Flasche edeln Rheinweins in enger Zelle beisammen, als ein Klosterbruder verkündigte: „Es sei draußen an der Pforte ein vornehmer Ritter, der mit Doctor Luthern zu sprechen verlange. Seinen Namen habe er nicht genannt, doch trage er die Farben des Hofstaates von Mainz."

„Was mag der Erzbischof Albert von mir wollen?" fragte Luther seine Freunde. „Ich versehe mich nicht viel Gutes zu ihm, denn er ist ein falscher Mann, der sich mit seinem Ablaßhandel große Unehre bereitet und sich gar gleichgültig gegen die Sache der Wahrheit erwiesen hat."

„Laßt euch vor dem Mainzer Abgesandten verläugnen," sprach der Prior, „es stecken gewiß bloß neue Ränke des Legaten darunter."

„Nein, ich will zu ihm in's Sprachzimmer," entgegnete Luther, „ich darf keiner Anfechtung aus dem Wege gehen." Der Reformator ging, und der Fremde ward eingelassen.

„Ulrich von Hutten grüßt den Doctor Martin Luther," rief der Ritter dem Augustiner entgegen.

„Gottes Segen mit euch," antwortete jener freudig überrascht, „Gottes Segen mit euch, der ihr die Dunkelmänner in witzsprudelnden Briefen gegeißelt, der ihr den ehrwürdigen Reuchlin gegen den wüthenden Hogstraten in Rom vertheidigt,

der ihr den alten Wahrheitsfreund Laurentius Valla von den Todten auferweckt habt!"

„So kennt ihr meine Schriften, theuerer Luther?"

„Sie haben mich angeregt zum großen Werk. Euer Valla hat mir die Augen über der Päpste arges Treiben geöffnet."

„Luther, verzeiht mir, verzeiht dem Zweifler, der nicht an euere Größe geglaubt, weil er Alles verachtete, was von Mönchen geschah. Euer Erscheinen in Augsburg hat die Nebel vor meinen Augen zerrissen. Jetzt erkenne ich euern Heldengeist, jetzt beuge ich mich vor dem Streiter für heilige Glaubensfreiheit, vor dem Befreier des deutschen Volkes aus Roms Tyrannenketten."

„Streuet mir keinen irdischen Weihrauch, Ritter Hutten. Ich kämpfe nicht für meinen Ruhm, noch für den Ruhm meines Volkes; ich streite nur für Christi Sache, und, was ich that, vollbracht' ich nur durch seine Gnade."

„Mann Gottes, ich will dich in deiner frommen Demuth nicht stören, wenn auch ich rohes Weltkind mich zu deiner reinen Höhe nicht aufschwingen kann. Aber wir streiten doch beide für die edle Freiheit, jeder in seiner Art, und darum biet' ich dir die Hand zum treuen Bund für Gottes und der Menschheit heilige Sache."

„Ich schlage freudig ein."

„Jetzt noch eine Bitte, lieber Doctor Martin."

„Redet, theuerer Hutten."

„Ihr gehet morgen wieder einen schweren Gang zum apostolischen Nuncius. Laßt mich als Zeugen der Unter=

redung beiwohnen, laßt mich Zeugen eueres Heldenmuthes sein, damit jedes euerer Worte sich mit Flammenschrift auf ewig in mein Inneres grabe."

„Gern, Ritter Hutten, aber werden es die Herren Räthe auch zufrieden sein, daß ihr als ein Fremder — — — —"

„Sie sind es," unterbrach ihn Hutten, „alles ist bereits abgemacht, ich werde als einer der Notariatszeugen auftreten."

„Aber der Cardinal selbst?"

„Kann es nicht hindern, daß die Commissarien des Kaisers und des Churfürsten mitbringen, wen sie wollen."

„So kommt, edler Hutten, und seht, wie ein Christ für seinen Glauben steht und fällt!"

Als Hutten aus dem Carmeliterkloster heimkehrend durch eine schmale dunkle Gasse wandelte, gewahrte er in einiger Entfernung eine lange vermummte Gestalt, die geisterhaft aus einer Mauer hervorzutreten schien. Ein unerklärliches Grauen befiel ihn bei dem Anblick, und schon war er im Begriff, einen Seitenweg einzuschlagen, als ihm Dürer's Bild vom unerschrockenen Ritter einfiel, der mitten durch Tod und Teufel hindurchritt, und muthig schritt er seines Pfades vorwärts.

Kaum aber hatte er den Unheimlichen erreicht, so stürzte dieser im raschen Sprunge wie ein Tigerthier auf ihn los und umschlang ihn blitzschnell mit dem linken Arme, während er mit dem andern ihm den blanken Dolch gegen die Brust zückte. Hutten, gewandt wie er war, parirte mit vorgehaltenem

Mantel den Stoß und suchte mit der Rechten dem Gegner die Waffe zu entwinden. Es entstand ein gewaltiger Ringkampf.

„Dieß zum Lohn!“ rief eine donnernde Stimme, und eine Degenspitze durchbohrte den Meuchler, der lautlos zusammenbrach.

„Bruder Bernhard!“ schrie Hutten, seinen Retter umarmend.

„Mein Ulrich!“ jubelte wonnetrunken Pirkheimer, den Freund erkennend.

„Laß uns doch unser Wild betrachten,“ fuhr Bernhard nach einer Pause fort; „der Kerl ist verlarvt, ich wett', es ist ein Welscher. Herunter mit der Larve!“

„Das ist ein römisches Gesicht,“ sprach Hutten, den Todten beim bleichen Mondschimmer betrachtend.

„Aber keines aus der Zeit der Republik,“ erwiederte Pirkheimer.

„Was den Menschen wohl zu der Gräuelthat bewogen haben mag?“ fragte Hutten sinnend.

„Die Sucht nach einem Beutel Ducaten, die er bei jedem Rittersmann hier vermuthen kann,“ antwortete Pirkheimer verächtlich. „Laß die Bestie liegen, Bruder Hutten, und trink' mit mir einen Schoppen Rüdesheimer auf ihre glückliche Höllenfahrt.“

Am nächsten Tage ward Luther von stattlichem Gefolge zum Cardinallegaten geleitet. Es befanden sich darunter Konrad Peutinger und drei andere kaiserliche Räthe, die beiden

churfürstlich sächsischen Räthe von Feilitsch und Doctor Rühel, der Senator Langmantel und Domherr Adelmann von Augsburg, der Generalvicar der Augustiner Doctor Staupitz, der von Wittenberg dem Freunde nachgeeilt war, der Notar und zwei Zeugen, deren einen unser Hutten abgab. —

Auch der Cardinal hatte sich mit einem noch glänzendern Hofstaat, als das erste Mal umringt, wozu sich noch eine große Anzahl Augsburger Dominikaner gesellt hatte. Als Hutten seine Blicke im Kreise umherschweifen ließ, begegnete er den stechenden Augen einer finstern Mönchsgestalt, in welcher er sogleich seinen Nebenbuhler Antonio Cesarini erkannte. Eine Fluth von Gefühlen durchströmten seine Brust. Flaminia's Bild, ihr Lieben und Hassen, der blutige Todeskampf mit Fernando, Alles trat wieder vor seine Seele. Der Banditenanfall von letzter Nacht gewann jetzt fürchterliche Bedeutung. Lange schauten sich der Deutsche und der Römer, als wollten sie einander vernichten, fest und durchbohrend an, bis sie ermattet die Augen senkten.

Cajetan befragte nun Luthern, ob er sich zum Widerruf entschlossen habe. Der Reformator wies die verletzende Zumuthung mit Entschiedenheit von sich, erklärte sich aber zu einer öffentlichen oder geheimen Disputation über seine Lehrsätze bereit und wollte sich dem Urtheil der vier Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris unterwerfen. Hochfahrend schalt der Legat auf Luther's Hartnäckigkeit und wiederholte mit befehlendem Tone sein Ansinnen. Da brauste auch bei dem Reformator die Zornfluth hervor und mit donnernder

Stimme rief er: „Ich kann nicht widerrufen, ich kann nicht weichen von der heiligen Schrift." Der Cardinal kam nun wieder auf seine päpstlichen Gesetze zurück, Luther verwies ihm dagegen seine falschen Auslegungen, und so ward der Streit immer heftiger und spitzfindiger, bis der Augustiner sich endlich zu einer schriftlichen Erklärung über seine Lehrmeinungen erbot, da bei dem leeren Wortgefecht doch nichts herauskomme. Cajetan gab seine Zustimmung und die Versammlung ward verabschiedet.

Tages darauf ging Luther mit seiner Begleitung zum dritten Male zum Nuncius und übergab ihm seine schriftliche Vertheidigung. Der Cardinal überflog sie, lachte darüber und nannte sie ein leeres Geplauder, das sich mit unnützen Floskeln aus der Bibel groß thue. Luther verlangte gründliche Widerlegung, der Cardinal aber schrie immer fort: „Widerrufe, widerrufe!" Heftiger noch, als am vorigen Tage, entbrannte nun der Streit zwischen dem Nuncius und dem kühnen Augustiner. Fest wie auf Felsengrund stand Luther auf dem Boden seiner Ueberzeugung und ließ alle Pfeile des Gegners am ehernen Schilde des Evangeliums zersplittern.

Da tobte der Cardinal im höchsten Grimm und verbannte Luthern aus seinen Augen, bis er wiederkomme, um zu revociren.

Der Reformator entfernte sich mit stiller Würde. Als er aus dem Palaste des Legaten trat, drängte sich Hutten an ihn, fiel ihm um den Hals und rief: „Du hast vor den Karthaunen des Vatikans gestanden, wie ein Held in der

Schlacht; mit dir ist der Gott der Heerschaaren und sein Sieg!“

Cajetan versuchte noch immer auf Umwegen zu seinem Ziele zu gelangen. Er entbot Luther's Freunde Staupitz und Link zu sich, und ersuchte sie, durch gütliches Zureden auf ihren Ordensbruder einzuwirken. Staupitz stimmte für ein freundliches Zwiegespräch des Cardinals mit dem Angeklagten. „Nein, nein,“ rief der Nuncius, „ich will nicht mehr mit dieser Bestie reden, denn sie hat tiefe Augen und wunderbare Gedanken in ihrem Kopfe.“

Luther schrieb auf seiner Freunde Wunsch einen höflichen Brief an den Cardinal, worin er ihn wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung bat, jeden Widerruf aber aus Gewissenspflicht mit Bestimmtheit ablehnte. Cajetan gab hierauf keine Antwort und schien auf arge Pläne zu sinnen. Dem Kaiser, der ihn zur Schonung gegen Luthern auffordern ließ, gab er die ausweichende Antwort: Er werde thun, was ihm der heilige Vater befohlen.

Der Reformator schrieb jetzt eine Appellation von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden, ließ sie von einem öffentlichen Notar vor Zeugen vollziehen und im Carmeliterkloster niederlegen. Luther's Freunde aber glaubten jetzt, auf seine schleunige Rettung bedacht sein zu müssen.

„Rüstet euch schleunig zur Flucht, theuerer Doctor Luther,“ sprach eines Abends rasch mit Hutten bei ihm eintretend der Augsburger Rathsherr Langmantel, „ihr habt keinen Tag

länger hier zu verlieren, denn der Cardinal geht mit böser Tücke gegen euch schwanger. Noch diese Nacht müßt ihr Augsburg meilenweit hinter euch haben. Ich und Ritter Ulrich von Hutten werden euch bis zu einem stillen Mauerpförtchen geleiten, das euch auf die Straße nach Nürnberg führt. Draußen harrt euerer ein Knecht mit einem schnellen Rößlein, das ihr flugs besteigen und darauf davonjagen müßt."

„Des Herrn Wille geschehe," antwortete Luther gefaßt, umarmte alle die Freunde noch einmal im Kreise und schritt raschen Trittes mit den beiden Männern dem bezeichneten Pförtchen zu, wo Knecht und Klepper seiner warteten.

„Gott mit dir, Bruder Martin!" sprach Hutten bewegt, als er dem edeln Glaubenshelden auf das Pferd geholfen und ihm Zügel und Steigbügel zum Ritt geordnet.

„Streite muthig für unsere heilige Sache, Bruder Hutten," entgegnete der Augustiner, „auf daß wir uns einst wiederfinden, wo nicht hier, doch dort oben bei unserm himmlischen Vater!"

„Augsburg betet für euere glückliche Heimkehr, ehrwürdiger Herr," sagte der Patrizier Langmantel, dem eine Thräne über die Wangen rollte.

„Lebt wohl!" rief Luther, dem Pferde kräftig die Schenkel anlegend, und flog wie der Sturmwind davon.

In Nürnberg ward der Reformator von der geheimen Instruction des Cardinals in Kenntniß gesetzt und lernte jetzt die Gefahr, der er glücklich entgangen, erst recht begreifen. — Cajetan schäumte vor Wuth, als ihm Luther's Entweichung

bekannt und dessen Appellation durch den Carmeliterprior zugestellt wurde. Des Reformators Freunde aber und alle freisinnige Männer zu Augsburg jubelten laut über seine Rettung und reichten sich stolz die Hände vor der Hauptpforte des Augsburger Doms, wo Luther's Appellation feierlich angeschlagen ward.

Der alte Kaiser Maximilian selbst freute sich herzlich darob, daß Doctor Martin den Klauen des Legaten glücklich entronnen war, und als die churfürstlich sächsischen Räthe sich bald darauf beurlaubten, sprach er zu ihnen mit klugen Worten: „Sagt euerem Churfürst, er solle sein Mönchlein wohl aufbewahren, es werde eine Zeit kommen, wo man seiner brauchen werde."

Inzwischen hatte der Kaiser schlimme Nachrichten aus Würtemberg erhalten, die sein Gemüth gar sehr bekümmerten. Herzog Ulrich hatte sich neuerdings auf das Innigste mit Frankreich verbunden und führte arge Pläne gegen Kaiser und Reich im Schilde. Ja seine Hofschranzen sprachen schon ziemlich unverblümt davon, daß sie sich bald die Reichskleinodien zur Kaiserkrönung ihres Herrn herbeiholen würden. Es war die höchste Zeit, daß Maximilian den beschlossenen Rachekrieg gegen den Würtemberger in's Werk setzte. Schleunig eilte er daher in seine Erbstaaten zurück, um seine Schaaren zum Kampf zu rüsten.

Es war ein nebelgrauer Octobertag, als der Kaiser zur alten Reichsstadt hinaus gen Inspruck ritt. Das welke Laub fiel von den Bäumen und ein kalter Wind rauschte durch ihre

Wipfel. Als nun Maximilian auf die weite Ebene des Lechfeldes zur sogenannten Rennsäule gekommen war, da beschlich ihn plötzlich eine wehmüthige Ahnung und er brach, noch ein Mal zur Stadt sich umkehrend, in die Worte aus: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle deine frommen Bürger darinnen! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, doch nun werden wir dich nicht mehr sehen!“

Achtzehnte Schilderung.

Hutten's Hofleben zu Mainz. — Kaiser Maximilian's Tod.

Augsburg war still, aber Mainz wurde lebendig. Viele der Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren, die den Reichstag verlassen hatten, besuchten jetzt den gastfreundlichen Hof des Churfürsten Albrecht, der Geladene und Nichtgeladene gern sah. Die Bischöfe von Speier und Straßburg, die Grafen von Nassau, Isenburg und Waldeck, der Abt von Corvei und eine Menge anderer vornehmer Herren zogen mit zahlreichem Gefolge in das goldene Mainz herein. Alles gerieth in die lärmendste Bewegung, auf allen Straßen ward man von Rossegetrampel, Rädergeknarr, Trompetengeschmetter und dem Beifallsruf des gaffenden Volkes betäubt.

Der Churfürst entfaltete allen Glanz seines Hofstaates, um seinen Gästen die möglichste Kurzweil zu verschaffen. Bald war es ein Treibjagen, bei welchem die polnischen und türkischen Rosse, die irländischen Saufänger und die dänischen Windhunde ihre Schnelligkeit und Gewandtheit erprobten; bald eine Falkenbeize, wobei die Jagdfalken Herzog Albert's

von Preußen ihren alten Ruhm bewährten; bald ein Gastmahl, das die Fülle der mit getriebener Arbeit prangenden Gold- und Silbergefäße und die feine Kunst italienischer Köche bewundern ließ, während die reichgeschmückte Schaar der Hofspielleute sich mit Posaunen, Krummhörnern, Geigen und Flöten aus Leibeskräften musicirend vernehmen ließ; bald ein Turnier oder Ringelrennen, welches sich durch die Pracht der Rüstungen und Waffenröcke, wie durch den hohen Werth der Siegespreise auszeichnete.

Ein neues glänzendes Fest, welches besonders den anwesenden hohen Frauen gelten sollte, wurde eben vorbereitet. Es war auf ein Glücksspiel abgesehen, dessen Gewinne nicht nur in den reichsten Sammet- und Seidenstoffen, sondern auch aus den kostbarsten Schmucksachen bestehen sollten. Wir belauschen eine Unterredung, die der Churfürst soeben mit dem Nürnberger Juwelier Arnold Wenck, einem der berühmtesten Meister seiner Zeit, hält. Der Künstler hat seine zierlichen Kästchen geöffnet und die schimmernden Waaren ausgelegt, die Albrecht mit lüsternen Blicken mustert. Hier zieht ein Halsband von Smaragden, dort Ohrgehänge von den größten orientalischen Perlen, dort ein Kreuz von Diamanten und ein Armband von Türkisen, dort ein Paternoster von durchsichtigen Carneolen ihn an. Am begierigsten aber betrachtete er eine mit Vergißmeinnichtblümchen von blauen Sapphiren umringte Rose der feurigsten Rubinen, die für den schönsten Busen bestimmt schien. — Meister Arnold Wenck hielt eine reiche Ernte. Der verschwenderische Erzbischof ließ den Gold-

brunnen seiner Schatzkammer springen und war überglücklich im Besitz der strahlenden Kunstwaaren.

„Ritter Hutten soll kommen," befahl er dem aufwartenden Edelknaben.

Ulrich von Hutten erschien. „Euere Durchlaucht haben befohlen — — — — —"

„Nichts befehl' ich, lieber Hutten, nichts. Ich erbitte mir etwas von dir, ein unbefangenes Urtheil deines Kunstgeschmacks, denn du hast einen feinen Sinn für alles Schöne, mag es in Worten oder Tönen, in Farben oder Formen erscheinen."

„Man wirft mir oft Rohheit und Ungestüm vor, mein Fürst."

„Die Schwachen hassen den Kräftigen. Doch zur Sache. Betrachte diese Kostbarkeiten hier, die ich zum Glücksspiel für morgen Abend bestimmt."

„Ha, welche Pracht! Wie hat der Künstler die kalten Edelsteine zu lebenswarmen Blumen umgezaubert!"

„Beschaue, prüfe und vergleiche, und dann sag' mir, welches Stück du der Schönsten und Liebenswürdigsten geben würdest?"

„Dieses da," antwortete Hutten ohne Schwanken, „die glühende Rose jugendlicher Schönheit und das zärtlich bittende Vergißmeinnicht der Liebe, worauf könnte die holde Vereinigung besser passen?"

„Getroffen, mein Ulrich, getroffen, ja diese Rose soll am Busen der Anmuthigsten blühen!"

„Vielleicht bestimmt sie euere churfürstliche Würde der jungen Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, die stolz wie eine Juno und liebreizend wie Aphrodite ist?“

„O nein.“

„Oder der elfengleichen Gräfin von Waldeck?“

„Mit nichten.“

„Oder der braunlockigen Prinzessin Adelheid von Baden?“

„Keine von allen den Fürstinnen und Gräfinnen soll sie haben, sondern eine, die gar nicht mitspielen wird, die gar nicht mitspielen darf, weil sie der Zufall im stillen Bürgerhause statt im Palast geboren werden ließ.“

„Ha, nun weiß ich! Wahrlich, die verdient es, die überstrahlt alle die Erlauchtig- und Durchlauchtig-Gebornen!“

„Ist dir nun endlich die Binde von den Augen gefallen? Ja sie, nur sie soll die funkelnde Rose haben, die doch noch von ihrem holdseligen Zauberschimmer übertroffen wird!“

Eine schöne Bürgerstochter von Mainz, Ursula Redinger, hatte das Herz des erzbischöflichen Churfürsten gewonnen. Er war jung, kräftig, liebenswürdig, — was kümmerten ihn Tonsur und Cardinalshut? Das Leben von jeder anmuthigen Seite zu genießen, war Albrecht's Grundsatz.

Ein geräuschvoller Festtag war wieder vorüber und Hutten seines lästigen Hofdienstes entbunden. Die hohen Bogenfenster des churfürstlichen Schlosses wurden allmälig dunkel; nur in Hutten's Zimmer brannte noch die mitternächtige Lampe, bei welcher er vor seinem Arbeitstische saß.

Leise klopfte es drei Mal an die Thüre. „Herein! — Ah, du bist es, Stromer, was führt dich noch so spät . . . . ."

„Ich sehnte mich nach einer Stunde vernünftigen Gesprächs," entgegnete der Leibarzt, „nachdem ich den ganzen Tag über pflichtgemäß habe leeres Stroh dreschen müssen."

„Da geht es dir gerade, wie mir, Freund. Ich bin todmüde von all' dem officiellen Unsinn. Komm, setz' dich zu mir und laß uns eins traulich kosen."

„Was schreibst du denn da in mitternächtiger Einsamkeit, lieber Hutten?"

„Der Hof hat mich krank gemacht, jetzt soll mich der Hof wieder gesund machen, indem ich selbst mein Müthchen an ihm kühle und ihm mit satyrischen Hieben und Stichen im reichen Maaße das Böse vergelte, was er mir selbst gethan."

„Zeig' her," sprach Stromer, indem er eines der vor ihm liegenden Blätter in die Hand nahm. „Misaulus oder das Hofleben, ein Dialog, — ei, da hätten wir ja gleich den Anfang, das muß ich lesen." — Stromer liest:

Personen: Kastus und Misaulus.

Kastus: Wie sehr, Misaulus, bestätigt sich doch das Sprüchwort: „Kleider machen Leute!" Denn so wie du jetzt gekleidet und geputzt bist, gefällst du mir ausnehmend wohl."

Misaulus. Ich aber gefalle mir selbst nicht und sehne mich nach meinen alten Lumpen zurück.

Kastus. Was sagst du? Von dieser Zierlichkeit nach jenem Schmutz?

Misaulus. Von der Sclaverei zur Freiheit, denn in die schlechtesten Lumpen müßt' ich mich hüllen, um frei zu sein.

Kastus. So bist du also nicht frei?

Misaulus. Nein, weil ich diene, und — damit du die Sache ansiehest, wie sie wirklich ist — weil mich dieß seidene Gewand einer freiwillig herbeigerufenen Weichlichkeit, einer für Männer unwürdigen Lebensart anklagt. Diese goldene Kette hier, womit ich meinen Hals umschlungen trage, ist das Zeichen einer gar wunderlichen Gefangenschaft. Wenn du mich daher als Hofjunker begrüßen hörst, so nimm es als ein Kennzeichen meiner Sclaverei.

Kastus. Wohin führst du mich? Welchen Unsinn bringst du vor? Sclaven wären es, Gefangene wären es, die an den Fürstenhöfen verweilten?

Misaulus. Ja, und recht klägliche obendrein. Man könnte sie auch Verbannte nennen, verbannt nämlich aus dem wahren Kreise menschlicher Bestimmung.

„Das ist ja ganz vortrefflich, theuerer Hutten," sprach Stromer, seine Vorlesung unterbrechend, „da erkenn' ich dich wieder einmal so ganz! Eine Satyre über den Hof von einem Hofmann am Hofe selbst verfaßt! Nun fehlt weiter nichts, als daß du das Gespräch noch deinem gnädigsten Churfürsten zueignest."

„Warum nicht, wenn es mir gerade so einfällt?" antwortete Hutten launig, „aber jetzt laß dein Lesen gut sein, Stromer, wir können Besseres besprechen."

„Nein, ich will und werde lesen, ich muß wissen, wie du deinen Stoff durcharbeitest.“

„So will ich dir lieber selbst die Quintessenz herausziehen, wie ihr Aerzte mit den Pflanzensäften zu thun pflegt.“

„So beginne deine Operation, doch nicht zu flüchtig.

„Nicht wahr, lieber Stromer, das stundenlange Stehen und Aufwarten bei unsern Fürstlichkeiten ist eine sehr ergötzliche Beschäftigung?“

„Ergötzlich ist das Stehen nur für die Fürsten selbst, denn sie sind geborne Standespersonen.“

„Mein Misaulus theilt deine Meinung. Aber höre, der Dialog beginnt.“

Misaulus. Schon um sieben Uhr früh muß ich vor dem Gemach des Fürsten stehen. Solchen Dienstzwang bringt die Etiquette mit sich.

Kastus. Wie lange mußt du denn dort stehen?

Misaulus. Oft einige Stunden lang.

Kastus. Und zu welchem Endzweck?

Misaulus. Der Bedienung wegen und damit der Durchlauchtige immer etwas zu befehlen habe, oder auch, damit er nie ohne Begleitung ausgehe. So ist mein ganzes Dasein aus sich herausgerückt, so hängt mein eignes Selbst immer nur vom Wink oder Befehl eines Andern ab.

Kastus. Wie, läßt das nicht schön, sich also prachtvoll kleiden zu dürfen, mit der allerhöchsten Person im unmittelbaren Verkehr zu leben, sich dieser und jener Vorrechte zu er-

freuen, und zu diesen und jenen Ehrenstellen gelangen zu können?

Misaulus. Wie? ist das nicht schmachvoll, plötzlich beim Glockenschlag, wie vom Blitz geschreckt, aufspringen und, Alles von sich werfend, an der Thür des Allerhöchsten stehen und dort nicht bloß das, was er mit Worten befiehlt, sondern auch, was er nur mit einem Handwink bezeichnet, ja nur mit einem Fingerschnips andeutet, gewissenhaft und mit wahrer Herzensangst vollziehen zu müssen? Keine Zeit, keinen Ort für sich zu haben? Alles nur unbestimmt und bittweise zu besitzen, immer nur von fremdem Gnadenbrode zu leben? Bei jeder Begegnung des Fürsten erbleichen, oder erröthen, oder entfliehen zu müssen? Bald zu fürchten, bald zu staunen, bald zu heucheln oder zu verhehlen? So oft die Kniee zu beugen und das Haupt zu entblößen, immer sich sclavisch und flehend, nimmer als Selbstständiger sich betragen zu dürfen? Durch fortdauernde Beschwerden und Nachtwachen die Gunst eines Menschen erbuhlen zu müssen? Beständig Acht zu geben, daß man man ja nichts sage, geschweige unternehme, was er mißbilligen könnte? Im ewigen Hader mit mißgünstigen Nebenbuhlern zu leben? Lob wie Tadel am unpassenden Orte zu ertheilen? Nichts sagen zu dürfen, was du fühlst, sondern nur, was sich schickt? Eine Masse von Verbindlichkeiten und Verpflichtungen auf sich zu haben, Andern stets beistimmen und schmeicheln, sich selbst vernachlässigen, oft Unwürdiges zu begehen oder zu erdulden

und das eigene Wesen nach fremdem Muster ummodeln zu müssen?

Kastus. Du zählst ein Meer von Uebeln auf!

Misaulus. Mit Recht nennst du es ein Meer, und, wenn du willst, so nenn' es ein Tyrisches Meer, welches uns mit Ungestüm hinwegraubt, mit Gewalt festhält und auf seinen Fluthen hin und herschleudert; ein falsches, treuloses Meer, auf dem entgegengesetzte Winde wehen, das hitzig aufbraust, im Sturme rast, reich an Klippen und Sandbänken aller Art ist; ein Meer, das Ungeheuer und Scheusale die Fülle in seinem Abgrund beherbergt und uns in Tod und Verderben treibt! Auch mich haben die schönen Sirenen dieses Meeres zu dessen Beschiffung verlockt und mich in namenloses Elend gestürzt.

„Ein treffliches, reichhaltiges Gleichniß, was du da aufrollst, mein Hutten," unterbrach ihn Stromer. „Laß sehen, wie du es im Einzelnen durchführst. Laß deine Meerwinde sausen!"

„Wohlan denn, so höre, was Misaulus dir antwortet," entgegnete Hutten.

Misaulus. Die Winde des Hofmeeres heißen: Gunst, Mißgunst, Habsucht, Ehrgeiz, Ueppigkeit, Umgang und Armuth. Die Gunst, Kastus, bewirkt, daß du zu Ungerechtem räthst und das Rechte nicht mehr zu erkennen vermagst, daß du die bösen Händel deiner Freunde in Schutz nimmst und überhaupt Alles, was dir Neigung abgewann, unbedenklich dem Fürsten anpreisest.

Die Mißgunst dagegen spornt dich oft zum Widerstand gegen die Rechtschaffenen und zur Verfolgung von Allem, was dir hinderlich scheint. Gunst und Mißgunst im traulichen Verein lassen keine Seelengüte am Hofe ungetrübt. Verworfene Menschen werden auserwählt, redliche dagegen ausgeschlossen und Unwürdigkeiten aller Art begangen. Was die Habsucht betrifft, so wirst du wohl nicht zweifeln, daß mancher weder Wort noch That scheuet, wenn er nur seine Begierde befriedigen kann. Von daher schreiben sich jene an Höfen so gewöhnlichen Meineide, Treulosigkeiten und falschen Zeugnisse, die mit der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse immer häufiger werden. Oder ist es nicht die Habsucht, welche so viele antreibt, daß sie sich durch Geschenke bestechen lassen, daß sie die Gunst des Fürsten und leeren Dunst verkaufen? Daß sie plündern, brandschatzen, stehlen und rauben?

Und nun vollends der Ehrgeiz, was läßt er uns nicht alles ertragen? Heißt er uns nicht alles Würdige und Unwürdige versuchen? Wirft er nicht den Zunder der Zwietracht oft selbst unter die, welche sich die Theuersten waren? Erzeugt er nicht zwei der größten Hofseuchen, die Schmeichelei und die Kriecherei? Kein Nordwind treibt gewaltiger das Schiff, als dieser das Gemüth des Menschen in Bewegung setzt. Wer von ihm ergriffen ist, wagt jede Gefahr zu bestehen, durch die Geschosse der Feinde sich durchzuschlagen, Freundschaften zu brechen, Treue zu schänden, die Bande des Blutes zu lösen, an Gott und

Menschen zu freveln — wenn er nur Befehlshaber einer Stadt werden, dieses oder jenes Amt erlangen, ja bisweilen nur einen leeren Titel erhaschen kann.

Welchen verderblichen Einfluß hat aber ferner die Ueppigkeit, welche Verschlechterung der Sitten, welche Entkräftung des Körpers führt sie herbei! Das Gold läßt sie thörichterweise geringschätzen und eitle Pracht eben so thöricht mit Vorliebe aufsuchen. Kostbare Kleider, Gold- und Silbergefäße, Edelsteine und Perlen, und wie all' der Flitter heißt, überschwemmen den Hof. Aber so theuer auch diese Dinge gekauft werden, so leichtsinnig werden sie bald wieder als unnütz weggeworfen, und man gilt für so vornehmer, je gleichgültiger man sie von sich schleudert. Die Höflinge kaufen nichts, um es zu gebrauchen, sondern nur, um damit zu prahlen. Der Fürst geht mit gutem Beispiel voran, die Uebrigen folgen nach. Man fragt nicht, womit dieser Schlund von Bedürfnissen ausgefüllt werden soll? Man geht davon aus, er muß ausgefüllt werden, gleichviel ob das Erbtheil der Einzelnen zu Grunde gehe, gleichviel ob die Unterthanen dabei zu Bettlern ausgeplündert werden, oder ob der Fürst selbst zuletzt dadurch zum Bettler werde.

Kastus. Es ist, wie du sagst. Denn was sonst, als jene leidige Ueppigkeit, lehrt uns die einheimische Wolle, die uns am besten kleidet, verachten und dafür Seiden- und Purpurstoffe mit großen Kosten ankaufen? Ein kriegerisches, die Weichlichkeit verachtendes Volk konnten wir uns

einst ohne Gold und Edelsteine schmücken, und jetzt schämen wir uns des Waffenrocks und des Panzers?

Misaulus. Auch den Zimmt, den Safran, den Pfeffer und all' das übrige fremde Gewürz führte der Luxus in unser Land ein.

Kastus. Und verweichlichte, wie ich glaube, zugleich die Sitten und entnervte unsere echt deutsche Urkraft.

Misaulus. Freilich. Denn um wie viel anständiger pflegten die alten Deutschen ihre Körper mit Thierfellen zu bekleiden und tapfere Großthaten dabei zu vollbringen, während wir, die schön Gekräuselten und Geputzten, keine Könige mehr unterjochen, keinen Lorbeer mehr erringen, keinen Nachruhm auf die Enkel vererben, es sei denn, daß wir bei vollen Bechern uns munter gelagert und von zwei Seiten zugleich unsere Kräfte vermindert, nämlich den Körper entmarkt und den Verstand verloren haben.

Kastus. Ich fürchte du hast Recht, aber gehen wir jetzt zu einem andern Hofwind über.

Misaulus. Auf gar wunderliche Klippen treibt uns auch der Umgang, denn das Beispiel böser Sitten eröffnet einen neuen Abgrund. In diesem Wirbelwinde gehen die meisten Jünglinge, die als Neulinge an den Hof kommen, unter. Denn da, wie ein alter Weiser sagt, wir immer zum Verbotenen uns neigen und das Verweigerte erstreben, so findet sich bei Hofe Ueberfluß an solchem Stoff, woraus wir uns das Verderben bereiten können. Einige gerathen unter Schlemmer und Trunkenbolde, Andere unter Spieler,

Andere wieder unter Wollüstlinge, die meisten aber unter Schmeichler und Hofaffen. Wie läßt sich in solchen Gesindels Mitte noch eine sichere Freistatt für Herzensunschuld und Rechtschaffenheit denken?

Kastus. Ich wenigstens bin der Meinung, daß selbst Pallas, die Göttin der Weisheit, unter den Einflüssen dieser Epidemie erkranken würde. O ihr jämmerlich betrogenen Eltern, die ihr euere Knaben zum Unterricht an den Hof schickt, da ihr sie vielmehr mit aller Gewalt davon hinwegreißen solltet!

Misaulus. Wohl hast du Recht, aber laß uns jetzt vom letzten der vorhin erwähnten Hofwinde reden, ich meine die Armuth, die eines der bedenklichsten Uebel am Hofe ist, weil sie uns die Selbstständigkeit raubt. Die Bettler am Hofe sind beständig allen Lastern unterworfen. Gierig nehmen sie Geschenke an, schnell brechen sie aus Gewinnsthoffnung die Treue, lassen sich mit leichter Mühe bewegen, anvertraute Geheimnisse zu verrathen und eine schlechte Sache dem Fürsten zu empfehlen, und scharren zusammen, wie und wo sie können, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht. Wer diese Leute durch Geld einmal gewonnen, wird durch ihre Vermittelung Alles ohne Schwierigkeit erhalten. Auf diese richten vorzüglich diejenigen ihr Augenmerk, welche die Gunst der Fürsten zu erbuhlen trachten, und in der That handeln sie eben so klug daran, als die Belagerer, welche ihre Geschütze auf die schwächsten Stellen einer Festung richten.

Kastus. Da du jetzt mit den Winden des Hofmeeres fertig bist, so laß mich auch etwas von seinen Klippen hören.

Misaulus. Die erste und vorzüglichste, die zu vermeiden, ist des Fürsten Zorn. Wer einmal diesen sich zuzog, um den wird es bald geschehen sein, und es lohnt sich daher der Mühe, uns von der Natur dieser Klippe genauer zu unterrichten. Entweder schenkt dir dein Durchlauchtigster huldreiche Blicke; dann bist du ängstlich, in Nichts zu verstoßen und dir seine Gnade sorgfältig zu erhalten. Oder er wendet Aug' und Ohr und Hand weit von dir; dann suchst du dir Verdienste zu erwerben, indem du dich auf alle Art abmühest, die Treppen bald hinauf, bald hinunterfliegest, Kälte und Hitze erträgst, Würdiges und Unwürdiges erleidest, Alles wagst und oft wider den Strom schwimmst. So mußt du dich beständig abquälen und von Tag zu Tag wird deine Knechtschaft schlimmer, während du doch immer in Ungewißheit schwebst, ob der Durchlauchtige dein redliches Bemühen auch wirklich einsehe und anerkenne. Denn es gehört mit zu seiner Würde, dich stets in vollem Athem und in voller Erwartung zu erhalten, daß er dir seine Huld reichhaltiger verleihen und deiner Anstrengung den gebührenden Lohn bestimmen werde. Unter diesen Umständen pflegt es denn oft zu geschehen, daß der Furchtbare dir um eines Nichts willen zürnt und nur durch große Erniedrigung sich wieder versöhnen läßt. Denn oft werden die Fürsten wegen eines Federchens, wegen eines Härchens, wegen einer tauben Nuß, ja wegen des

Schattens eines Rauches selbst dergestalt in Feuer und Flammen gesetzt, daß sie Himmel und Erde in Bewegung setzen und die lächerlichste Tragödie von der Welt aus der albernsten Posse machen. Wehe dann dem armen Höfling, der sich jahrelang abgemartert und die größten Beschwerden erduldet hat, und nun plötzlich um einer Kleinigkeit, ja oft um eines bloßen Scheingrundes wegen die fürstliche Gnade, sein Vermögen, seine Freiheit, oder wohl gar das Leben verliert!

Eine Klippe zweiten Ranges ist ferner der Argwohn der Fürsten, an dem sie ganz vorzüglich leiden und worin wir nie ohne große Gefahr gerathen. Besonders bleib' ich selbst wegen der Freimüthigkeit meiner Aeußerungen, wodurch die Fürsten am meisten verletzt werden, beständig darin verstrickt. Dazu kommt noch die Mißgunst unserer Dienstgenossen, zwischen welcher es sich eben nicht sicher hindurchschifft. Die häufigste aller Klippen ist die geheime Angeberei; wer im ungleichen Kampfe mit ihr zu streiten hat, kann Gut und Blut in Gefahr sehen. Ferner hast du dich sehr davor in Acht zu nehmen, daß du deinem Gebieter nimmer mit Tadel lästig fällst, und wenn du auch hundert Mal Recht hättest; denn die hohen Herrschaften gleichen den Kranken, welche nicht die Berührung der Wunden vertragen. Endlich mußt du vermeiden, dich in deines Fürsten schöne Frau oder Tochter zu verlieben oder von ihnen geliebt zu werden.

„Hast du nun genug von allen diesen Stürmen und Klippen, Freund Stromer?“ fragte Hutten den Arzt.

„Laß mich noch etwas von den Sirenen hören,“ entgegnete dieser, „die deinen Misaulus zur Beschiffung des gefährlichen Hofmeeres verlockten.“

„O ihre Anzahl ist sehr groß,“ sagte Hutten, „die Prachtsirene, die Gunstsirene, die Machtsirene, die Goldsirene, wer zählt und beschreibt sie Alle. Doch höre meinen Misaulus selbst.“

Misaulus. Ich war noch ein junger leichtsinniger Mensch, weniger vorsichtig, als Ulysses, der sich die Ohren mit Wachs verstopfte, um nicht vom Zaubergesang der Sirenen hingerissen zu werden. Mich lockte der Glanz der Kleider, der Wohnung und Tafel; mich lockte die Aussicht auf Aemter und Ehrenstellen; mich lockte das Glück mit den Göttern der Erde, zu welchen das gemeine Volk mit scheuer Furcht hinaufblickt, in vertrauten Umgang zu treten; mich lockte endlich die Hoffnung, mir Reichthümer und damit eine selbstständige Existenz zu verschaffen. O wie jämmerlich hab' ich mich in Allem betrogen! Wie thörig ist es, sich im Besitz der Gunst der Fürsten zu glauben, wenn sie uns ihre Rechte reichen oder selbst zum Kusse gnädig hinstrecken, da dieß entweder aus leerer vornehmer Herablassung oder aus dem Grunde geschieht, die Untergebenen damit anzuködern und zutraulich zu machen, um ihre Gemüther desto besser durchspähen zu können. Denn leider thut die Heuchelei den Fürsten in manchen Dingen

Noth und Kaiser Sigismund pflegte nicht mit Unrecht zu sagen: „Wer sich nicht zu verstellen wüßte, verstände nicht zu regieren.“

Am auffallendsten aber zeigt sich die Huld der Großen, wenn sie die Besoldungen auszahlen sollen. Dann thun sie gar traulich mit ihren Höflingen, um nur nicht mit Geldforderungen bestürmt zu werden. O wie schwer hält es, nach langen sauern Knechtsdiensten die wohlverdiente Bezahlung herauszupressen. Forderst du sie nicht ein, so wird sie dir gar nicht entrichtet; thust du es, so bist du beständig den bittersten Beleidigungen ausgesetzt. In unsern Tagen leiden beinahe alle Fürsten Deutschlands an Geldmangel. Oder siehst du nicht, wie viel nur allein an Gaukler, Possenspieler, Seiltänzer und Fiedler weggeworfen, wie bei Tag und Nacht an den Höfen geschlemmt und gezecht wird? Wie der Wein auf den Fußböden rinnt und wie die Säufer mehr verschütten, als trinken, und mehr trinken, als sie vertragen? Wie die kostbarsten Kleider um die Wette angeschafft und Trachten durch Trachten verdrängt werden? Aber der Uebermuth der Fürsten geht so weit, daß sie, je weniger sie im Beutel besitzen, desto weniger davon den Anschein haben wollen und deßhalb im Prunk und Aufwand nicht im Geringsten sich einschränken. Und diesem hohen Beispiel folgen die Höflinge getreulich nach und vergeuden einer dem andern zum Trotz das eigene und geborgte Gut. Deßhalb bewunderte ich Anfangs die Pracht der Kleider, das Gold und die Edel-

steine und verehrte jene von arabischem Wohlgeruch überdufteten Purpurmänner, gleich wie olympische Götter. O wie sehr hatte ich mich getäuscht, der ich falsche Vergoldung für gediegenes Gold gehalten, der ich nach diesem und jenem köstlichen Prälatengericht mir den Mund wässern lassen, und bald nach diesem französischen Wämmslein, bald nach jener venetianischen Halskette mit lüsternen Augen hingeblickt! Ach es waren nur glänzende hohle Kolosse, die ich bewunderte; in ihrem Innern aber war der Ruin und das Elend. Es waren Opfer der Hofsitte, welche die Menschen ihren Verhältnissen ungetreu, prahlerisch, aufgedunsen, ruhmredig, kurzum zu übertünchten Gräbern macht.

„Ja wohl, ja wohl," sagte Stromer, „ich kenne manche der Art an unserm eigenen Hofe."

„Willst du jetzt noch hören," fragte Hutten, „wie ein beliebter Höfling aussehen und wodurch er sich in Gunst erhalten muß?"

„Ich bin begierig."

Misaulus spricht: Die Fürsten pflegen die Wahl der Mitglieder ihres Hofstaates nach gar wunderlichen Grundsätzen zu treffen. Da erhebt keinen sein geistiges Verdienst, sondern es wird gewöhnlich nur gefragt, ob der Mann von großer Statur, breiten Schultern und wohlbesetzten Waden sei. Noch mehr empfiehlt sich derjenige, der seinen Bart in's Furchtbare herausputzt, der sein Haupthaar mit dem Schnabeleisen brennt, der beim Eintritt in den Audienzsaal

die Arme hin und herwirft, die schönen Waden und Schultern geltend macht und buntscheckige Kleider, wie ein Haushahn, nach neuester Mode trägt. Denn die Fürsten lieben lange, vierschrötige, rothwangige Fechtergestalten, achten hingegen kleine, magere, blaßgelbe Leute, wenn sie auch noch so sehr durch Klugheit und Verstand hervorstechen, für nichts, weil dergleichen, wie sie sagen, keine Figur machen. Freudig aber nehmen sie jene in die Augen fallenden Riesen unter die Zahl ihrer Trabanten auf und sind stolz auf ihre Begleitung, wenn auch mancher darunter weniger Gehirn als ein Floh Blut hat.

„Da hast du unsern Herrn Hofjunker von Hattenheim auf ein Haar abconterfeit,“ rief der Leibarzt lachend.

Es werden aber auch noch andere Eigenschaften zu einem vollkommenen Hofmann erfordert, fuhr Hutten in Misaulus' Person fort. Die Fürsten lieben keinen, der nicht beständig ihnen vor Augen ist, und sind denen um so huldreicher, die, so oft sie einen gnädigen Blick auf sie werfen, mit gebogenem Haupte und gelenkigen Knieen ihre Reverenz bezeigen, die alle Winke stracks in Vollzug setzen, die den Hofgebrauch als das heiligste Gesetz verehren und es für eine Todsünde halten, wenn davon auch nur um einen Nagel breit abgewichen wird. Hörst du, wie jener in seiner Rede stottert, wenn er über die Vollbringung des geringsten Geschäfts zu berichten hat? Siehst du, wie Gefahr auf dem Aussprechen eines Titelchens oder auf dem Auslassen irgend einer vorgeschriebenen Sylbe haftet, oder

wenn die Kniee sich nicht ganz geschickt bei der üblichen Huldigung bezeigen? Jede Bewegung muß fein, weich und ausgedrechselt sein, so daß es Noth thäte, zuvor irgendwo bei einem Schauspieler oder Seiltänzer in die Lehre gegangen zu sein. Sechs Stunden mußt du oft auf einem Flecke bei der Aufwartung stehen, dann wieder bald da, bald dorthin springen, den Fürsten beim Ausreiten mit todmüden Füßen durch die Stadt begleiten und dann wieder bis spät in die Nacht bei ihm Schildwacht stehen. O der Thoren, die sich freiwillig diesem Sclavendienst verkaufen! Und hast du nun durch jahrelangen Eifer dir einen Platz in der Gunst des Fürsten erworben, so gelingt es plötzlich einer jener Hofschlangen, die das Ohr des Fürsten umlagern, dich anzuschwärzen und zum schmachvollen Sturz zu bringen. Vor offenen Feinden kannst du dich leicht schützen; dieß geheime Uebel aber, dieses süße Gift, diese geschminkte Pest schleicht sich unvermerkt unter dem Scheine der Freundschaft ein. Ich kenne Mehre dieser Menschenklasse, welche die Gutmüthigkeit der Fürsten auf die schändlichste Weise mißbrauchen, die ihnen die schamlosesten Schmeicheleien zuflüstern, die bald in Thränen zerschmelzen, bald in Freude strahlen, kurz die jede Gemüthsbewegung nach dem Augenblick herlügen. Sie sind es, welche durch niederträchtige Anschläge die bestgesinntesten Fürsten zum Verderben Vieler, ja oft eines ganzen Landes verführen und umwandeln, die sie jeder besseren Aufklärung und redlicheren Handlungsweise unfähig machen. Sie

tragen die Schuld, wenn den Rechtschaffenen nicht ihr Lohn, den Verbrechern nicht ihre Strafe zu Theil wird. Sie sind es, welche mit Aemtern und Würden Handel treiben und für jeden Ausspruch des Fürsten ihren Kaufpreis erhalten. Sie sind es, die nach Willkür das Lebensglück der Andern, ja nicht selten des Fürsten eigene Wohlfahrt untergraben und zu Grunde richten. Sie sind die Alles zernagenden, zerbeißenden und zerfressenden Motten, Mäuse und Ratten des Palastes. Sie sind die Vampyre, die des Fürsten Blut und Leben langsam in sich saugen, weßhalb der alte Philosoph Antisthenes einst richtig bemerkte: „Besser den Raben, als den Schmeichlern in die Hände gefallen; denn jene mästen sich nur mit den Todten, diese aber mit den Lebendigen.“ Auch mein Lebensglück, Kastus, haben jene Unholde untergraben, auch mir haben sie die Gunst meines Fürsten entrissen. Ich, der ich ihm so lange Jahre treu gedient, der ich des Lebens Frühling und schönste Hälfte an seinem Hofe verloren, zwischen dem Stolz und Uebermuth höfischer Plaudertaschen und üppiger Satrapen, zwischen aufgeputzten Soldaten und solchen Rittern, die meist größere Bestien sind, als die Bestien, worauf sie reiten, kurz unter Menschen, die auf keiner Komödiantenbude nur irgend einen mittelmäßigen Beifall erhalten würden, ich, der ich in einem Gewühl von Beschwerden und Bestrebungen, ohne irgend eine Frucht zu ärnten, mich bis zum Alter abgemattet und entkräftet, werde nun bald schiffbrüchig und hülflos am Strande liegen, und nicht

einmal die Thräne des Mitleids wird dem ergrauten Thoren wegen seines selbstverschuldeten Unglücks fließen. — Darum, mein Kastus, sei gewarnt vor dem trügerischen Hofmeer! Wirf dich nicht aus deiner freien sichern Lebensbahn in jene verderbenschwangern Fluthen, werde deinem Selbst nicht ungetreu! Fliehe den Hof, wo Alles verdorben ist, wo seltsame Mißverständnisse sich entspinnen, Geheimnisse entweiht und Freundschaften verrathen werden, wo der Müßiggang systematisch betrieben wird, wo jedes Unrecht zu erdulden, jede Arbeit nur für Andre zu verrichten ist, wo wir das Herrlichste, was wir besitzen, unsere Zeit zu tödten gezwungen sind. Halte fest an deiner Unabhängigkeit, denn der Freiheit hast du entsagt, sobald du an den Hof dich verkauft hast. Oder gilt es nicht gleichviel, ob jemand mit goldenen oder eisernen Ketten dich fesselt, oder aus welchem Metall der Angelhaken geschmiedet sei, der den Fisch heraufzieht? — Mit einem Wort: „Gedenke, daß der Hof ein Meer sei!"

„Laß dich umarmen, Bruder Hutten," rief der entzückte Leibarzt, „dein chirurgisches Messer dringt Fürsten und Höflingen durch Mark und Bein. Das mußt du drucken lasen, damit die deutsche Nachwelt erfahre, wie die Höfe des 16ten Jahrhunderts in Deutschland aussahen. Mögen sie sich denn, wenn es besser geworden, ihres Fortschrittes freuen und dankbar auf dich zurückblicken, der den Giftbäumen zuerst die Axt an die Wurzel gelegt."

„Ich will es,“ entgegnete Hutten, „wenn ich mir auch schlechten Dank damit verdienen werde.“

„Bei den Getroffenen freilich,“ sprach Stromer, „doch von unserm Churfürsten hast du nichts zu fürchten. Auf ihn paßt das Bild deines Fürsten nicht. Wer ist gütiger, milder, wissenschaftliebender, als unser Albrecht?“

„Wer weiß es besser, als ich, der ich ihm so viel verdanke,“ antwortete Hutten. „Und dennoch, Stromer, dennoch können wir es uns nicht bergen, daß dunkele Schatten auch auf diesem sonst so glänzenden Charakter liegen. Hat ihn nicht seine unmäßige Prachtliebe, ja selbst seine Freigebigkeit für Wissenschaften und Künste zu dem Verwerflichsten aller Erwerbszweige, zu dem schmachvollen Ablaßhandel verleitet?“

„Ich kann es nicht läugnen, Hutten, aber sein Herz war nicht dabei, und wir wollen hoffen, das Tetzel's Schande ihn auf immer von ähnlichen Schritten abschrecken wird.“

„O Stromer, seit ich Luthern in Augsburg kennen lernte, fühlte ich mich doppelt gegen die römische Kirchenherrschaft ergrimmt. Mit diesem heldenmüthigen Augustiner hebt eine neue Zeit für die Geister an. Die alten Kerker wanken und drohen den Einsturz, und bald wird die junge Zeit der Freiheit aus ihren Ruinen emporsteigen. Mögen mich auch diese Trümmer begraben, ich will an ihrem Sturze mit gearbeitet haben. Wie klein, wie erbärmlich kommt mir jetzt mein Hofleben vor, wenn ich sein kleinliches Treiben mit dem Handeln auf dem Schauplatz der Weltgeschichte vergleiche! Wenn Albrecht nicht die große neugebärende Zeit begreifen lernt,

wenn er nicht als ihrer Vorkämpfer einer an die Spitze treten will, so halt' ich es hier nicht lange mehr aus. Ich begab mich in seinen Dienst, weil ich ihn für den wissenschaftliebendsten unter allen deutschen Fürsten erkannte und ihn für meine großen Pläne zu gewinnen hoffte. Doch meine Hoffnung beginnt zu ermatten, und wahrlich ich will meinen dem deutschen Vaterland geweihten Thatengeist nicht umsonst in die Mainzer Hofburg einsperren!"

Wochen und Monate waren seit jenem Gespräch verflossen und es war bereits das neue Jahr 1519 angebrochen, als einst Hutten mit dem Arzt aus dem Hofraum des churfürstlichen Palastes trat, um sich in frischer Winterluft am schönen Rheinstrom zu ergehen. Da wälzte sich plötzlich eine große Volksmenge die Straße herab und in ihrer Mitte ritt schwarz geharnischt und einen Stab mit langherabwallendem Trauerflor in der Rechten haltend ein kaiserlicher Reichsherold.

„Um Gott, was bringt ihr?" fragte ahnungdurchbebt Ulrich von Hutten den Herold. „Redet, sprecht, ist unser Kaiser — — — — — — ?"

„Todt!" entgegnete der Herold dumpf, und lenkte sein Roß in die churfürstliche Burg.

Maximilian war am elften Januar nach kurzem Krankenlager zu Inspruck gestorben. Deutschland war ohne Oberhaupt.

„O mein Vater Max!" rief Hutten im tiefsten Schmerz. „Armes Deutschland, wo findest du solchen Kaiser wieder!"

Neunzehnte Schilderung.

Rachekrieg gegen Herzog Ulrich von Würtemberg.

Im Dom zu Mainz war vor dem Hochaltar der Katafalk zu Ehren des verstorbenen Kaisers Maximilian aufgerichtet. Hunderte von Kerzen umstrahlten den auf sechs Stufen ruhenden, mit schwarzem Sammet beschlagenen und mit Wappenschildern behängten Riesensarg, worauf Krone, Scepter und Reichsapfel lagen. Vier Ritter des Hofstaates mußten, alle Stunden wechselnd, an den vier Ecken des Trauergerüstes Wache halten. Auch an Hutten war bei nächtlicher Weile die Reihe gekommen. Es war Mitternacht, als er von Frost durchschauert auf sein Zimmer zurückkehrte und sich am flackernden Kaminheerd sinnend niedersetzte. Da klopfte es drei Mal vernehmlich an die Thür, daß der in Todesgedanken versunkene Hutten unheimlich aufschreckend mit Grauen danach hinblickte, und hereintrat in einen dunkeln Mantel verhüllt eine ernste Gestalt.

„Wer da!“ rief Hutten aufspringend und die Rechte an den Schwertgriff legend.

„Gott zum Gruß, Ritter von Hutten," antwortete es ruhig.

„Konrad, du hier?" rief, die Stimme erkennend, Ulrich und schloß den Freund in seine Arme. „Was führt dich plötzlich hierher nach Mainz?"

„Unser gemeinschaftlicher Feind."

„Der Herzog von Würtemberg?"

„Er selbst."

„Was ist es mit ihm?"

„Vernehmt. Drei Jahre sind es, daß wir uns zum letzten Mal im Feldlager bei Wemdingen gesehen, als eben der berüchtigte Blaubeuernsche Vertrag, den Kaiser und Reich mit dem Würtemberger abgeschlossen, bei Trompetenschall verkündigt wurde. Bald darauf ging das Heer auseinander und mein Landvolk verlief sich da und dorthin in seine Heimath. Nur ich selbst mochte nicht in's Würtembergische zurück, obschon allgemeine Vergebung für alle Verbannte und Ausgetretene publicirt worden war. Ich traute dem ganzen Blaubeuernschen Vertrage nicht recht, und der Erfolg hat meine Ahnung nur zu sehr gerechtfertigt. So trieb ich mich denn im lieben deutschen Lande weit und breit umher, vom Rhein bis an die Oder und von Holstein bis nach Steiermark herab, und säete überall unter dem Landvolk den Saamen unserer Bundschuh-Artikel aus, und ich meine, daß er hin und wieder gute Saat tragen soll. Endlich erwachte aber doch die Liebe zum alten Schwabenlande wieder in mir und ich zog

als wandernder Tabulettkrämer durch die Thäler der theuern Rauhen-Alp.

„Es war heut vor vierzehn Tagen, als ich in die freundliche Reichsstadt Reutlingen kam, wo ich bei den wohlhäbigen Bürgern guten Absatz mit meiner Waare fand. Wie ich nun eines Mittags bei einem Schoppen Neckarwein im Gasthaus zur Sonne sitze, tritt plötzlich der Burgvogt von Achalm, der mir von alter Zeit her noch bekannt war, mit hoffärtigem Wesen herein und verlangt im abgesonderten Gemach den Imbiß zu halten. Der Wirth bedeutete ihn, daß Alles des Jahrmarkts wegen mit Gästen erfüllt sei und lud ihn zu einer Tafel ein, wo stattliche Bürger aus Reutlingen saßen. Die Reutlinger machten freundlich Platz, und bald begann ein allgemeines lebhaftes Gespräch. Unglücklicherweise fiel die Rede unter andern auf den verdrießlichen Handel des Vogts von Urach, Stephan Weiler, der drei Wochen zuvor einen Reutlinger Bürger, welcher bei der Jagd auf herzogliches Revier gekommen, als Wildschützen niedergeschossen hatte. Die Reichsstädter nahmen die Parthei ihres Mitbürgers, der Vogt zu Achalm vertheidigte die seines Amtsgenossen. Die Gemüther erhitzten sich und der Vogt brach dabei höhnisch in die unverständigen Worte aus: Es werde bald an der Zeit sein, der trotzigen Freiheit der kleinen Bettelreichsstädte ein Ende zu machen. Da brach ein allgemeiner Sturm unter den Gästen los, von Schimpfreden kam es zu Thätlichkeiten, wobei der Vogt von einem Reutlinger Waffenschmied erstochen ward. Die Reitbuben des Getödteten, die für das eigne Leben fürchten

mochten, warfen sich alsbald auf ihre Rosse und sprengten eiligst zum Thor hinaus.

„Halt, dacht' ich, die werden es gewiß dem Herzog melden und dann wird ein tüchtiges Ungewitter über die Reichsstadt losbrechen. Drauf zog ich selbst von dannen und schlug die Straße nach Stuttgart ein. Als ich den halben Weg zurückgelegt, begegneten mir einige Fähnlein herzogliche Söldner, worunter ich einen Landsknecht aus Schorndorf, der früher im Konradsbund gewesen, sogleich erkannte. „Wo zieht ihr hin?" fragte ich.

„Zur Belagerung von Reutlingen," war die Antwort.

„So weiß der Herzog schon Alles?" fragte ich wieder.

„Alles," entgegnete jener, „und wird uns bald selbst nachfolgen. Wir waren eben in Stuttgart mit den Trauerfeierlichkeiten wegen des hochseligen Kaisers beschäftigt, und der Herzog, der dem Seelenamt beigewohnt, hatte sich just in's Schloß zurück zur Mittagstafel begeben, als plötzlich des Vogts von Achalm Leibdiener athemlos in den Saal hereinstürzt, sich dem Durchlauchtigen zu Füßen wirft und seines Gebieters blutiges Ende berichtet. Da stieß der Herzog sein Messer in voller Wuth tief in den Tisch hinein, brach die Klinge beim Heft ab und schrie: „So will ich die Mauern und die Reichsfreiheit der Reutlinger brechen." Alsbald ließ er in den umliegenden Aemtern die Lärmtrommel schlagen und alle wehrhafte Mannschaft nach Stuttgart einberufen. Er selbst wird an der Spitze seiner Reisigen mitziehen und die Belagerung Reutlingens leiten."

Die Todtensühne.

„Was," rief Hutten, „er wollte eine freie deutsche Reichsstadt, ein Mitglied des schwäbischen Bundes verletzen?"

„Er hat es gethan," antwortete Konrad, „hört nur weiter. Auf den Bericht meines Schorndorfer Gesellen kehrte ich sogleich wieder um und beschloß, den Fähnlein gen Reutlingen zu folgen, um das Ende des Tanzes abzuwarten. Bald nach uns traf auch der Herzog mit dem Hauptheer vor der Stadt ein. Die Reutlinger, die sich nach dem Vorgefallenen vom Würtemberger nicht viel Gutes versehen mochten, hatten bereits ihre Thore verrammelt, die Zugbrücke aufgezogen, die Donnerbüchsen auf die Wälle gefahren und Thürme und Mauern mit wehrhafter Mannschaft besetzt.

„Da der Herzog Reutlingen nicht durch Ueberrumpelung, wie er gehofft, gewinnen konnte, so ließ es sie von allen Seiten eng einschließen und die Belagerungsschanzen aufwerfen. Am 22. Januar begann bei großer Kälte die Beschießung der Stadt durch die gutbediente würtembergische Arkelei. Die Reutlinger brannten sogleich freiwillig ihre Vorstädte ab und schickten bei Nacht einen Boten an den Feldhauptmann der schwäbischen Reichsstädte, Ulrich Arzt zu Augsburg, um sich schleunigen Zuzug und Entsatz zu erbitten. Der Bote ward aber aufgefangen und die Stadt zur Uebergabe aufgefordert. Die Reutlinger schlugen es stolz ab, da sie immer noch auf die Möglichkeit der Hülfe des Bundes vertrauten und nur der letzten Nothwendigkeit als freie deutsche Männer weichen mochten.

„Jetzt begann von allen Seiten das furchtbarste Kugel-

feuer gegen die Stadt zu wüthen, daß die festesten Wallmauern und Wartthürme in Trümmer sanken. In den Bürgerhäusern selbst loderte hier und dort die Feuersbrunst und der geringe Proviant, der in der Eile zusammengebracht worden war, neigte sich zum Ende. Da mußten sich die tapfern Reutlinger endlich doch ergeben, und der Tyrann zog pomphaft als Sieger ein und ließ das „Herr Gott dich loben wir" in der Hauptkirche singen. Alsbald ward von ihm die freie Reichsstadt zu einer würtembergischen Landstadt erniedrigt, ihr Reichsinsiegel und Reichswappen zerbrochen und ihr dafür zu Schmach und Spott ein liegendes Hirschhorn im weißen Felde als Zeichen der Unterwürfigkeit zum Wappenschild ertheilt. Nachdem er eine starke Besatzung in Reutlingen unter die Befehle des ihm getreuen Hauptmanns von Hortneck gestellt, zog der Herzog triumphirend nach Stuttgart heim.

„Alle Reichsstädte in der Nachbarschaft haben sich darauf sogleich in Vertheidigungsstand gesetzt und den schwäbischen Bund um Hülfe angerufen. In Würtemberg selbst ist Alles in der größten Aufregung über diese neue Gewaltthat und in der ängstlichsten Erwartung der nächsten Zukunft. Der schwäbische Bund kann die seinem Mitgliede zugefügte Unbill nicht ungerochen lassen; der Rachekrieg gegen den Würtemberger ist unausweichbar. Und deßhalb bin ich zu euch geeilt, Ritter Hutten, damit ihr thut, was an euch ist, um das große Werk der Gerechtigkeit und Befreiung fördern zu helfen."

„Gott sei gepriesen," rief Hutten, der dem Bericht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, „Gott sei

gepriesen, der den Verbrecher uns zur Rache in die Hand liefert! Wach auf, mein Huttensches Geschlecht, und räche deinen schändlich gemeuchelten Johannes, den man dir mit elendem Golde nicht bezahlen konnte! Wacht auf, ihr Baiernfürsten, und rächet die Ehre euerer mit Füßen getretenen Schwester, die euch die hohlen Worte des elenden Blaubeuernschen Vertrages nicht gesühnt haben! Wach auf, du schwäbischer Bund, und räche dein in Sclavenfesseln geschmiedetes Reutlingen! Wach auf, du deutsches Volk und vertilge von deinem Boden den Tyrannen, der deutsche Freiheit zu Spott macht und das heilige Pergament der Verfassung wie ein nichtsnutziges Kartenblatt zerreißt! Hervor, du Pfeil meiner Rede, hervor, du Schwert aus deiner Scheide! Trefft, durchbohrt, vernichtet das Ungeheuer!"

„So hab' ich euch erwartet, Ritter Hutten," sprach Konrad, ihm die Hand schüttelnd, „Gott segne euer Vorhaben und nun gehabt euch wohl!"

„Du willst mich schon wieder verlassen, mein Konrad? Du sollst bei mir bleiben, mich begleiten auf allen meinen Wegen und mit mir siegreich in dein befreites Vaterland einziehen."

„Nein, Herr, das will ich nicht. Bin ich gleich nur ein schlichter Bauersmann, so will ich doch nicht Andern bloß die Ehre der Befreiung meines Landes gönnen, will selbst mit eingreifen in das große Umwälzungsrad. Stracks von hier kehr' ich heim in meine Rauhe-Alp, streife von Thal zu Thal, von Fels zu Fels, und will sie Alle wachrufen die alten

Konradsgenossen, daß sie hochaufschrecken aus dem dumpfen Schlaf der Knechtschaft und sich rüsten zum blutigen Waffentanz der Freiheit."

Am folgenden Tage schon bestätigten mehre an den Churfürsten von Mainz gelangte Briefe den Bericht, den unsere Leser aus Konrad's Munde vernommen haben. Hutten eilte sogleich zu seinem Gebieter und erbat sich Urlaub, um dem bevorstehenden Kriege gegen den Würtemberger beiwohnen zu dürfen. Albrecht gewährte es ihm ohne Widerrede und freute sich selbst, daß der Schreckensregierung des Tyrannen endlich ein Ziel gesetzt werden sollte. Hutten flog nun zu seinem Vater nach Steckelberg und zu seinem Oheim Ludwig auf Frankenberg und rief das ganze Huttensche Geschlecht zum neuen Kampf gegen den Mörder ihres Verwandten, gegen den Beschimpfer des gesammten Ritterordens in die Waffen. Dann stürmte er nach München zum Baiernherzog, den er schon mit Kriegsrüstungen beschäftigt fand und der als Bruder der beleidigten Sabine, wie als Oberhaupt des schwäbischen Bundes die doppelte Verpflichtung zum Kriege gegen den Würtemberger auf sich hatte. Kaum hatte Hutten die Erneuerung des Vertrages zwischen den Häusern Baiern und Hutten bewirkt, so eilte er schon wieder nach Wien zum jungen Erzherzog Ferdinand, dem Bruder König Karl's, der kurz vor Maximilian's Tode aus Spanien angekommen war, und spornte ihn zur Vollziehung des Unternehmens, bei

welchem sein Großvater durch den Tod übereilt worden war. Der junge Fürst, so wie die Mehrzahl der alten Räthe des verstorbenen Kaisers theilte die Kriegsansicht und der tapfere Feldobrist Georg von Frondsberg, dessen wir uns aus den italienischen Feldzügen Hutten's erinnern, wurde mit dem Kommando der österreichischen Heeresmacht beauftragt. Von Wien aber flog Hutten alsbald an den Rhein, wo Held Sickingen seine kampflustigen Schaaren versammelte. Schon waren gegen achttausend rüstige Landsknechte und Reisigen beisammen, die bloß des Winkes des Feldherrn zum Aufbruch harrten.

„Da bin ich, Bruder Franz," rief Ulrich, als er unerwartet zum Freund in seine Ebernburg trat. „Hier bin ich, um mich unter dein Banner zu stellen, und als wackerer Reitersmann auf Leben und Tod wider den Feind der deutschen Freiheit zu fechten."

„An meiner Seite sollst du streiten und den frischen Lorbeerkranz mit mir theilen, mein theuerer Hutten," entgegnete Sickingen, ihn freudig umarmend. —

Hutten war von diesem Augenblick an Sickingen's unzertrennlicher Gefährte und beide gewannen sich täglich lieber.

Herzog Ulrich von Würtemberg war indessen auch nicht unthätig gewesen. Mit den Eidgenossen hatte er durch Ritter Bernhard von Reischach ein Bündniß abgeschlossen, kraft dessen sie ihm eine Hülfsschaar von sechstausend Fußknechten schicken wollten. Ferner hatte er den als tüchtigen Feldhauptmann bekannten Ritter Albrecht von Landenberg in seine Dienste

genommen, der ebenfalls einen Heerhaufen von sechstausend Mann für ihn zu werben versprochen. Das eigene Heer des Herzogs betrug gegen dreizehntausend Mann Würtemberger, Außerdem waren noch Hülfstruppen vom Markgrafen von Baden und vom Landgrafen von Hessen zugesichert worden, und im Rückhalt verließ man sich endlich noch auf die Macht des Königs von Frankreich.

Die badischen und hessischen Hülfstruppen wurden aber unter allerhand Vorwänden verweigert, sobald die Fürsten sahen, daß der schwäbische Bund Ernst machte und daß der furchtbare Sickingen sich ebenfalls für ihn erklärt hatte.

Ulrich von Würtemberg verdoppelte nun seine Werbungen in der Schweiz und brachte gegen vierzehntausend Mann zusammen, die sich mit den würtembergischen und Landenbergischen Streitvölkern bei Blaubeuern vereinigten.

Dagegen concentrirten sich in der Nähe von Augsburg die Heerschaaren von Oesterreich, von Baiern und den übrigen schwäbischen Bundesgliedern, von Franz von Sickingen und vom Geschlecht der Hutten.

Der Herzog machte noch einen Versuch, die Macht der Verbündeten zu schwächen, indem er den schwäbischen Bundesständen erklärte, daß er keinen Angriff gegen sie, sondern bloß gegen Baiern beabsichtige, daß er vielmehr als Mitglied in den Bund aufgenommen zu werden wünschte, weßhalb er sie zur Trennung von Baiern auffordere.

Zugleich erließ der Churfürst von der Pfalz als Reichsvicar von Süddeutschland ein Mandat an beide Partheien,

worin er ihnen bei Androhung einer Strafe von zehntausend Mark löthigen Goldes die Vermeidung aller Feindseligkeiten anbefahl.

Die Verbündeten ließen sich aber weder durch das Eine, noch durch das Andere irre leiten. Dem Herzog von Würtemberg wurde mit derben Worten zu Gemüthe geführt, daß das Maaß seiner Verbrechen übervoll sei und daß er seine Ränke umsonst zur Stiftung neuen Verraths abnutze. Dem Churfürsten von der Pfalz aber ward entgegnet, daß es ihm als Reichsvicar besser ziemen würde, die Absicht des verstorbenen Reichsoberhauptes zu erfüllen und einen Landfriedenbrecher, Mörder und Tyrannen zu züchtigen, als wie das Schwert der Gerechtigkeit hemmen zu wollen.

Am 26. März 1519 fand die feierliche Kriegsankündigung gegen Ulrich von Würtemberg statt. Der Herzog saß eben an der Mittagstafel im Schlosse zu Blaubeuern, als ihm gemeldet wurde, daß ein Herold des schwäbischen Bundes mit drei Trompetern und zehn Edelknaben heranziehe. Jeder der Letztern trug eine Lanze, an welche Pergamentbriefe mit großen Insiegeln befestigt waren. Als der Zug das Schloß erreicht und der Herold mit den Edelknaben sich zum Herzog hinaufbegeben hatte, überantworteten sie ihm die Fehdebriefe. Es befanden sich darunter namentlich die der Herzoge von Baiern, des Markgrafen Casimir von Brandenburg, der Bischöfe von Constanz, Augsburg, Bamberg und Eichstädt, der kaiserlichen Räthe, welche die Regentschaft in Oesterreich seit Maximilian's Tode führten, der sämmtlichen Prälaten, Grafen

und Herren des schwäbischen Bundes, des Wilhelm von Truchseß, als Oberhauptmanns der bundesverwandten Städte, der Reichsstädte Ulm, Augsburg und Nürnberg insbesondere, der Brüder von Speet und ihres Anhangs, des Ludwig von Hutten auf Frankenberg und des gesammten Huttenschen Geschlechts, endlich der des Freiherrn Franciscus von Sickingen und der mit ihm verbündeten Ritter.

Zugleich schickte der schwäbische Bund ein Ausschreiben an alle Vasallen, Städte und Landgemeinden von Würtemberg, worin ihnen die Missethaten des Herzogs aufgezählt und verkündigt wurde, daß der Bund um der frevelhaften Unterjochung der Reichsstadt Reutlingen willen im Anzuge begriffen sei, damit ferneren Vergehungen Einhalt gethan werde. Da gleichwohl die Bundesstände das Land vor Zerstörung zu bewahren wünschten, so würden sämmtliche würtembergische Vasallen und Unterthanen zum Abfall vom Herzog und zur Vereinigung mit dem Bunde hiermit aufgefordert.

Ulrich von Würtemberg nahm die Kriegserklärung der Verbündeten mit wildem Hohngelächter auf, denn er trotzte auf sein wohlgerüstetes Heer und besonders auf die vierzehntausend Schweizer, die er mit schwerem Solde gewonnen und bereits im Lager bei Kirchheim versammelt hatte. Während er sich aber an tollkühnen Plänen und hochfahrenden Träumen ergötzte, hatte ihm die österreichische Politik bei der eidgenössischen Tagsatzung zu Zürich den empfindlichsten Schlag beigebracht. Französisches Gold hatte die Schweizer zur Partheinahme für den Herzog verleitet; österreichisches Gold und

die Gewandtheit der österreichischen Unterhändler lenkte sie wieder davon ab. Der Cardinal von Sitten und Maximilian von Zevenberghen wußten der Tagsatzung die Nachtheile, die aus dem Obsiegen der französischen Parthei für die Schweiz entstehen würden, so begreiflich zu machen, daß sie unverzüglich an alle im würtembergischen Dienst befindliche Eidgenossen ein Abberufungsmandat erließ.

Der Herzog war gerade in Tübingen anwesend, wo sich seine beiden Kinder und die buhlerische Kunigunde von Hutten befanden, als ihm die Schreckensnachricht vom Abfall der Schweiz gemeldet wurde. Sogleich flog er in's Lager bei Kirchheim, um die eidgenössischen Regimenter durch Bitten, Drohungen, Versprechungen, Geschenke, kurz um jeden Preis vom Abzuge zurückzuhalten. Schon begannen einige Fähnlein zu wanken, als ein Herold aus Zürich mit einem zweiten geschärften Abberufungsbefehl der Tagsatzung eintraf. Da erklang das Wirbeln der Trommeln durch alle Zeltgassen, und alle Schweizer bis auf den letzten Mann zogen mit fliegenden Fahnen davon.

Da gerieth der Tyrann in die furchtbarste Verzweiflung und wälzte die widersprechendsten Entschlüsse in seinem Busen. Bald wollte er mit seinen Würtembergern und den Landenbergischen Söldlingen dem Feinde die Schlacht anbieten, bald, die Ungleichheit der Streitkräfte erwägend, um jeden Preis Frieden schließen, bald sich in Stuttgart verschanzen, bald ohne Zeitverlust aus dem Lande fliehen. Endlich beschloß er, in alle feste Plätze Besatzungen zu werfen und sich selbst mit

dem Reste des Heeres langsam zurückzuziehen, bei günstigerer Gelegenheit aber auf die vereinzelten Abtheilungen des Feindes loszubrechen und sie zu vernichten. Er hoffte auch noch, daß vielleicht bald unter den Verbündeten selbst Zwietracht eintreten und ihm die Besiegung der Getrennten verstatten würde.

Jetzt rückte das trefflich gerüstete, aus dreißigtausend Mann Fußvolk, viertausend Reitern und zahlreichen Feld- und Belagerungsgeschützen bestehende Bundesheer von verschiedenen Seiten zugleich in das Würtembergische ein. Franz von Sickingen's Heerschaar, bei welcher sich Ulrich von Hutten befand, nahm ihren Marsch durch die Gebirge der Rauhen-Alp. Als nun Hutten an einem sonnigen Märztage an seines Freundes Seite durch das Remsthal ritt und der Gesang der Vögel aus den noch dürren Baumwipfeln die Kommenden zu begrüßen und der Rasen zu ihren Füßen ihnen die ersten Frühlingsblumen darzubieten schien, da war es unserem Helden, als sei er um sieben Jahre zurück in jene Zeit versetzt, wo er auf seiner ersten Reise nach Italien die nämlichen Thäler durchzog. Horch, da ertönte das wohlbekannte Lied von damals von den Bergen herab an sein Ohr:

„Wir sind genannt die armen Leut',
Juchhei, juchhei,
Unser Leben ist Noth und Herzeleid,
Juchhei, juchhei,
Drum laßt uns allzeit lustig sein
Und giebt's auch Wasser und Brod allein,
Juchhei, juchhei!"

Und die Sänger wurden sichtbar und stiegen in's Thal hinab, aber nicht wie damals im abenteuerlichen Bettleraufzuge, sondern in kriegerischer Haltung, mit Schwert, Spieß, Morgenstern und Armbrust bewaffnet. Voran ritt auf schwarzem Roß der stattliche Anführer mit blutrother Schärpe und Federbusch, und hinter ihm schritt der Fähndrich mit dem hochwallenden Banner, worauf der Bundschuh in strahlender Sonnenscheibe zu schauen war.

„Glück auf, Konrad!" rief Hutten, den Anführer erkennend. „Glück auf zum Kampf für Recht und Freiheit!"

„Gott mit euch und der gerechten Sache!" antwortete der Landmann.

„Ist das der arme Konrad," fragte Sickingen seinen Hutten, „das gefürchtete Oberhaupt des geheimen Konradsbundes?"

„Er ist es, Bruder Franz," antwortete Hutten, „es ist mein Freund und wackerer Streitgenosse, von dem ich dir so oft erzählt."

„Dann ist er auch mein Freund," sprach Sickingen. „Konrad," fuhr er zu diesem gewendet fort, „ich heiße dich als Mitkämpfer für die gerechte Sache des schwäbischen Bundes willkommen. Willst du mit deiner Schaar dich an die meine schließen, so soll es mir lieb sein. Wir wollen treu zusammenhalten für deines Vaterlands Befreiung."

„Also sei es, Herr Ritter," sprach der arme Konrad, „ich fechte gern unter euch, denn ihr seid ein gerechter Herr, der immer billig verfahren mit uns gemeinen Leuten."

Beide Schaaren zogen nun vereinigt durch die Thäler der Rauhen=Alp. Die erste Waffenthat war die Belagerung der Veste Heidenheim, die sich nach acht Tagen ergeben mußte. Das Heer drang darauf durch das Vilsthal bis vor Göppingen, was ebenfalls nach starker Beschießung capitulirte. Dasselbe Schicksal erfuhr das feste Schloß Teck und andere kleine Bergvesten.

Vergebens hatten Sickingen und Hutten das Hauptheer des Herzogs zu erreichen und ihm eine Schlacht zu liefern gehofft. Es kam nur zu einigen Gefechten mit der würtembergischen Reiterei, welche den Rückzug des Feindes deckte und gelegentlich einzelne Abtheilungen der Bündischen zu überfallen suchte. Bei einem solchen Scharmützel geschah es, daß Hans von Sickingen, des Feldherrn zweiter Sohn, der als Jüngling von sechzehn Jahren dem Vater in den Feldzug gefolgt war, an der Spitze von fünf und zwanzig Reitern einen Haufen von zweihundert Herzoglichen angriff und zerstreute, woran sich der Vater gar weidlich ergötzte. Jetzt war man vor Reutlingen angekommen, dessen ungerechte Besitznahme den nächsten Anlaß zum Kriege gegeben hatte. Nach kurzer Gegenwehr ward die Besatzung von der Bürgerschaft selbst zur Uebergabe gezwungen und dem Bundesheer die Thore geöffnet, das den geliebten Reichsadler und die alte reichsstädtische Freiheit wieder aufrichtete. Eben so ging es in Urach, wo Stephan Weiler, der verhaßte herzogliche Amtsvogt, eine Besatzung von vierhundert Landsknechten hineinwerfen wollte. Schon war er mit seiner Schaar bis auf den Markt gedrungen, als die be=

waffnete Bürgerschaft ihn von allen Seiten umringte und ein mörderisches Gefecht begann. Da sank der Vogt von drei Partisanen durchbohrt; die Stadt hatte gesiegt und übergab sich dem Sickingen.

Rasch zog nun dieser gen Tübingen, die zweite Hauptstadt des Landes, in deren Citadelle sich die herzoglichen Kinder befanden und das von einer starken Besatzung unter dem Befehle des tapfern Ludwigs von Stadion vertheidigt wurde.

„Das sind die Schloßthürme von Tübingen,“ sprach Sickingen zu Hutten, als sie sich im Schein der Abendsonne der hochgelegenen Stadt näherten.

„Aber schau dort,“ antwortete Hutten, „was bedeutet die ungeheuere Staubwolke, die aus jener Bergkette hervorzuquellen scheint? Das ist sicher eine Heersäule, die sich uns entgegen bewegt.“

„Sollte sich vielleicht der feige Tyrann plötzlich ein Herz gefaßt haben und uns die Schlacht unter den Geschützen von Tübingen anbieten wollen?“

„Wollte Gott, dem wäre so! Ich brenne vor Begierde danach.“

„Wir sind aber doch zu schwach, ihm die Spitze zu bieten. Wenn wir nur wenigstens noch fünftausend Mann des schwäbischen Heeres — — — — —“

„Horch, Franz, ich glaube die Wirbel der kaiserlichen Trommel zu vernehmen.“

„Ja, ja, so ist es,“ rief freudig Sickingen, „ich sehe schon die Spieße der Landsknechte blitzen.“

Es war allerdings Herr Georg von Frondsberg, der mit seinen sieggewohnten Streitvölkern heranrückte, nachdem Schorndorf und andere feste Plätze durch ihn gefallen waren. Als sich beide Heere vereinigt hatten, gewahrte Hutten auch mit freudiger Ueberraschung seinen Freund Bernhard Pirkheimer, der ein Fähnlein Nürnberger Reichsstädter befehligte. Sogleich stellte er ihn dem Sickingen vor, der an seinem fröhlichmuthigen und biederfesten Wesen gar großes Wohlgefallen fand.

Die Belagerung des starkverschanzten und mit zahlreichem Geschütz besetzten Tübingen ward nun von Frondsberg nach allen Regeln der Kriegskunst eingeleitet. Tag und Nacht war er in den Laufgräben zu finden, wobei ihm einmal von einem würtembergischen Hakenschützen der Hut vom Kopfe geschossen wurde. Die Belagerten machten auch häufig Ausfälle gegen die Verbündeten, die zu den blutigsten Gefechten für beide Theile führten.

Sickingen und Hutten theilten alle Beschwerden, alle Gefahren. Sie tranken aus einem Becher, aßen von einem Teller, schliefen auf einem Feldbett. Und wie sich ihr Irdisches nahe berührte, so hielten sich auch ihre Geister immer inniger umschlungen. Beide theilten einander von ihren Schätzen mit und machten gleichsam ein großes Ganzes aus. An Sickingen's Heldenstärke und stolzem Lebensmuth richtete sich Hutten's durch manchen Schmerz verwundete Seele kräftiger empor. An Sickingen's Menschenkenntniß und praktischem Verstande lernte Hutten die eigene Einsicht bereichern

und sein Urtheil schärfen. Aber aus Hutten's glühender Dichterseele, aus seinem zur edelsten Humanität gebildeten Geiste fuhren leuchtende und erwärmende Strahlen in Sickingen's Gemüth, die ihm seine eigene innere Welt erst klar machten. Hutten's erhabene Vaterlandsbegeisterung weckte in Sickingen die längst in ihm schlummernden Gedanken zum hellen Bewußtsein. Hutten's brüderliche Menschenliebe und republikanische Menschenachtung tilgte so manches alte Vorurtheil in Sickingen's Brust und machte ihn fähiger, dereinst der politische Reformator Deutschlands zu werden. Auch für die religiöse Reformation wußte Hutten den Freund zu gewinnen, indem er seinen Abscheu gegen Roms Zwingherrschaft erregte und ihn Luther's hochherzigen Charakter kennen lehrte.

In solche Gespräche vertieft saßen oft beide des Nachts, wenn das Getümmel der Gefechte und der Lärm des Lagers schwiegen, vor ihrem Gezelte und bauten großartige Pläne für Deutschlands Zukunft. Oft nahmen auch Bernhard Pirkheimer und Konrad an diesen Unterredungen Antheil und vertraten dabei ein jeder seinen Stand mit männlicher Würde und Einsicht, so daß Sickingen mit wahrer Achtung für Beide erfüllt wurde.

Inzwischen waren die Außenwerke der Festung theils erobert, theils zerstört worden, so daß sich die Stadt Tübingen am 21. April den Siegern ergeben mußte. Noch hielt sich aber die Citadelle, worin sich der tapfere Befehlshaber Ludwig von Stadion mit den beiden herzoglichen Kindern befand. Doch Georg von Frondsberg richtete mit seinen Mörsern und

Karthaunen ein so furchtbares Kugelfeuer darauf, daß Thürme und Wälle in Trümmer sanken und die Capitulation schon am fünften Tage erzwungen wurde.

Als Sickingen und Hutten die Gemächer des Schlosses betraten, erfuhren sie, daß der Herzog noch kurz vor der Einschließung der Stadt darin gewohnt und Kunigunden von Hutten bei sich gehabt habe. Mit Abscheu hatte man die Buhlerin an seiner Seite in der frechsten Kleidung in der Hofkirche gesehen. — Auf dem herzoglichen Schreibtisch lagen noch allerhand beim eiligen Abzug zurückgelassene Briefe und Papiere durch einander.

„Schau her, Franz, was ich da finde," sprach Hutten zu Sickingen, „eine Proscriptionsliste in aller Form! Zweihundert Männer, und wahrlich lauter gute Namen, sind vom Tyrannen dem Tode geweiht. Hier stehen die Gebrüder von Speet, hier die Grafen von Helfenstein, hier mein Ohm Ludwig auf Frankenberg, mein Vater, ich selbst und alle Mitglieder des Huttenschen Geschlechts!"

„Vortrefflich," entgegnete Sickingen, „so hat das alte Rom unter seinem Tiberius und Domitianus nichts mehr vor Deutschland voraus. Der Giftbaum des Despotenthums gedeiht auf jedem Boden, wo Sclavensinn seine Wurzeln nährt. Aber laß sehen, was in diesem Briefe steht. Der elende Landschreiber Lorcher nennt seinen gnädigsten Herrn schon im voraus des heiligen Römischen Reiches Kaiser — ja, ja, der Sinn stand dem Tollkühnen danach."

Hier trat der Feldobrist Frondsberg mit der frohen Botschaft ein, daß das schwäbische Hauptheer unter Herzog Wilhelm von Baiern noch am nämlichen Tage vor Tübingen eintreffen werde.

Die Feldherren ritten den Heranrückenden, unter welchen sich auch die ritterliche Schaar des Huttenschen Geschlechts befand, mit kriegerischem Pomp entgegen. Lautjubelnd begrüßten sich die verbündeten Krieger. Jetzt war das ganze Heer vereinigt und setzte sich am nächsten Morgen nach Stuttgart in Bewegung.

Als Hutten die Thürme der Hauptstadt in der Ferne gewahrte, fiel es ihm schwer auf das Herz, daß sein väterlicher Freund, der edle Greis Reuchlin, sich in den bedrohten Mauern befände, daß er vielleicht, als ein vom Herzog geachteter Mann, für einen Anhänger desselben gehalten und als solcher von den rohen Söldnerschaaren beraubt und mißhandelt werden könnte.

„Es soll ihm kein Haar gekrümmt werden," sprach Sickingen, als der Freund ihm seine Besorgniß mittheilte, „verlaß dich drauf, mein Hutten."

Sogleich ward im ganzen Heere bekannt gemacht, daß niemand sich an Reuchlin's Person und Eigenthum bei Todesstrafe vergreifen solle. Ein Feldwaibel mit einer Rotte Fußvolk wurde zum Schutz des Reuchlinschen Hauses befehligt.

Es war ein sonnenheller Frühlingsmorgen, als das Heer der Verbündeten unter dem lauten Zujauchzen des Volkes in Stuttgart einzog. Alles freute sich der endlichen Befreiung vom Joche des scheußlichen Tyrannen, der noch vor wenig

Tagen Alles durch seine Gegenwart erzittern machte. Man stürmte die Gefängnisse und entfesselte alle wegen politischer Meinung und Handlung Eingesperrten. Welche Gräuel der Grausamkeit wurden offenbar, als die Unglücklichen wie Gespenster aus ihren Grüften hervorstiegen. Kinder umarmten ihre Eltern, Frauen ihre Gatten, Freunde ihre Freunde, die Braut den Bräutigam wieder; — manche starben vor Wehmuth unter den Freudenthränen des Wiedersehens.

Kaum hatten Sickingen und Hutten die nöthigen Dienstgeschäfte besorgt, so eilten sie nach Reuchlin's Hause, was sie unverletzt unter der Obhut des ehrsamen Feldwaibels fanden. Unerwartet traten sie in das Studirzimmer des Weisen, der schon wieder ruhig vor seinen Büchern saß.

„Gott zum Gruß, Vater Reuchlinus," riefen die Freunde zugleich.

„Was seh' ich? Mein Franz, mein Ulrich? Euch gewiß verdank' ich die Rettung vor der Unbill roher Söldnerhorden? O seid tausendmal gesegnet, ihr edeln menschenfreundlichen Helden, kommt an mein Herz, ihr vielgeliebten Schüler!"

Es war ein erhabener Augenblick, als sich die drei hochherzigen Männer mit innigster Rührung umschlungen hielten.

Als sich der Greis wieder etwas gefaßt hatte, begann er die beiden Freunde bald nach diesem, bald nach jenem zu fragen und gerieth dabei auf sein Lieblingsthema, den Prozeß wider die Cölner Finsterlinge.

„Wollen sie euch noch immer nicht zufrieden lassen, mein theuerer Lehrer?" fragte Sickingen theilnehmend.

„Sie triumphiren," entgegnete Reuchlin, „weil der Papst das mir günstige Urtheil nicht vollstrecken läßt. Sie sehen das wie einen Sieg an und hören nicht auf, die schmachvollsten Libelle gegen mich zu schmieden und meinen ehrlichen Namen für die Mit= und Nachwelt zu schänden."

„Laßt es gut sein, Vater Reuchlin," sprach Sickingen, ihm die Hand reichend, „ich gelob' euch mit diesem Handschlag, daß Hogstraten und seine Gesellen nicht blos ihre Verleumdungen einstellen, sondern euch auch noch die schuldigen Proceßkosten bezahlen sollen!"

Und Sickingen hielt redlich Wort. Denn das gewaltige Drohschreiben, was er noch im nämlichen Jahre 1519 an den Provincial und sämmtliche Väter des Dominikanerordens zu Cöln ergehen ließ, that so gute Wirkung, daß Reuchlin zu seinem vollen Recht gelangte und von allen ferneren Angriffen verschont blieb.

Wenige Tage nach der Einnahme Stuttgarts ritten alle Mitglieder des Huttenschen Geschlechts durch den Böblinger Wald nach dem Orte, wo der Leichnam des ermordeten Johannes von Hutten begraben worden war. Tieftrauernd und schweigend schritten gegen siebenzig Ritter von Hutten, unter Anführung des ehrwürdigen Vaters Ludwig, über den stillen im Maigrün glänzenden Friedhof und schlossen den Ring um den Hügel des geliebten Todten. Das Grab ward geöffnet, der Sarg heraufgewunden und der Deckel abgehoben.

Sieh, da lag der Leichnam noch völlig erhalten in seiner ritterlichen Kleidung, und das Antlitz war unverweset und

glich dem eines Schlummernden, und aus den Wunden floß das Blut, als sei der Mord erst frisch begangen worden*).

„Schaut hier das Zeichen seiner Unschuld und der Anklage seines Mörders!" rief Ulrich von Hutten, der dicht am Sarge stand. — Schauder durchrieselte das Gebein aller Anwesenden.

„Nicht länger sollst du hier liegen im Boden deines Mörders, fern von deiner Heimath, mein theuerer Sohn," sprach der alte gramgebeugte Vater Ludwig; „nach Franken wollen wir dich tragen und dich niedersetzen in deiner Ahnengruft."

Da ward der Sarg wieder geschlossen und im feierlichen Zuge nach Stuttgart geleitet, wo ihn alle Fürsten und Ritter des Bundes am Thor empfingen, worauf das Todtenamt im Dome gehalten ward. Eine Abtheilung der Hutten brachte sodann den Leichnam nach Eßlingen, wo er bis zur Beendigung des Feldzugs in der Hauptkirche ruhen sollte.

Während die Hutten dem geliebten Todten diesen letzten Ehrendienst erzeigten, war der fürstliche Mörder aus Würtemberg nach der Schweiz entflohen, wo der einst so stolze Schwabenherzog die Gastfreundschaft der verachteten Bürger und Bauern anflehen mußte.

---

*) Man sehe den historischen Anhang.

Zwanzigste Schilderung.

Götz von Berlichingen.

Die Verbündeten durchstreiften jetzt den westlichen und nördlichen Theil des Würtembergischen, um die noch übrigen festen Schlösser zu erobern. Bald war das ganze Land in ihrer Gewalt. Nur die beiden Vesten Hohenasperg und Möckmühl hielten noch treu zum vertriebenen Herzog. In jener befehligte Bernhard von Reischach, in dieser Götz von Berlichingen. Indem wir des Letztern Namen aussprechen, wird wohl jeder unserer Leser von theilnehmendem Mitgefühl ergriffen. Denn einer unserer zwei größten Nationaldichter hat die Gestalt des wackeren Ritters mit der eisernen Hand so einfach edel, so fröhlich muthig, so biederverständig, so wahrhaft deutsch dargestellt, daß sie ein theueres Gemeingut unseres Volkes geworden ist, wobei ihm das Herz aufgehet und das es sich um keinen Preis nehmen läßt. Göthe schöpfte den Stoff seines Meisterwerkes aus der Lebensbeschreibung Götz von Berlichingen's, die dieser selbst im hohen Alter in seinem Schlosse Jarthausen aufgesetzt und uns damit einen

der köstlichsten Spiegel damaliger Sitten und Charaktere vermacht hat. Da nun der geschichtliche Götz allerdings in das Drama des würtembergischen Krieges, wie in das Leben Sickingen's, verflochten ist, so halten wir uns für verpflichtet, seine markige Persönlichkeit, wenn sie gleich zu den Schicksalen unsers Hutten in keiner unmittelbaren Beziehung steht, dennoch unseren Lesern in diesem dem deutschen Volke geweihten Werke vorzuführen. Denn wenn Götz der vollkommenste Vertreter des gewöhnlichen derben Ritterthums damaliger Zeit ist, so tritt aus dem Vergleich desselben mit unserem Hutten und Sickingen die höhere humane Natur der Letztern um so deutlicher hervor.

Götz von Berlichingen, der aus einem der ältesten reichsfreien Rittergeschlechter stammte, zeichnete sich von Jugend auf durch kecken Muth und beharrliche Tapferkeit wie durch unbeugsames Rechtsgefühl und offenherzige Biederkeit vor vielen seines Standes vortheilhaft aus. Zahllos sind die Fehden, die er in eigener und fremder Sache bestanden hat; denn sein ungestümer Thatendrang und seine Freude am lustigen Waffenhandwerk ließen ihn nimmer lange auf seinen Burgen brach liegen. Als junger Mann bereits verlor er in dem großen Landshuter Kriege, worin er dem kaiserlichen Banner folgte, die rechte Hand durch einen Falkonettschuß. Aber nimmer verzagend ersetzte er den Verlust der natürlichen durch eine eiserne Hand, mit welcher er ein halbes Jahrhundert lang tüchtiger, als tausend Andere mit der lebendigen Faust, auf seine Feinde dreingeschlagen.

Stolz und ritterlich stand er vor Hohen und Niederen, stets bereit für die Vertheidigung des kleinsten Rechts das Leben selbst in den Kauf zu geben. Sein Wort hielt er felsenfest, und sollte er auch darüber mit Gut und Blut zu Grunde gehen. Den Freunden, die er als solche erkannt, blieb er unerschütterlich treu und that mehr für sie, als für sich selbst.

Hätte dieser wackere kernhafte Mann seine gewaltige Thatkraft für seines Volkes gemeinsame Wohlfahrt, Macht und Freiheit verwenden können, er würde Unglaubliches zu Deutschlands Ehre geleistet haben. Aber es fehlte ihm der klare, weite, sein Volk und seine Zeit umfassende Blick, es fehlte ihm die großartige Staatsansicht, die unserm Hutten und Sickingen beiwohnte. Berlichingen's Kraft war nur immer auf das Nächste gerichtet und zersplitterte sich in meist unbedeutenden und nutzlosen Einzelkämpfen, wobei er auch Wegelagerung und Wagenschau als ein zu seinem guten Recht gehöriges Geschäft betrachtete. Es fehlten ihm auch gänzlich die höheren freisinnigen Bestrebungen, die eine Verbesserung des Nationalzustandes zu ihrem Ziele machen. Er war ein Freund des Bestehenden und wurzelte fest in allen historischen Vorurtheilen seines Standes. Dieser Mangel an höherer Einsicht war es auch, der ihn im würtembergischen Kriege die Vertheidigung des ruchlosen Herzogs ergreifen ließ.

Als der Aufstand des armen Konrad's ausgebrochen war, hatten Götz und sein Bruder, obschon beide freie schwäbische Reichsritter waren, dem Herzog Ulrich freiwillig einen Zuzug von dreißig Pferden geleistet und das Ihrige zur Dämpfung

der Empörung beigetragen. Dadurch war unser Berlichingen bei dem Herzog in große Gunst gekommen und ferner in seinem Dienste verstrickt geblieben.

Vergebens hatte Sickingen den alten treuen Waffengenossen, der ihm durch Bande der Freundschaft wie der Verwandtschaft so nahe stand, vom Bündniß mit dem Würtemberger schon oft abgemahnt. Vergebens hatte er ihn, als sich das Kriegsgewitter nun wirklich gegen den Tyrannen zusammenzog, auf das Dringendste beschworen, jetzt, da es noch Zeit sei, auf die Seite des Kaisers und des schwäbischen Bundes überzutreten. Götz antwortete, daß er zwar nicht abgeneigt sei, seinen Dienst aufzugeben, daß dieß aber nicht vor Ablauf eines halben Jahres geschehen könne, weil seine Vertragszeit mit dem Herzog noch so lange laufe. In diesem halben Jahre aber ereignete sich die verhängnißvolle Einnahme der Reichsstadt Reutlingen, welche den Ausbruch des Bundeskrieges beschleunigte.

Jetzt hätte Berlichingen um keinen Preis sein Dienstverhältniß aufgegeben, vielmehr hielt er sich nun doppelt verpflichtet, dem Herzog in seiner Bedrängniß mit Gut und Blut treu zu bleiben. Dieser, den festen Sinn des tapfern Mannes wohl zu schätzen wissend, ernannte ihn zum Befehlshaber der Vestung und Stadt Möckmühl an der Jaxt, in welche einige Fähnlein rüstiger Landsknechte geworfen wurden. Anfangs hielten es die drei umliegenden Aemter Möckmühl, Weinsberg und Neuenstadt treu mit dem Herzoge und dem Berlichingen, und ließen keine bündische Schaar sich der Vestung nahen.

Als aber Stuttgart eingenommen und ein starkes Belagerungsheer im Anzuge war, da fielen die drei Aemter und sogar die Stadt Möckmühl dem Bunde zu, so daß Götz sich bloß auf die eigentliche Vestung beschränkt sah und nur in der Eile noch etwas Proviant hereinbringen konnte. Jetzt ward die Citadelle von den drei bündischen Hauptleuten von Hatstein, von Ehrenberg und Geier hart eingeschlossen und eifrig mit Kugeln beworfen. Aber unerschrocken vertheidigte sich der eiserne Berlichingen und wies alle Vorschläge zur Uebergabe stolz zurück, bis sein Mundvorrath fast aufgezehrt, bis das letzte Zinn und Blei aus Fensterrahmen und Thürangeln verschossen und noch immer kein Entsatz zu hoffen war. Da genehmigte er endlich die Capitulation, die ihm und seinen Kriegern freien Abzug mit Leib, Hab' und Gut, mit Wehren, Harnischen und Rossen zusicherte.

Als er aber auf das gegebene Wort vertrauend nun arglos mit den Seinigen aus der Burg in die Stadt hinabgezogen, da ward von den Bündischen plötzlich schändlicher Verrath geübt, das durch die Belagerung bis auf einige hundert Mann herabgeschmolzene tapfere Häuflein umringt, getödtet oder in die Gefangenschaft geschleppt. Götz von Berlichingen selbst, der sich lange mit Löwenmuth gegen die andringenden Feinde vertheidigt, mußte sich zuletzt dem von Hatstein gegen das Angelöbniß ritterlicher Haft ergeben, worauf er in die Reichsstadt Heilbronn gebracht und dem dortigen Rathe zur Obhut vertraut ward.

Was diese undeutsche That von Seiten der drei bündi-

schen Hauptleute veranlaßt haben mag, ist nicht ermittelt. Vielleicht, daß der Umstand, daß Götz als freier Reichsritter sich zum Vertheidiger des tyrannischen Herzogs und Mörders eines deutschen Ritters hergegeben, die Rachsucht der Bündischen weckte und ihnen die That als erlaubt erscheinen ließ. Aber nichts kann und darf jemals den Gräuel des Verraths entschuldigen, sondern Schmach und Fluch soll jeder Deutsche immer und ewig auf jeden Verräther schleudern.

Als nun der Berlichingen in der Herberge des Bürgers Diez zu Heilbronn saß, da traten eines Tages die Rathsherren mit einem Abgeordneten des schwäbischen Bundes bei ihm ein und verkündigten ihm, daß er die Urphede schwören solle: „Hinführo nimmer etwas Feindliches gegen irgend einen der Verbündeten vorzunehmen und überdieß zweitausend Goldgulden den Landsknechten, die ihn gefangen genommen, auszuzahlen; würde er diesen Eid nicht leisten, so werde man ihn in den Thurm legen."

Herr Götz wies das Ansinnen mit derben Worten zurück und berief sich auf die Zusage ritterlicher Haft. Die Rathsherren drohten, Berlichingen blieb unerschütterlich. Doch lassen wir ihn die nun folgende Scene mit seinen eigenen treuherzigen Worten erzählen*).

„In Summa, da ich die Urphed nit annehmen wollt, hatten sie die Weinschröter bestellt; die traten zu mir in des

*) Man vergleiche Götzens von Berlichingen eigene Lebensbeschreibung, Nürnberg 1775. 2te Aufl. S. 137 ff.

Diezens Herberg in die Stuben und wollten mich fangen. Ich dem nächsten vom Leder und mit der Wehr heraus, da schnappten sie wieder hinter sich und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich sollt' einstecken und Friede halten, sie wollten mich nit weiter führen, denn auf das Rathhaus. Da glaubt' ich ihnen auch, und wie sie mich in der Herberg zur Stuben hinausführten, ging meine Hausfrau gleich die Stiegen herauf und war in der Kirchen gewest. Da riß ich mich von ihnen los und ging zu ihr und sagte: Weib, erschrick nit, sie wollen mir eine Urphed fürlegen, die will ich nit annehmen. Thue mir aber also und reit heraus zu Franciscus von Sickingen und Herrn Georgen von Fronsperg und zeig ihnen an, die ritterliche Gefängniß, wie mir zugesagt, wölle mir nit gehalten werden. Ich versähe mich daher, sie würden sich als Redliche vom Adel und ehrsame Feldobriste wohl zu halten wissen. Und hätten sie was gegen die Stadt im Sinnen, so möchten sie nur darauf zufahren; ich wöllt gern sterben und erstochen werden, wenn nur alle die vom Rath zu Heilbronn mit mir zusammt erstochen würden."

Franz von Sickingen und Georg von Frondsberg hatten ihr Hauptquartier zu Lenzingen, einige Meilen von Heilbronn, und saßen eben mit unserm Hutten und andern tapfern Kriegsgesellen bei fröhlicher Mittagstafel. Das Gespräch kam auf die Einnahme von Möckmühl und die Gefangennehmung Berlichingen's.

„Aber ein Schurkenstreich bleibt es doch vom Hatstein, Ehrenberg und Geier, daß sie dem Götz so schändlich das Wort

gebrochen," sagte Ulrich von Hutten, „und wollt' ich viel darum geben, wenn unsere gute Sache nicht zuletzt noch dieses häßliche Brandmal bekommen hätte."

„Ich hätt' es dem von Hatstein am wenigsten zugetraut," antwortete Sickingen, „denn in so manchem ehrlichen Kampf hat er mir treulich beigestanden und sich stets bieder und unbescholten erwiesen. Diese Unthat aber trennt unsere Freundschaft auf ewig."

„Potz blau Feuer!" fuhr der alte Frondsberg auf, „was soll aus unserem ehrsamen Kriegshandwerk werden, wenn wir den heiligen Vertrag der Capitulation wie Türken und Heiden brechen wollen! Ginge es nach mir, man müßte dem Berlichingen noch heut am Tage freien Abzug zum Herzog oder nach seiner Burg Jarthausen gewähren."

„Wir müssen ein Supplikandum mit den Unterschriften aller Obristen und Hauptleute bei dem Oberfeldherrn einreichen," sagte Hutten, „damit der Treubruch je eher je lieber wieder gesühnt werde."

„Wenn nur der Berlichingen sich nicht durch seine Anhänglichkeit an den Würtemberger bei allen Bundesgliedern so verhaßt gemacht hätte," äußerte Bernhard Pirkheimer. „Ich wette, daß Herzog Wilhelm von Baiern und alle die übrigen Fürsten und Grafen in Stuttgart sich herzlich freuen, daß es mit dem Götz so weit gekommen ist. Die That ist einmal geschehen; den Vortheil davon wird man nicht freiwillig aufgeben."

„Helft mir, Schwager Franz, helft mir, Obrist Fronds-

berg," rief athemlos hereinstürzend Frau Elisabeth von Berlichingen, „mein Eheherr soll wie ein Dieb in den Thurm zu Heilbronn geworfen werden!"

„Da soll doch gleich der Weckauf von Oesterreich*) das Nest von Reichsstadt zusammenschießen!" rief zornaufbrausend Frondsberg, mit geballter Faust auf die klirrende Tafel schlagend.

„Faßt euch, liebe Frau Elisabeth, faßt euch," sagte Sickingen, die Geängstigte theilnehmend umfassend, „und erzählt uns ruhig den Hergang der Begebenheit.

Die Berlichingen erstattete in höchster Aufregung ihren Bericht und schloß mit dem Auftrag ihres Eheherrn, indem sie flehend die beiden Feldherren anblickte.

„Ja, wir werden uns als Redliche vom Adel und rechtschaffene Feldobristen zu halten wissen," sprachen Sickingen und Frondsberg, der Burgfrau die Hände reichend; „bringt euerm Eheherrn diesen Handschlag von uns und sagt ihm, es solle bald anders werden mit seiner Sache."

„Und von uns Allen auch," schrie Hutten mit den übrigen versammelten Rittern.

„Habt Dank, edler Sickingen und Frondsberg, habt Dank, ihr Alle!" rief Elisabeth mit freudeleuchtenden Augen, schwang sich auf ihr Roß und jagte spornstreichs nach Heilbronn zurück.

---

*) Name einer ungeheuern Kanone, die sich bei vielen Belagerungen ausgezeichnet hatte.

Die Nachricht des Vorfalls hatte sich mit Blitzesschnelle im Lager verbreitet. Wie Meereswogen brausten die Fähnlein der Landsknechte und die Geschwader der Reisigen nach dem Hause, wo die beiden Feldobristen wohnten.

„Was ist das?“ fragte Frondsberg, als er den Strom heranfluthen sah, „ist das ganze Heer toll geworden?“

„Führt uns nach Heilbronn,“ sprachen bittend, doch mit festem Tone zwölf bärtige Feldwaibel und Wachtmeister, die als Deputirte der Uebrigen bei den beiden Feldherren eintraten. „Führt uns nach Heilbronn, gestrenge Herren Feldobristen, um den tapfern Ritter Götz von Berlichingen aus dem Thurm zu befreien. Die Ehre aller Kriegsleute ist durch die Schmach dieses Gefangenen, dem man zum zweiten Mal das Wort gebrochen, beschimpft und gebrandmarkt. Wir wollen ihm beweisen, daß wir echte deutsche Reiter und Landsknechte sind, die auf ehrlichen, reinen Kriegsbrauch halten.“

„Recht soll dem Götz von Berlichingen werden,“ antwortete Sickingen mit fester Befehlshaberwürde, „verlaßt euch darauf, doch jetzt kehrt augenblicklich in euer Lager zurück und verhindert allen Aufstand und Gewalt, bei Todesstrafe!“

„Es wird Zeit, daß wir aufbrechen, Bruder Sickingen,“ sprach Herr Georg von Frondsberg, der sich am soldatischen Rechtsgefühl seiner Landsknechte höchlichst ergötzte, „sonst treiben uns unsere Leute am Ende selbst fort.“

Bald darauf rückten die Feldherren an der Spitze einer auserwählten Schaar von Reitern und Fußvolk gegen Heil-

bronn. Es war in der sechsten Abendstunde, als der Thurmwart den wegen des Götz versammelten Rathsherren das Heranziehen einer starken Kriegsmacht verkündigte. Während die weisen Herren noch hin und her überlegten, was das wohl zu bedeuten haben könne und wie man sich zu verhalten haben dürfte, wenn dem inhaftirten Berlichingen irgend eine frevelhafte Hülfe geleistet würde, da klangen schon die Trompeten der Reisigen und die Trommeln der Landsknechte in den krummen Straßen des Reichsstädtchens, da krachte schon die alte eisenbeschlagene Pforte des Rathsthurmes von den Axtschlägen der Feldzimmerleute, da stürmten schon Sickingen und Frondsberg und Hutten die schmale dunkle Stiege zu Götzens Kämmerlein hinauf und führten ihn im Triumph in den Sitzungssaal des Senats. Wie starre Steinbilder saßen die hochedelgebornen Herren auf ihren nußbaumenen, mit grünem Plüsch gepolsterten Lehnstühlen.

„Wollt ihr ihm wohl wieder ehrliche ritterliche Haft geben, wie ihm bis zu Ausgang seiner Sache von Rechtswegen gebührt?“ fragte Sickingen barsch.

„Oder zieht ihr vor, daß wir euch euere Weinberge und Felder verwüsten und euch mit zwanzigtausend Goldgulden brandschatzen?“ fuhr Frondsberg gebieterisch fort.

„Daß Gott im Himmel erbarme,“ flehte der aus seiner Betäubung erwachende dicke Bürgermeister, „nein, nein, meine gnädigsten allergestrengsten Herren Feldobristen, wir wollen uns in Allem ihren Befehlen unterwerfen, nur fügen sie unserm armen Städtlein kein Leid zu.“

„Nun so führt den Ritter sogleich in seine Herberge zurück und leistet ihm und uns feierliche Bürgschaft, daß ihr nimmer ähnliche Unbill an ihm üben, vielmehr ihn stets mit allem gebührenden Anstand behandeln und ihn mit allem Nothwendigen versehen wollt.“

Mit abgezogenen Baretten und geneigten Köpfen geleiteten die Rathsherren den Berlichingen und seine Befreier in Diezens Herberge zurück und unterzeichneten die Vertragsurkunde, welche Franz von Sickingen seinem Feldschultheißen in die Feder dictirte.

„Abgemacht,“ sprach der alte Frondsberg mit gutmüthiger Laune, „und nun, ihr edeln Herren vom Rath, geht ein Jeglicher ehrsam nach Hause und laßt uns Andere mit Herrn Götzen freundliche Zusprach halten.“

„Heda, Elisabeth,“ rief Berlichingen, „schaff' uns Wein und Speisen herbei, daß wir fröhlich mit einander verkehren mögen.“

Frau Elisabeth blickte verlegen zu Boden und lispelte, daß leider nichts mehr davon vorhanden sei.

„Dafür ist gesorgt,“ entgegnete Sickingen und Frondsberg, und ließen von ihren Trabanten die mitgebrachten reichlichen Vorräthe auftragen. Hell erklangen jetzt die gefüllten Becher in die Runde, vergessen war alle Kriegsfeindschaft und jeder fühlte sich stolz und froh im Bewußtsein deutscher Waffengenossenschaft.

Gern würden wir unsere Leser noch mit Berlichingen's fernern merkwürdigen Schicksalen vertraut machen; doch

es ist Zeit, daß wir zu unsern Hauptbegebenheiten zurückkehren.

Das ganze würtembergische Land — denn auch die Veste Hohenasperg war inzwischen gefallen — befand sich nun in den Händen der Sieger. Jetzt versammelten sich alle Mitglieder des schwäbischen Bundes zu Nördlingen, um wegen Theilung der Beute, Zahlung der Kriegskosten und der künftigen Regierung des Landes zu berathschlagen. Die würtembergischen Landstände, die sich zur selben Zeit in Stuttgart vereinigt hatten, sprachen sich laut dahin aus, daß sie den unmündigen Prinzen Christoph, des vertriebenen Herzogs Ulrich Sohn, zu ihrem Beherrscher zu haben wünschten. Auch die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern, so wie Herzogin Sabine, des Prinzen Mutter, erklärten sich dahin, daß das Land dem Kinde verbleiben und daß dieses unter ihre Vormundschaft gestellt werden solle.

Dagegen aber setzten sich wieder die österreichischen Räthe, die das schöne Würtemberg lieber für das Haus Habsburg gewinnen wollten. Ein endloses Hin- und Herstreiten über diesen, so wie über andere Punkte, entspann sich nun unter den Gliedern des Bundestages. Es versteht sich, daß es dabei an Schmausereien, Trinkgelagen, Jagden und anderer Kurzweil nicht fehlte. Darüber wurde man endlich einig, daß sämmtliches erobertes Geschütz und sonstige Waffenvorräthe unter die Sieger vertheilt und daß vom Lande zur Deckung der Kriegskosten eine Steuer von dreimalhunderttausend Gulden erhoben werden sollte. Uebrigens wurden alle vom Herzog

Verbannte wieder in den Besitz ihrer Güter und Würden gesetzt, und überhaupt Alles möglichst auf den alten Fuß hergestellt. Man sah die Sache für so abgemacht an und hielt eine Wiederkehr des vertriebenen Fürsten für so unmöglich, daß man einen großen Theil der Söldner verabschiedete, die sich nun als loses Gesindel in Dörfern und Wäldern umhertrieben. Nur Frondsberg, Sickingen und die Hutten blieben völlig kampfgerüstet stehen, als fürchteten sie noch einen zweiten Theil des blutigen Kampfspiels.

Mitten unter allen diesen Verhandlungen und Festlichkeiten wurden die Bundesglieder plötzlich von der Nachricht überrascht, daß sich die Churfürsten zu Frankfurt am Main zur neuen Kaiserwahl versammelt hätten. Obgleich die meisten derselben dem Kaiser Maximilian das Versprechen gegeben hatten, daß sie seinen Enkel Karl von Spanien zum römischen König wählen wollten, so war es doch zu keiner eigentlichen Wahl gekommen, der Kaiser war inzwischen gestorben und folglich allen Wechselfällen des Schicksals offene Bahn gelassen. Zwei gewaltige Nebenbuhler, König Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England schienen dem spanischen Karl die Erlangung der Kaiserkrone streitig machen zu wollen. Nächstdem war es ja auch in die Hand der Churfürsten gegeben, ob sie nicht einen aus ihrer Mitte mit der Würde ihres Oberhauptes bekleiden wollten.

„Ich muß nach Frankfurt,“ sprach Sickingen zu Hutten, „muß allen meinen Einfluß aufbieten, um zu verhindern, daß wir keinen Franzosen zum deutschen Kaiser bekommen.“

„Da theile ich ganz deine Ansicht, Bruder Franz," antwortete Hutten, „doch eben so wenig wünscht' ich, daß wir den Don Carlos zum Oberhaupt erhielten."

„Und warum nicht?" fragte Sickingen. „Er ist von deutschem Stamme, ist der mächtigste Herrscher in zwei Welttheilen, stark genug, um Deutschland gegen Türken und Franzosen zu schützen und uns zum ersten Volk in Europa zu erheben."

„Wird er aber auch ein deutsches Herz zu uns haben?" fragte Hutten. „Von einer spanischen Mutter ist er geboren, mit Spaniern von Jugend auf umgeben worden, und Spanien und spanisches Amerika machen ihn mächtiger und reicher, als das freiheitliebende Deutschland. Und dann die Religion, mein Sickingen! Wird der im strengen papistischen Glauben erzogene Karl wohl unsere scharfprüfende, helldenkende Geistesrichtung lieben und schützen? Wird er den gegen Roms Zwingherrschaft sich auflehnenden Luther und die ihm gleichgesinnten Männer in ihrem Wirken ruhig gewähren lassen? O, Sickingen, mir fällt ein wackerer Fürst ein, der ganz zu Deutschlands Kaiser in unserer hochwichtigen Zeit sich schickte — Churfürst Friedrich von Sachsen, der Mann mit deutschem Herzen und reifem Geiste, den das Volk mit Recht den Weisen nennt, der Freund der Aufklärung, der Beschützer Martin Luther's — den laß sie wählen, darauf wirke hin, mein Sickingen!"

„Der Mann ist bieder und verständig," entgegnete dieser, „aber wird er auch die nöthige Kraft besitzen, um solch hochwichtiges Amt zu verwalten?"

„Mehr Kraft und Festigkeit gewiß, als der neunzehnjährige Don Carlos."

„Und wird er auch mit seiner kleinen Hausmacht stark genug sein, das Reich in diesen stürmevollen Zeiten zu vertreten? Wird er mit seinen kargen Geldquellen auch Mittel genug besitzen, um den ungeheuern Aufwand seiner Stellung zu bestreiten?"

„Sein deutscher Sinn, sein deutscher Wille, der im Herzen des Volkes wiederklingt, sein lichtvolles Streben, das in der ganzen Zeit sein Echo findet, wird ihn stärker und reicher machen, als jenen Karl, trotz aller Goldgruben von Mexiko und Peru. Ein echter Fürst soll mit seinem Volke engverbunden wie Seel' und Leib sein. Ist der Kaiser des Volkes Herz, dann werden die Massen ihm freudig folgen und freudig Gut und Blut ihm opfern!"

„Hutten, Hutten, deine Beredsamkeit reißt hin. Nun, ich will es überlegen, will sehen, wie dein Friedrich sich selber giebt und nimmt. Denn wie der Mensch sich selber stellt, so stellen ihn auch die Andern. Trauet er sich zu, die Zügel festzuhalten, so bin ich sein Mann, so will ich thun, was an mir ist, daß er das Roß zu lenken bekomme."

„Gott sei mit dir, Sickingen! Von dieser Kaiserwahl hängt viel, hängt Deutschlands, ja Europa's lange Zukunft ab."

Historisch-literarischer Anhang

zum

zweiten Bande

des

Ulrich von Hutten.

Historisch-literarische Erläuterungen.

I.

Zur ersten bis mit der vierten Schilderung.

Unser Hutten betritt jetzt die öffentliche politische Laufbahn als Vertheidiger heiliger Menschenrechte gegen fürstlichen Despotismus und verbrecherische Gewaltthat. Herzzerreißender Schmerz über die Ermordung des geliebten Verwandten und Jugendfreundes, Empörung des durch Beschimpfung des Ritterordens und des Huttenschen Geschlechts gekränkten Ehrgefühls, endlich Mitleid mit dem Vater des Getödteten, der einst Hutten's Beschützer und Wohlthäter gewesen war, dieß waren die Gründe, die zunächst unsern Helden zum Handeln gegen den Tyrannen antrieben. Aber bald ging er vom Besondern zum Allgemeinen, vom gekränkten Recht einer Familie zum zertretenen Recht eines ganzen deutschen Volksstammes und zur bedrohten Freiheit des großen deutschen Gesammtvaterlandes über.

Wir haben bereits im historisch-literarischen Anhang zum ersten Bande, Abschnitt XI, bemerkt, daß Ulrich von

Hutten sich bald nach der Ermordung seines Vetters Johannes nach Mainz unter den Schutz des Churfürsten Albrecht II. begeben und dort seine vier ersten Reden gegen den Herzog von Würtemberg geschrieben habe. Wenn sie auch nicht unmittelbar hintereinander verfaßt wurden, so fällt ihre Entstehung doch gewiß in die Jahre 1515 und 1516. Die fünfte Rede aber kann, wie wir ebenfalls dort bemerkten, erst 1519 nach dem Rachekriege gegen den Würtemberger geschrieben worden sein, weil eben dieser Kampf den Hauptgegenstand derselben ausmacht.

Zwischen die vierte und fünfte Rede fällt aber noch ein merkwürdiger, wahrscheinlich 1517 abgefaßter Dialog, worin Hutten den Herzog mit den schärfsten Waffen des Hasses und des Spottes angreift. Er hat dieses Gespräch Phalarismus*) genannt und darin den Charon, den Mercur, den Schatten des Phalaris und den Herzog Ulrich selbst, unter dem Namen „der Tyrann," als redende Personen eingeführt.

Die Grundidee des Dialogs ist, daß der Herzog in den Tartarus hinabsteigt, um sich vom Schatten des Phalaris, des einst furchtbaren Beherrschers von Agrigent, Unterricht in den Künsten der Grausamkeit, des Verraths, kurz jeder Ruchlosigkeit ertheilen zu lassen, daß sich aber der Lehrer in den meisten

*) Der Titel des lateinischen Originals ist: Phalarismus dialogus Huttenicus; es steht abgedruckt in den Operib. omnib. Tom. II. S. 196—212. Die deutsche Uebersetzung findet sich in E. Münch's auserlesenen Werken Hutten's, Thl. 3. S. 205—220.

Stücken noch vom Schüler übertroffen sieht. — Möge der Anfang dieser mit dem tiefsten Unwillen geschriebenen Satyre als Probe hier stehen:

Charon. Welchen Körper hast du bei dir, Mercur? Welch Leben bringst du uns zur Ueberfahrt?

Mercur. Es ist ein Tyrann, Charon.

Charon. Was soll der lebend hier?

Mercur. Auf Jupiters Befehl, der es einst dem Herkules, dem Theseus und Pirithous erlaubt, wird es auch diesem jetzt gestattet. Er will seinen Meister Phalaris besuchen.

Charon. Wie, seinen Meister, der so viele Jahrhunderte vor ihm gelebt hat?

Mercur. Es hat damit seine eigene Bewandtniß. Schon oft schlüpfte der Schatten des Phalaris aus dieser nächtlichen Wohnung, um jenen im Traume zu unterrichten, durch welche Mittel er zur Gewaltherrschaft gelangen könne.

Charon. Warum wählt er sich gerade diesen?

Mercur. Es liegt dem Phalaris am Herzen, daß auch Deutschland Tyrannen bekomme, die es zuvor nicht gehabt.

Charon. Also ein Deutscher ist jener? Fürwahr, ein für alle Jahrhunderte merkwürdiges Ungeheuer! In Deutschland ein Tyrann! u. s. w.

Welchen persönlichen Antheil Ulrich von Hutten an den kriegerischen Unternehmungen seiner Familie gegen den Herzog und an den späteren öffentlichen Verhandlungen auf dem

Reichstage zu Augsburg 1516 genommen habe, ist aus den uns vorliegenden Quellen durchaus nicht zu ersehen. Nach diesen erscheint er blos literarisch thätig, indem er die erwähnten Anklagereden verfaßte und für ihre Verbreitung durch ganz Deutschland sorgte. Für unsern Endzweck aber war es durchaus nöthig, daß wir unsern Helden in das Räderwerk der Begebenheiten persönlich kräftig eingreifen ließen. Deßhalb führten wir ihn auf die Burg Frankenberg, als der Racheschwur vom versammelten Geschlecht der Hutten geleistet wurde; deßhalb ließen wir ihn als Werbehauptmann rüstiger Landsknechte Franken durchstreifen und sich mit seinem Pirkheimer und Konrad gegen den gemeinsamen Feind deutscher Freiheit verbinden; deßhalb mußte durch ihn der Vertrag mit dem Baiernherzoge abgeschlossen und der Kaiser zur Vorladung des fürstlichen Mörders bewogen werden; deßhalb endlich mußte Hutten seine flammende Anklagerede nicht blos mit der stillen Feder auf dem Papier, sondern mit der lebendig tönenden Stimme vor der bewegten Reichsversammlung zu Augsburg halten. Abgesehen von dieser persönlichen Verwebung unsers Hutten in den Lauf der Begebenheiten, haben wir diese selbst in der Hauptsache der Geschichte getreu erzählt. Es ist historisch wahr, daß der Churfürst von der Pfalz und der Bischof von Würzburg sich zu Vermittlern des bösen Handels des Herzogs von Würtemberg hergegeben und in dessen Auftrage dem Ritter Ludwig von Hutten die von uns in der ersten Schilderung dieses Bandes erwähnten Vergleichsvorschläge gemacht haben. Eben so geschichtlich begründet ist es, daß

der Vater des Ermordeten diese Vorschläge zurückgewiesen und auf den kaiserlichen Richterspruch wider den verbrecherischen Fürsten provocirt hat. Da jedoch Maximilian Anfangs mit Einleitung des Verfahrens gegen den Herzog zauderte, so wurde durch Ludwig von Hutten den Sohn und Ritter Georgen von Schaumburg in Auftrag des Huttenschen Geschlechts das von uns in der zweiten Schilderung erwähnte Allianzbündniß mit Herzog Wilhelm von Baiern gegen den Würtemberger abgeschlossen. Denn auch Herzog Wilhelm und sein Bruder Ludwig waren durch die ihrer Schwester angethane Schmach auf das Empfindlichste beleidigt worden.

Ulrich von Würtemberg hatte nach der Ermordung seines Stallmeisters Johannes von Hutten die buhlerische Wittwe auf das Schloß genommen und den ehebrecherischen Umgang mit ihr fortgesetzt. Nicht zufrieden damit, seine rechtmäßige Gattin durch diese Untreue auf das Bitterste zu kränken, hatte er sich gegen die edle Frau die gröbsten Mißhandlungen erlaubt, ja selbst ihr Leben mit Gefahr bedroht. Inzwischen war der Unwille der würtembergischen Vasallen und Städte gegen den Tyrannen auf das Höchste gestiegen und ein Bund von vaterlandsliebenden Männern, unter denen die Freiherren von Speet, die von Westerstetten und Hohenstaufen, so wie die Amtsvögte Konrad und Sebastian Breuning und Konrad Vout hervorragten, zur Aufrechthaltung der Verfassung zusammengetreten. Das Volk sollte um jeden Preis von dem drückenden Joche befreit und der Herzog, wenn er sich nicht willig fügte, von der Regierung entsetzt werden. In wie weit

die Herzogin Sabine bei dieser Verschwörung betheiligt gewesen, ist nicht bestimmt zu ermitteln. So viel ist indeß gewiß, daß sie zu Hohenurach häufige Conferenzen mit Dietrich von Speet und andern ihr ergebenen Männern vom Adel gehabt. Herzog Ulrich ward durch seine Kundschafter von dem bevorstehenden Unternehmen in Kenntniß gesetzt. Die Verhaftung der Brüder Breuning, Vout's und anderer Verschwornen war die erste Folge davon. Jetzt entschloß sich Sabine zur raschen Flucht*), welche sie glücklich in den Schooß ihrer Familie nach München zurückführte. Die Gemißhandelte setzte nun Alles in Bewegung, um ihre Brüder zur Rache gegen den verhaßten Gemahl anzuspornen, und die Folge davon war das Schutz- und Trutzbündniß mit dem Geschlechte der Hutten und die Versammlung eines Kriegsheeres im Lager bei Wemdingen. Auch auf den Kaiser Maximilian war die der geliebten Nichte widerfahrene Schmach vom entschiedensten Einfluß. Herzog Ulrich von Würtemberg ward nunmehr vor die Schranken des Reichstages zu Augsburg gefordert, um sich sowohl wegen des an Ritter Johannes von Hutten verübten Mordes, als wegen der seiner Gemahlin Sabine von Baiern zugefügten Unbill zu verantworten und darauf des kaiserlichen Richterspruches gewärtig zu sein.

Der Lauf der Proceßverhandlungen gegen den Herzog von Würtemberg, der unglückliche Feldzug des Kaisers in

---

*) Sattler's Geschichte Würtembergs unter den Herzogen, Thl. 1. S. 190 ff. D. 193. 196—200.

Italien, die Verurtheilung Herzog Ulrich's und die bald darauf erfolgte Zurücknahme derselben durch den Blaubeuernschen Vertrag, dieß Alles ist von uns, bis auf Hutten's persönliches Auftreten dabei, der Geschichte gemäß erzählt worden *). Die Rede aber, die wir unsern Helden vor der Reichsversammlung halten lassen, enthält seine eigenen Worte in mehren Stellen seiner Anklagereden gegen den Würtemberger.

Da die Geschichte Ulrich's von Hutten mit der Geschichte des deutschen Reiches und diese wieder mit der allgemeinen Geschichte Europa's innig zusammenhängt, so ist es die Pflicht des Verfassers dieses Werkes, bisweilen eine gedrängte Uebersicht der damaligen Reichszustände und politischen Weltlage zu geben. Deßhalb müssen auch Personen, die erst später auf Hutten Einfluß gewinnen, schon vorbereitend hier eingeführt werden. So wie wir schon früher im ersten Bande einige Mal dergleichen Gesammtgemälde entfaltet haben, so haben wir auch hier in der zweiten Schilderung ein solches entworfen und darin zugleich unsere Leser mit Karl von Spanien und Franz von Sickingen bekannt gemacht **).

---

*) Sattler, a. a. O. Th. I. S. 197 — 228, nebst den dazu gehörigen urkundlichen Beilagen im Anhange dieses Theiles. — Fugger's Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich im Leben Kaiser Maximilian's.

**) Robertson, the history of the reign of the Emperor Charles V. Vol. II. — Ernst Münch, Franz von Sickingen's Thaten, 1ster Band. — Fugger's Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich. — Hegewisch, Geschichte Kaiser Maximilian's. — Pfister, Geschichte der Deutschen, Th. 3. S. 638, 643, 644.

Nächst den öffentlichen Prozeßverhandlungen gegen den Herzog von Würtemberg soll die 3te Schilderung auch ganz besonders die damaligen bürgerlichen Zustände beleuchten. So wie wir in der 14ten und 15ten Schilderung des ersten Bandes das Bild des alten Nürnberg entfalteten, so haben wir hier die Physiognomie des alten Augsburg nach Zeit und Oertlichkeit getreu wiederzugeben versucht. Wir ergriffen zugleich diese Gelegenheit, um die Entstehung und Bedeutung der patrizischen Geschlechter in den deutschen Städten und ihre Stellung zur gemeinen Bürgerschaft, wie zum Landadel klar zu machen*).

Als echten Repräsentanten des ehrenvesten, dem Adel stolz gegenübertretenden reichsstädtischen Bürgerthums haben wir den Stadtschreiber und kaiserlichen Rath Konrad Peutinger in den Vordergrund gestellt und ihn mit unserm Hutten in lebhafte Berührung gebracht**). Daß beide Männer sich auch geschichtlich nahe gestanden haben, ist von uns bereits im

*) F. K. Gullmann, Geschichte der Stadt Augsburg, 2 Bnde. Augsburg, 1806. — Paul von Stetten, Beschreibung der Reichsstadt Augsburg, ebendas. 1788. — Engelbert Werlich, Chronika der Stadt Augsburg, Frankf. a. M. 1595. — Chronika Augustae Vindelicorum von Marx Welser, Augsburg, 1594. — Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland, 2te Ausgabe, Berlin, 1830. — Rauschnick, das Bürgerthum und Städtewesen der Deutschen im Mittelalter, Dresden, 1829.

**) Veith, historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri, jurisconsulti Augustani. Post I. G. Lotterum novis curis illustrata. August. Vindel. 1783.

historischen Anhang des vorigen Theiles erwähnt worden. Ihre persönliche Bekanntschaft ereignete sich jedoch erst 1517, wo Peutinger den aus Rom zurückgekehrten Hutten dem gerade zu Augsburg hofhaltenden Kaiser vorstellte und wo Peutinger's schöne Tochter Constanze den Lorbeerkranz wand, womit Maximilian die Stirn des ritterlichen Dichters krönte. Der romantische Hutten aber, den wir schon längst mit seiner Constanze zusammenführten, wirbt jetzt um ihre Hand und wird vom Vater, der keine Ehe seines Kindes mit einem Adeligen will, durch ausweichende Antworten abgewiesen. Der tiefere Grund dieser Abneigung Peutinger's gegen ein solches Ehebündniß wird erst im letzten Bande dieses Werkes offenbar werden.

II.

Zur fünften und sechsten Schilderung.

Schon war Herzog Ulrich in die Reichsacht erklärt, schon das vereinigte Heer der Baiernfürsten und der Ritter von Hutten zum Einfall in das Würtembergische bereit, als plötzlich durch die Ränke des Cardinals von Gurk, der Abgesandten von Würzburg und Churpfalz und der übrigen Anhänger der würtembergischen Parthei Alles ein anderes Ansehen gewann.

Es wurden nämlich mit Vorwissen des Kaisers dem Herzog die von uns in der 4ten Schilderung erwähnten Vergleichsvorschläge gemacht, worauf dieser endlich, als bereits die Acht auf ihm lastete, einzugehen für gut fand. Die Begnadigung des Verurtheilten und der Abschluß des berüchtigten Blaubeuernschen Vertrages, dessen Inhalt wir ebendaselbst historisch genau angegeben haben, war die Folge davon.

Jetzt galt es, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern, denn die Frist des Waffenstillstandes war ihrem Ablauf nahe. Markgraf Casimir von Brandenburg, Cardinal von Gurk und die übrigen von uns in der 4ten Schilderung genannten Personen unterzogen sich dem Vermittelungsgeschäft. Sowohl die Herzoge von Baiern als die Ritter von Hutten traten dem Vergleich von Blaubeuern gegen die von uns a. a. O. erwähnten Bewilligungen bei.

Mit welcher Entrüstung der geschichtliche Ulrich von Hutten die Nachricht von diesem Frieden aufgenommen haben mag, läßt sich wohl denken. Für den romantischen Hutten aber, der mitten im Feldlager lebt, der noch kurz zuvor in der Reichsversammlung seinen tödtlichen Haß gegen den Herzog laut ausgesprochen hat, für diesen Hutten gnügte die bloße Entrüstung nicht. Es erschien uns vielmehr als poetische Nothwendigkeit, daß er jetzt, wo Alles ihn verläßt, auf das eigene Schwert sich stützen und den Tod des verhaßten Mörders beschließen mußte. Mit dieser Absicht lassen wir ihn nach Stuttgart eilen. Dort aber lebt der weise Reuchlin, der mit den Tiefen der heiligen Schrift und den Geheimnissen der

Kabbala vertraute Mann, in welchem Hutten den väterlichen Freund, Lehrer und Rathgeber verehrt. Bei diesem tritt er in stiller Mitternacht ein und offenbart ihm sein Vorhaben. Reuchlin ist es, der mit prophetischer Würde dem blutigen Beschluß Hutten's entgegentritt und ihn auf seine höhere weltgeschichtliche Bestimmung hinweist. Hutten wird erschüttert und verlangt eine neue Lebensaufgabe, deren Lösung ihn von seinem Schmerz abziehe; Reuchlin wählt ihn zu seinem Vertheidiger gegen die Dunkelmänner; Hutten willigt ein und geht nach Cöln.

Die Verfolgung Reuchlin's durch die Dominikaner und der ganze Prozeß über den Augenspiegel ist von uns der Geschichte gemäß berichtet worden*). Daß wir aber unsern Hutten von Reuchlin zu seinem künftigen Anwalt bei der römischen Curie wählen ließen, war für die künstlerische Anordnung des Stoffes von großem Gewinn; denn dadurch erst bekam Hutten's Reise nach Rom die höchste Bedeutung und den innigsten Zusammenhang mit seinen reformatorischen Bestrebungen. Der historische Grund dieser zweiten italienischen Reise war kein anderer, als daß Hutten dem Willen seiner Familie gemäß zu Rom die Rechtswissenschaft studiren und sich den Doctorhut erwerben sollte. Wir besitzen einen Brief

*) Meiner's Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, 1ster Band, welcher das Leben Reuchlin's enthält. — Mayerhoff, Johann Reuchlin und seine Zeit, Berlin, 1830. — Hutt. Oper. Tom. VI. E. Münch's Einleitung zu den Briefen der Dunkelmänner.

von Hutten an seinen Freund Erasmus von Rotterdam, worin er sich über diesen Punkt offen und mit ziemlichem Verdruß ausgesprochen hat. Der Brief ist auf der Reise nach Italien von Worms aus geschrieben und die bezügliche Stelle ist folgende: „Wisse, was ich mir kürzlich vorgenommen hatte! Es war beschlossen, dich aufzusuchen, und sollte ich dir auch bis nach England folgen. Diesen trefflichen Vorsatz durchkreuzt mir nun die ungelegene Freigebigkeit meiner Angehörigen. Sie nennen es nämlich Freigebigkeit, daß sie die Kosten zu meinen Studien der Gesetze hergeben und mich deßhalb nach Rom schicken*)."

Welcher Unterschied zwischen dieser erzwungenen, mit Widerwillen unternommenen Reise nach dem Doctorhut und der aus freiem Entschluß unternommenen That, die unsern Hutten zum Vertheidiger der Aufklärung und Gewissensfreiheit vor den Schranken der römischen Curie macht! Nur die Letztere konnte unserm Zweck genügen.

Ehe wir jedoch Hutten nach Rom begleiten, lassen wir ihn zuvörderst in der sechsten Schilderung sich mit den cölner Reuchlinisten näher verbinden, die Fährten der heuchlerischen Dominikaner erspähen und eine Hauptrolle bei den berühmten Briefen der Dunkelmänner spielen. Daß Hutten an der Abfassung dieser Briefe wirklich den thätigsten Antheil genommen hat, leidet keinen Zweifel. Doch haben außerdem auch wahrscheinlich Krotus Rubianus, Herrmann vom

*) Hutteni opera omnia, Tom. II. S. 297.

Busch, Graf Nüenar und Andere sich dabei als Mitarbeiter betheiligt*).

Die Anekdoten, die wir von den Reuchlinisten auf Kosten der Dunkelmänner erzählen lassen, sind von uns aus den Briefen selbst entlehnt worden. Den unvergleichlichen Reiz des Originals wiederzugeben, ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil er vornehmlich in der köstlichen Nachahmung des Küchenlateins der Dominikaner liegt. Daß jene satyrischen Briefe**) unglaublich viel zur Herabwürdigung der Scholastiker, der Bettelorden und des damaligen üppigen Clerus überhaupt beigetragen haben, ist unbestreitbar. Die Getroffenen fühlten auch die Wichtigkeit des Angriffs recht gut und erhoben bald ein allgemeines Rachegeschrei. Durch eine von Papst Leo X. unter dem 15ten März 1517 erlassene Bulle ward das Teufelswerk streng confiscirt und Jedermann bei Strafe der Excommunication vor dessen Ankauf und Lesung gewarnt. Der Erfolg des Verbots war der gewöhnliche, daß das gefürchtete Buch um so fleißiger verbreitet wurde***).

---

*) M. s. Ernst Münch's Einleitung zu den Epistol. obscuror. viror. in Hutt. Oper. Tom. VI. S. 1—77.

**) Die Epistolae obscurorum virorum, die seit ihrem ersten Erscheinen zahlreiche Ausgaben erlebten, stehen vollständig abgedruckt in Münch's Hutt. oper. omn. Tom. VI. S. 81—308.

***) Wagenseil, das Leben Ulrich's von Hutten, S. 52—55 und S. 194—206. — M. vergl. auch Meiner's Lebensbeschreibungen berühmter Männer, 3ter Band, welchen die Biographie Hutten's ausfüllt.

Um ein anschauliches Bild der cölner Zustände zu geben, haben wir in der sechsten Schilderung die drei Partheien der Obscuranten, Reuchlinisten und Juden neben einander gestellt. Die Juden, als die armen Verfolgten, durften dabei nicht fehlen, sondern mußten in Mardochai einen würdigen Repräsentanten finden, dessen alttestamentarische Frömmigkeit und Redlichkeit sich der Verderbtheit der Dominikaner und ihres Convertiten Pfefferkorn leuchtend gegenüberstellt. Auch schien uns das Bild der an dem uralten Glauben der Väter und an der Sitte der orientalischen Heimath mitten unter der sie unterdrückenden christlichen Bevölkerung festhaltenden Hebräer *) einfachrührend und poetisch. Hutten selbst wird durch die Bekanntschaft mit Mardochai von manchem christlichen Vorurtheil befreit und auf einen höhern human-religiösen Standpunkt gehoben.

---

*) M. s. Johannes Lundius, die alten jüdischen Heiligthümer, Gottesdienste und Gewohnheiten, Hamburg, 1738. in Fol. — Paul Christian Kirchner's jüdisches Ceremoniel, neue mit Kupfern und Anmerkungen vermehrte Auflage von Sebastian Jacob Jungendres, Nürnberg, 1726. in 4.

III.

Zur siebenten bis zehnten Schilderung.

Was wir geschichtlich von Hutten's zweitem Aufenthalt in Italien wissen, beschränkt sich auf Folgendes. Die Veranlassung zur Reise nach Rom war, wie wir bereits im vorigen Abschnitt erwähnt haben, das ausdrückliche Verlangen der Huttenschen Familie, daß Ulrich die Rechtsgelehrsamkeit in Rom studiren solle. Im Herbst 1516 dort angelangt, legte er sich auch mit Fleiß auf diese Wissenschaft, konnte ihr aber auch dießmal ebensowenig Geschmack abgewinnen, als vier Jahre früher zu Pavia und Bologna. Seine Geringschätzung gegen das römische Juristenwesen spricht er deutlich in der Zueignung des **Nemo** an seinen Freund Krotus Rubianus aus*):

„Vernimm meinen in dieser Sache gefaßten Entschluß. Nachdem mir jene stolzen Gesetzkrämer die Galle aufgeregt, so trachtete ich danach, *Etwas* in ihrem Sinne zu sein und richtete mein Studium dahin. Aber ich will sterben, wenn es je in einer andern Absicht geschah, als theils um den Wünschen der Meinigen zu genügen, theils auch um jenes Possenspiel, womit die Bartholisten prunken, zu erlangen, um mich

*) Hutt. Oper. Tom. II. p. 306. — Hutten's Jugenddichtungen, übers. von E. Münch, 1838. S. 137 ff.

durch jenen Doctortitel, von welchem sich die Menge so gern verblenden läßt, bei ihnen in Achtung zu setzen. Denn jetzt muß einer bloß Doctor (Lehrer) heißen, gelehrt braucht er nicht nothwendig zu sein."

Trotz dieser innern Abneigung gegen die Wortklaubereien der römischen Rabulisten, die er nach ihrem gefeierten Bartholus auch scherzweise Bartholisten nennt, würde Hutten dennoch aus Liebe zu seinem Vater seine juristischen Studien zu Rom vollendet und sich den Doctorhut erstritten haben, wenn ihn nicht unerwartet ein blutiges Abenteuer zur raschen Flucht getrieben hätte. Als er nämlich einst mit einem Freunde einen Ausflug nach Viterbo unternommen hatte, gerieth er dort mit fünf Franzosen, welche die Ehre seines Kaisers Maximilian beleidigten, in heftigen Streit. Von Schmähworten kam es zu Schwertstreichen; Hutten's Begleiter entfloh, und er würde ohne Zweifel der Uebermacht unterlegen haben, wäre er nicht so glücklich gewesen, den gefährlichsten seiner fünf Gegner bald nach Anfang des Kampfes zu tödten. Die Uebrigen, die wahrscheinlich mehr Prahlerei, als Muth besaßen, räumten eilig das Feld. Ein Hieb in die rechte Wange war Alles, was der Sieger aus diesem ungleichen Gefechte davon trug. Hutten hat dieses Vorfalls nicht bloß in einem Briefe an Erasmus von Rotterdam gedacht, sondern ihm auch fünf kleine Epigramme gewidmet.

So rühmlich indeß auch jener Kampf für Ulrich von Hutten geendigt hatte, so hielt er es doch nicht für rathsam, sich der Rache der übriggebliebenen vier Franzosen noch länger

in Rom auszusetzen. Er begab sich daher schleunigst nach Bologna, wo er seine juristischen Studien mit Eifer fortsetzte. Aber sein böser Dämon, der ihm nun einmal die Ehre des Doctorhutes mißgönnte, trat ihm auch hier wieder feindlich entgegen. Zwischen den deutschen und lombardischen Studenten kam es nämlich zu einem heftigen Streit und Kampf, wobei Hutten selbst fast seinen Untergang gefunden hätte. Als ihn die Deutschen darauf zu ihrem Anwalt beim Stadtvorstand (Podestà) gewählt und Hutten die Sache seiner Landsleute mit feuriger Rede vertheidigt hatte, ergrimmte dieser, ein geborner Genueser, in so wildem Zorn gegen den kühnen Sprecher, daß Hutten seiner Sicherheit wegen nach Ferrara entweichen mußte. Von hier, wo er bei allen berühmten Gelehrten die freundlichste Aufnahme fand, begab er sich nach Venedig, wohin ihn zwei nach Syrien reisende Herren von Hutten beriefen. Hier ward ihm ein noch ehrenvollerer Empfang, als in Ferrara zu Theil. Die vornehmsten und gelehrtesten Männer beeiferten sich, ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Man beschenkte ihn mit zierlichen Ausgaben seiner klassischen Lieblingsautoren und zeichnete ihn auf jede Weise aus. Hutten betheuerte seinem Freunde Erasmus, daß er nirgends eine größere Humanität, als in Venedig gefunden habe. Von dort aus ging er nach Augsburg, wo wir ihn im nächsten Abschnitt dieser Notizen wiederfinden werden*). Dieß ist Alles, was wir vom zweiten

*) Die Hauptquelle für obige historische Notizen ist der erwähnte Brief Hutten's an Erasmus von Rotterdam, welcher in Hutt.

Aufenthalt Hutten's in Italien wissen. Mag auch dieses Aggregat von einzelnen Nachrichten für den Biographen nicht ohne Interesse sein, so konnte es doch dem großen, bedeutungsvollen Gemälde, das wir zu entfalten beabsichtigten, unmöglich genügen.

Der Conflict zwischen deutschem und italienischem Wesen, der sich durch das ganze Mittelalter hindurchzieht und im sechzehnten Jahrhundert zum letzten Mal recht auffallend hervortritt, dieses in das deutsche Leben so tiefeingreifende Verhältniß, das sich bald anziehend, bald abstoßend gestaltet, bald aufregend, bald zerstörend auf den Deutschen einwirkt und ihn entweder völlig auf die italienische Seite hinüberzieht, oder zum lebendig innersten Bewußtsein der eigenen Nationalität hinaufträgt, dieß sollte sich auch hier im Leben unsers Hutten spiegeln. Sein Aufenthalt in Rom wird für ihn zum feurigen Läuterungsproceß seines reindeutschen Seelengoldes. Das Papstthum tritt ihm in Leo X. mit seiner ganzen Hoheit, das Ehrenhafte des Clerus in Cardinal Grimani mit seiner ganzen Würde vor die Augen. Die italienische bildende Kunst auf ihrem herrlichsten Gipfelpunkt offenbart sich ihm mit allen

---

oper. omn. Tom. II. p. 342 — 344 abgedruckt steht. Einzelne Züge zu Hutten's zweitem italienischen Aufenthalt finden sich auch in dessen Briefen an Gerbelius, Reuchlin und Richard Crocus, die ebenfalls im Tom. II. der Oper. enthalten sind. Die lateinischen Originale der erwähnten Epigramme auf den Kampf mit den fünf Franzosen stehen in Tom. I. p. 206 — 262 der Oper. omn., die deutschen Uebersetzungen davon in Hutten's Jugenddichtungen, S. 363 — 368.

ihren Reizen in Gemälden, Statuen, Bauwerken, und verkörpert sich in Raphael Sanzio zur schönsten Persönlichkeit. Die dichtende Kunst tritt ihm in Molza, Tebaldeo, Accolti und Andern glänzend entgegen und feiert im begeisterten Ariosto ihren glorreichen Triumph. Aber als Repräsentantin weiblicher südlicher Schönheit und römischen Frauenstolzes läßt ihm die freischaffende Poesie die königliche Flaminia erscheinen und den Kampf gegen die Macht des deutschen Frauenthums beginnen. Ergriffen von so viel neuen fremden Gewalten, läßt sich Hutten Anfangs vom italienischen Zauber umstricken. Doch bald fühlt er den schmerzlichen Zwiespalt im Innersten seiner Brust, bald lernt er es erkennen, daß nur im deutschen Wesen die Wurzel seines Wesens ankert, bald zersprengt er entschlossen alle Fesseln und kehrt deutscher, als jemals, in's Vaterland zurück.

Aber nicht bloß der Conflict zwischen deutscher und italienischer Nationalität, auch das Eigenthümliche der damaligen römischen Zustände an sich mit allen ihren Licht- und Schattenseiten sollte in bewegten Bildern entrollt werden. Die kolossale Gestalt des Papstthums, das bald den Kampf mit dem reformatorischen Geiste der Neuzeit beginnen soll, richtet sich zum letzten Mal in ihrer ganzen imposanten Herrlichkeit auf. Wir hoffen, daß alle unbefangene Katholiken uns das Zeugniß geben werden, daß wir Leo's große Persönlichkeit nicht mit kleinlichem protestantischen Partheigeist erniedrigt, sondern nach ihrem vollen Werthe gewürdigt haben. Wir haben den milden, freigebigen Beschützer der Künste und Wissenschaften,

den Freund der aus dem klassischen Alterthum emporstrahlenden Aufklärung, den großen Staatsmann und italienischen Patrioten mit freudiger Anerkennung gezeichnet und die Schattenseiten seines Charakters nur der Wahrheit gemäß berührt. Sollte Leo und das damalige Rom in dieser vielseitigen Beziehung beleuchtet werden, so mußte nicht bloß der römische Hof, seine Gelehrten, Dichter und Künstler, sondern auch der Krieg mit dem Herzog von Urbino und die Cardinalsverschwörung, welche beide sich in der von uns geschilderten Periode zutrugen, der Geschichte getreu dargestellt werden*).

Eine dritte Aufgabe, die wir in den italienischen Schilderungen zu lösen hatten, war die Erzählung des zwischen Reuchlin und Hogstraten vor der römischen Curie verhandelten Prozesses, welcher der Reformation Luther's gleichsam zum Vorspiel diente und der ein so anschauliches Bild des Einflusses der Dominikaner auf den Papst giebt. Der Verlauf dieser Angelegenheit ist von uns historisch gehalten, nur daß nicht Hutten, sondern der von uns als Nebenperson eingeführte Van der Wick der Anwalt Reuchlin's gewesen ist. Es gab uns dieser Prozeß zugleich Gelegenheit, uns über die Habgier, Verschwendung und Bestechlichkeit der römischen

*) Pauli Jovii de Vita Leonis pontif. max. Libri quatuor. Florent. 1551. in Fol. — Francesco Guicciardini, della istoria d'Italia, Fiorenze, 1561. Fol. — Wilhelm Roscoe, Leben und Regierung des Papstes Leo des Zehnten; aus dem Englischen übersetzt von Glaser, mit Anmerkungen von Henke, drei Bände, Leipzig, 1806 ff. — Ranke, römische Päpste, 1ster Band, Berlin, 1834.

Beamten und über das Aussaugungssystem Roms besonders gegen Deutschland zu verbreiten*).

Den Kampf Hutten's gegen die fünf Franzosen haben wir in ein Gefecht mit fünf Italienern verwandelt und in demselben Flaminia's Bruder durch Hutten tödten lassen, damit auch dieser Vorfall nicht vereinzelt dastehe, sondern organisch in das Ganze eingreife. Denn hierdurch wird der Haß der beleidigten Römerin auf das Höchste gesteigert und ihr Rachebund mit dem Mönch Antonio um so fester geschlossen. Flaminia und Antonio sind von nun an die Vertreter des italienischen Hasses gegen das Deutschthum und Antonio noch insbesondere der des römischen Clerus gegen den freiheitkühnen Kämpfer wider Roms Zwingherrschaft.

IV.

Zur elften und zwölften Schilderung.

Von Venedig begab sich Hutten nach Augsburg, wo zufällig gerade Kaiser Maximilian Hof hielt. Doctor Konrad

---

*) Meiners, das Leben Reuchlin's, a. a. O. — Mayerhoff, Johann Reuchlin und seine Zeit. — Johannes Voigt, Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im 15ten Jahrhundert, in Raumer's histor. Taschenbuch, 4ter Jahrgang, 1833. — Lunadoro, relazione della corte di Roma, 1685. — Ranke, a. a. O.

Peutinger, der gelehrte Stadtschreiber und kaiserliche Rath, stellte unsern Helden, mit welchem er wahrscheinlich schon früher brieflich befreundet war, dem Kaiser vor und pries ihm die poetischen, wissenschaftlichen und kriegerischen Verdienste Hutten's so energisch an, daß Maximilian den Vertheidiger seiner Ehre in glänzender Versammlung zum Ritter schlug und ihn eigenhändig zum Dichter krönte. Der Lorbeerkranz, den er ihm aufsetzte, war von Peutinger's schöner Tochter Constanze geflochten worden, die für das anmuthigste und gebildetste Mädchen von Augsburg galt. Wie dankbar Hutten jene Empfehlung des Freundes anerkannt und wie begeistert er sich über die holde Constanze ausgesprochen hat, ist von uns bereits im historischen Anhang des ersten Bandes, Abschnitt VI., erzählt worden. — Das Dichterdiplom Hutten's mit allen ihm dadurch gewährten Privilegien steht wörtlich abgedruckt im ersten Bande von Ernst Münch's Gesammtausgabe der Huttenschen Werke*).

Hutten's damaliger Aufenthalt zu Augsburg war unstreitig die glücklichste und glänzendste Epoche seines ganzen

---

*) Ueber diese Augsburger Ereignisse spricht sich Hutten theils in einem Briefe an Erasmus von Rotterdam, theils in der Zueignung seiner Türkenrede an Peutinger mit Bestimmtheit aus. M. s. Hutt. Oper. Tom. II. p. 342—344. und 470—472. — Wagenseil, im Leben Hutten's, S. 61 und 62. — Meiners, das Leben Ulrich's von Hutten, a. a. O. — Veith, historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri. — Hutt. Oper. Tom. I. Einleit. p. LII — LIV.

Lebens. Die kaiserliche Huld, die ihm zu Theil geworden, machte seinen Ruf überall bekannt. Von allen Seiten liefen Glückwünschungsschreiben an ihn ein und Alles bewarb sich um die Freundschaft des kühnen Dichters, Redners und Kriegsmanns. Maximilian selbst wünschte ihn für seinen Dienst zu gewinnen, doch gleichzeitig machte auch Churfürst Albrecht von Mainz seine ältern Ansprüche auf ihn geltend. Hutten hat eine Zeitlang über den zu fassenden Entschluß geschwankt, wie wir deutlich aus dem von uns in der vorigen Note citirten Briefe an Erasmus ersehen. „Was aus mir selbst werden soll," sagt er in einer Stelle jenes Schreibens, „weiß ich noch nicht recht. Die drei Männer, die ich vorhin erwähnte, (er meint den Rath Peutinger, den kaiserlichen Secretair Spiegel und den Mathematiker Stabius,) laden mich an den Hof des Kaisers ein, andere ziehen mich wieder nach Mainz; noch hab' ich nicht beschlossen, welchen Weg ich wählen will." Endlich entschied er sich doch für Churfürst Albrecht, in welchem er den aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit und den freigebigsten Beschützer der neuauflebenden Wissenschaften verehrte, der ihn die größten Erwartungen für Deutschlands Zukunft fassen ließ.

Bevor sich jedoch Hutten an den Hof zu Mainz begab, stattete er den Seinigen noch einen Besuch zu Steckelberg ab, und hier war es, wo wahrscheinlich die völlige Aussöhnung mit dem Vater erfolgte, der dem vom Kaiser so hochgeehrten Sohne unmöglich länger grollen konnte. — Während dieses Steckelberger Aufenthaltes begann Hutten sich mit der Her-

ausgabe der Schrift des Laurentius Valla „über die erlogene Schenkung Constantin's" zu beschäftigen. Dieses war der erste Schritt zum Kampf gegen Roms Zwingherrschaft; denn durch diese Schrift des Valla wurde das Fundament der weltlichen Macht der Päpste gänzlich untergraben. Daß aber Hutten dieses Werk dennoch dem Papste zuzueignen wagte, beweist, daß er damals immer noch in Leo's Persönlichkeit großes Vertrauen setzte*).

In unserer historisch-romantischen Darstellung knüpft sich an Hutten's Steckelberger Aufenthalt noch ein anderes, für sein Verhältniß zu Constanze Peutinger wichtiges Ereigniß. Wir hatten ihn nach erfolgter Dichterkrönung um Constanzens Hand bei Konrad Peutinger abermals werben und ihn durch diesen an seinen eignen Vater verweisen lassen. Hier tritt nun der Adelstolz dem Bürgerthum schroff gegenüber und zerstört mit einem Machtspruch die Hoffnungen des vorurtheilsfreien Ulrich. So tief er aber auch diesen Schmerz empfindet, so giebt er sich ihm doch nicht unmännlich hin. Denn Hutten ist kein schmachtender Roman-Liebhaber, der sich aus Liebesverzweiflung den Tod giebt, sondern ein echter deutscher Held,

---

*) Die Zueignung Hutten's steht in Hutt. Oper. omn. Tom. II. p. 410—419. Von Laurentius Valla's Schicksalen und Werken handelt E. Münch theils in der Einleitung zur erwähnten Dedication an Leo, p. 403—409, theils im Artikel Laurentius Valla S. 602—605 im historisch-literarischen Anhang des nämlichen Bandes der sämmtlichen Werke.

dem Volk und Vaterland am höchsten stehen im Leben, und der daher auch jetzt im Kampf für Licht und Freiheit gegen Rom sich über den eigenen Gram zu erheben weiß.

V.

Zur dreizehnten Schilderung.

Erfüllt von patriotischen Plänen begab sich Hutten von Steckelberg an den Hof des Churfürsten von Mainz, der ihn mehr als Freund, wie als Mitglied des Hofstaates behandelte. Der vielseitig begabte Mann war seinem fürstlichen Beschützer nicht bloß in literarischen Unternehmungen zum Besten der Universität zu Mainz, sondern auch in öffentlichen Geschäften und diplomatischen Verhandlungen brauchbar. In letzterer Beziehung hat Hutten wahrscheinlich die Reise nach Paris unternehmen müssen, über deren nähere Motive uns die Nachrichten abgehen. Dort war er sehr thätig für die Verbreitung des großen Reuchlinistenbundes und machte die Bekanntschaft der bedeutendsten dortigen Literaten, wie z. B. die des berühmten Philologen Budäus, des Arztes Copus und anderer der Sache der Wissenschaft und Aufklärung zugethanen

Männer *). Nach Mainz zurückgekehrt, mußte er den Churfürsten bald nachher auf einer Reise nach Sachsen begleiten, denn Albert war zugleich Erzbischof von Magdeburg. Auf diese zweite Reise bezieht sich der Brief an den Grafen von Nüenar, dessen wir in der 15ten Schilderung dieses Bandes gedacht haben **). „Kaum war ich vom Pferde gestiegen," heißt es zu Anfang jenes Briefes, „kaum war ich aus Sachsen zurückgekehrt, von wo mich der Fürst nach Mainz zurückschickte, so wird mir dein Brief überreicht, u. s. w." — Am Schlusse des nämlichen Schreibens sagt er: „In vier Tagen kehre ich wieder nach Sachsen zurück." Man sieht hieraus, daß Hutten vom Churfürsten stark in Geschäften gebraucht wurde. Wir haben jene mit dem Erzbischof unternommene Reise in eine Sendung Hutten's nach Berlin verwandelt.

Ueber die Gelehrsamkeit, Aufklärung und Liebenswürdigkeit seines Fürsten spricht sich Hutten an mehren Orten sehr vortheilhaft aus. Im erwähnten Briefe an Nüenar gedenkt er des Vorfalls, wo der Erzbischof ein gegen Reuchlin geschmiedetes Libell Pfefferkorn's mit den Worten in's Feuer warf: „Also mögen alle umkommen, die solche Sprache führen" ***). Auch in der an den Mainzischen Leibarzt Stromer gerichteten Zueignung des Dialogs über das Hof-

---

*) Oper. Hutt. Tom. IV. pag. 412, in der Spongia Erasmi, und Tom. II. p. 429, im Briefe an den Grafen von Nüenar. — Wagenseil, Leben Hutten's, S. 68 und 69.

**) Hutt. Oper. Tom. II. p. 421. — Ebendaselbst p. 430.

***) Ebend. p. 429.

leben spendet Hutten seinem Churfürsten das größte Lob *). Man ersieht aus allen diesen Aeußerungen, daß Albert den Wissenschaften und den Gelehrten wirklich von Herzen ergeben war. Und dennoch konnte der nämliche Mann aus Geldrücksichten sich zum schmachvollen Ablaßhandel bequemen! Wir haben die Verlegenheit, in die er durch die theuere Erkaufung seiner Würde gelangt war, in der 13ten Schilderung historisch entwickelt. Seine Prachtliebe und selbst jene große Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künstler trugen das Ihrige zur Vergrößerung seiner Schuldenlast bei. Das nächste und sicherste Mittel, sich derselben zu entledigen, war ihm das liebste, und so sank er zum Betreiber eines seiner bessern Ueberzeugung widerstreitenden Geschäfts herab. Es war unsere Pflicht, diese Doppelnatur des Churfürsten klar hervorzuheben und ihn deßhalb im unmittelbaren Verkehr mit seinem Ablaßkrämer Tetzel zu zeigen. Letzterer ist von uns in der 13ten wie in der 14ten Schilderung nach dem Leben gezeichnet worden **).

Dagegen tritt die edle Seite Albert's wieder in seinem Gespräch mit Erasmus von Rotterdam deutlich hervor. Wir hielten diesen Zeitpunkt für den schicklichsten, um diese wichtige Gestalt des Reformationsdramas auf unserer historisch-romantischen Bühne erscheinen zu lassen. Das Leben des berühmten

*) Hutt. Oper. Tom. III. p. 17.

**) Leben des päpstlichen Gnaden-Predigers oder Ablaß-Krämers Johann Tetzel's, aus unterschiedenen Scribenten, Documenten und Manuscriptis zusammengetragen von M. Johann Jacob Vogeln, Leipzig, 1717.

Mannes ist von uns, so weit es hierher gehört, in gedrängter Kürze aus der Geschichte entnommen worden *).

Wer in das Leben Albert's II. von Mainz tiefer eindringen will, möge die in der Note angeführten Schriften vergleichen **).

---

*) Burigny, das Leben des Erasmus von Rotterdam, aus dem Französischen übersetzt von Henke, Halle, 1782. 2 Bände. — Adolph Müller, Leben des Erasmus von Rotterdam, eine gekrönte Preisschrift. Hamburg, 1828. — Ernst Münch's ausführlicher Artikel: „Erasmus von Rotterdam" in Hutt. Oper. Tom. IV. pag. 625—646. Die vollständige Ausgabe von Erasmus Werken ist durch Le Clerc zu Basel in 10 Foliobänden besorgt worden.

**) Serrarius, libri quinque rerum Moguntiacarum, in Vol. I. der Rer. Moguntiacar. fol. 823 seq. Francf. ad Moenum. 1722. fol. — Lud. a Seckendorf Commentarius de Lutheranismo. Francf. et Lips. 1692. deutsch 1714. fol. — Martin Luther's sämmtliche Schriften, Ausgabe von Walch in 24 Quartbänden, wo das Generalregister die nöthigen Nachweise für Albert II. giebt. — Eine ausführliche Lebensnachricht von Rathmann steht in Ersch und Gruber's großer Encyklopädie, Bd. 1. S. 357—360. — M. vergl. auch E. Münch's Artikel „Albrecht II. Erzbischof von Mainz" in Hutt. oper. Tom. III. p. 623 — 629.— Meiners, Lebensbeschreib. denkwürdiger Männer, Bd. III. — Marheinecke, Geschichte der Reformation, 4 Bde. Berlin, 1816—1834.

VI.

Zur vierzehnten Schilderung.

Wir haben unsern Hutten auf seiner Hinreise nach Berlin mit Franz von Sickingen zusammengeführt, als dieser im Begriff ist, in die Fehde gegen den Landgrafen von Hessen zu ziehen. Diese Fehde hat sich geschichtlich ein halbes Jahr später während des Reichstages zu Worms zugetragen*). Für unsere Zwecke stand sie jedoch hier am passendsten Orte, da sie hingegen später sehr störend in die Darstellung der Hauptbegebenheiten eingegriffen hätte.

In Sachsen selbst machen wir Hutten zum Augenzeugen einer Ablaßhandelsscene, damit der Gräuel dieses Sündenkrams sich den Augen unserer Leser um so lebendiger darstelle. Den Stoff zu dieser Beschreibung lieferten uns die historischen Angaben in Tetzel's Leben von Vogel.

Der Hauptinhalt der vierzehnten Schilderung, der ausschließlich dem großen Glaubenshelden Luther geweiht ist,

*) Ernst Münch, Franz von Sickingen's Thaten, 1ster Band. S. 90—96.

schließt sich genau an die Geschichte an und bedarf deßhalb keiner weiteren Erläuterung*).

VII.

Zur funfzehnten Schilderung.

Als Gegensatz zum religiösen Reformator Martin Luther tritt in dieser Schilderung der mit politischen Umgestaltungsideen schwangergehende Franz von Sickingen auf. Wir hatten desselben schon früher in der 14ten Schilderung des 1sten Bandes gedacht; doch jetzt erst, wo er bald mächtig in das Getriebe der öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands eingreifen soll, konnte die Geschichte des merkwürdigen Mannes im Zusammenhange erzählt werden. Wir sind auch hier, wie bei Luther, der Geschichte treu geblieben. Nur die hessische Fehde ist von uns, wie bereits oben erwähnt, um ein halbes Jahr früher gestellt worden.

---

*) Phil. Melanchthonis vita Lutheri, Wittenberg. 1546. mit der vita Philip. Melanchthonis ab Io. Camerario conscripta. herausgeg. von J. C. W. Augusti, Breslau, 1819. — Seckendorf, Commentar. de Lutheranismo. — Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1ster Band, S. 223—323. — Gustav Pfizer, Martin Luther's Leben, Stuttg. 1830. — Luther's sämmtl. Werke. Ausg. von Walch.

Von einem Besuche Hutten's auf der Ebernburg im Jahre 1517, wie wir ihn hier angenommen haben, ist geschichtlich nichts bekannt. Daß sich aber beide Männer schon vor dem Feldzuge gegen Herzog Ulrich von Würtemberg persönlich gekannt haben, ist gewiß. Denn schon früher übersetzte Hutten sein Gespräch über das Hofleben für Sickingen in's Deutsche und drückt sich in der Vorrede gegen ihn folgendermaßen aus: „Dieweil, als ich jüngst bei euch gewesen und ihr dasselbige Büchlein im Latein lesen hörtet, merket' ich euer Neigung und Willen, daß ihr solches gern in Teutsch transferirt haben wolltet. Auf daß ich nun, wie ich allweg geflißen, euch hierin willfahre und euerem Begehr Folge thu, und vornehmlich, damit ihr ihm, wo er bei euch ferner anklopfen, oder Unterschleif und Herberg begehen würde, desto baß begegnen möchtet, so hab' ich solches Büchlein vom Latein in das Teutsch verwandeln lassen, euch, guter Meinung, dediciren, zuschreiben und zueignen wöllen, auch euch hiemit zu befehlen, denn euch Lieb und Dienst zu thun bin ich allezeit beflissen *)."

Man sieht aus dieser Zueignung, wie ungelenk sich unser Hutten noch damals in seiner Muttersprache ausdrückte, ja man möchte fast glauben, daß er den Dialog nur unter seiner Aufsicht übersetzen ließ, weil er von „verwandeln lassen" spricht. In seinen letzten Lebensjahren, wo unser Held mehre deutsche Flugschriften und Lieder für das Volk verfaßte, hat

*) E. Münch's Sickingen, Bd. 1. S. 116. 117.

er sich allerdings einen fließendern nnd klarern Styl zu eigen gemacht, doch ist immer noch ein großer Unterschied zwischen seiner und Luther's deutscher Schreibart. Luther allein war der Schöpfer einer neuen, schönen, freigegliederten deutschen Sprache; das Gepräge der Classicität war allen seinen Werken aufgedrückt.

Das Hauptwerk über Sickingen verdanken wir dem auch um unsern Hutten so hochverdienten Ernst Münch. Der vollständige Titel ist: „Franz von Sickingen's Thaten, Plane, Freunde und Ausgang, durch Ernst Münch, mit Kupfern und Urkunden, 3 Bände, Stuttgart und Tübingen, in der Cottaschen Buchhandlung, 1827 — 1829. — Der erste Band enthält die Biographie des Ritters, der zweite und dritte eine höchst schätzbare Sammlung von Urkunden und gleichzeitigen Chroniken. Letztere, welche zu den Hauptquellen für Sickingen's Leben gehören, sind: 1) das Chronicon Abbatiae Sancti Maximini apud Treviros. Autore R. P. Schakmann Ordinis Sct. Benedicti; 2) die Flersheimer Chronik; 3) ein Auszug aus Zorn's handschriftlicher Wormser Chronik, betreffend den Wormser Aufruhr und die daraus hervorgegangene Sickingensche Fehde; endlich ist noch 4) aus Freheri scriptorib. rerum Germanicar. Tom. III. abgedruckt: Huberti Thomae Leodii historiola Francisci de Sickingen.

Wichtige Beiträge zu Sickingen's Biographie finden sich auch in Götz von Berlichingen's eigner Lebensbeschreibung und in einigen gleichzeitigen Schriftstellern, besonders in den

Memoires du Marquis de Fleuranges und in Gaillard, histoire de François I. Tom. I. Unter den frühern deutschen Biographieen Sickingen's hat die ebenfalls aus einer handschriftlichen Chronik geschöpfte von Würdtwein den meisten Werth: „Kriege und Fehdeschaften des Edeln Franz von Sickingen, Mannheim, 1787." Ein vollständiges Verzeichniß aller für Sickingen's Leben wichtigen Schriften findet sich zu Anfang des ersten Bandes des Werkes von E. Münch.

Wir haben in unserer funfzehnten Schilderung des Umstandes gedacht, daß Franz von Sickingen in früherer Zeit mit dem berühmten Schwarzkünstler Faust in Verkehr gestanden. Als Beleg dafür möge die bezügliche Stelle aus E. Münch's Sickingen, Bd. 1. S. 10, hier stehen: „Bei dem Schlusse dieser Notizen über Franz von Sickingen's wissenschaftliche Erziehung und erste Geistesrichtung können wir den merkwürdigen Umstand nicht mit Stillschweigen übergehen, daß er mit dem berühmten oder berüchtigten Gelehrten und Schwarzkünstler, Doctor Johann Faust, schon früher in genauer Verbindung stand, ein Umstand, den die wenigsten Berichterstatter über unsern Ritter bisher ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben. Und dennoch ist eine nähere Berührung zweier so ausgezeichneter Männer nicht unwichtig für die Geschichte Beider und für die Würdigung ihrer Persönlichkeit. Nach Friedrich Schlegel*) lebte jener Held der weitverbreitetsten Volkssage, dessen räthselhaftes Wesen sowohl die Phantasie der ersten Geister

*) F. Schlegel's deutsches Museum, Abhandlung über Faust.

Deutschlands, als die Forschlust mühseliger Alterthumskundiger, den Pinsel und den Grabstichel von Künstlern und Sudlern, und endlich den witzreichen Thespiskarren des ergötzlichen Policinello so mannigfach beschäftiget hat, auf Sickingen's Gütern, und wir finden bei dem gelehrten Tritheim*) einen sehr merkwürdigen Brief, worin unter andern gesagt wird: „Faust habe im Jahre 1507 zu Kreuznach, wie es auch noch an andern Orten geschehen, mit seiner Narrheit groß gethan, sich für den vollkommensten aller nur jemals bekannten Alchymisten ausgegeben, und des Besitzes der Wissenschaft sich gerühmt, durch welche Alles erkannt und gewährt werden möge, was nur immer die Wünsche der Menschen anregt. Der dortige Amtmann Franz von Sickingen, nach geheimen Dingen sehr begierig, habe ihm eine, damals gerade erledigte Lehrstelle verschafft; allein Faust habe dieselbe bald wieder verlassen."

Ernst Münch führt hierauf noch an, daß die zwar über Sickingen berichtende gleichzeitige Chronik aus dem 16ten Jahrhunderte nichts über diese Verbindung mit Faust berichte, daß aber demungeachtet kein Grund vorhanden sei, die Aussage des wahrheitliebenden Trithemius zu verwerfen.

Dr. Chr. Ludw. Stieglitz in seiner Abhandlung über die Faustsage im 3ten Jahrgange von Raumer's histor. Taschenb. behauptet aber, daß der Faust, von welchem Tritheim

---

*) In Trithemii epistol. familiarib.; Hagenoae, 1580, pag. 312.

spreche, nicht der berühmte, sondern Faust der jüngere, auch Sabellicus genannt, gewesen sei. S. Raumer a. a. O. S. 190.

VIII.

Zur sechzehnten und siebzehnten Schilderung.

Auch diese beiden Schilderungen sind im Wesentlichen der Geschichte gefolgt. Daß Hutten seinen Churfürsten auf den Reichstag nach Augsburg begleitet und sich während desselben dort aufgehalten hat, leidet keinen Zweifel. Wir besitzen noch einen sehr anziehenden Brief unsers Helden, worin er seinem Freunde Julius von Pflugk*) einen Ueberblick der Reichstagsereignisse giebt. Er gedenkt darin mit Begeisterung und muthigem Vertrauen des großen Planes der Türkenvertreibung, an welcher er selbst persönlichen Antheil nehmen will. Vor der Hand hat er eine Mahnrede an die deutschen Fürsten geschrieben, worin er sie dringend auffordert, die Absicht ihres Kaisers zu Deutschlands Ruhm und Heil zu unterstützen. Er fürchtet jedoch, daß seine Arbeit wegen vieler allzu freimüthiger Stellen nicht den Druck erlangen dürfte.

*) Hutt. oper. Tom. II. p. 527—530.

Mit höchstem Lobe spricht er von seinem Churfürsten von Mainz und freut sich, daß derselbe den Cardinalshut von Leo X. erhalten habe. Auch die von uns in der 16ten Schilderung erwähnte päpstliche Beschenkung des Kaisers mit einem kostbaren Feldherrndegen und einem mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Hute wird genau beschrieben. Von Leo X. selbst spricht Hutten mit großer Achtung; nur einem solchen Papste, sagt er, durfte ich meine Ausgabe des Laurentius Valla zuzueignen wagen. Ferner wird der bevorstehenden Wahl eines römischen Königs und der Vermählung des Markgrafen Casimir von Brandenburg mit einer baierischen Prinzessin ausdrücklich gedacht. Den Schluß des Briefes machen verschiedene Nachrichten über seine eignen und anderer Gelehrten literarische Thätigkeit. Freudig spricht er seine Hoffnung auf den Sieg der Wissenschaften über die Barbarei der Finsterlinge gegen den in Bologna weilenden Freund aus.

Seine berühmte Mahnrede zum Türkenkriege hat Hutten zwar nicht vor der Reichsversammlung gehalten, aber doch während derselben dem Druck übergeben. Er hatte sie bereits früher zu Mainz geschrieben und seinem Freunde Konrad Peutinger zugeeignet. Proben daraus haben wir in der 16ten Schilderung mitgetheilt*).

---

*) Das lateinische Original steht in Hutt. oper. Tom. II. p. 473—522. Ulrichi Hutteni ad Principes Germanos, ut bellum in Turcas concorditer suscipiant exhortatoria. Die deutsche Uebersetzung giebt E. Münch in Hutten's auserlesenen Werken, Theil 3, Seite 236—302.

Außer dieser Rede wird unserem Hutten von Einigen noch eine andere, gleichfalls auf den Türkenkrieg sich beziehende, zugeschrieben, worin die deutschen Stände aber gewarnt werden, den Zehnten zur Führung des Krieges nicht zu zahlen, weil nur römische Pfiffe und Ränke dahinter steckten*). So manches indeß auch in dieser Rede mit Hutten's Haß gegen den römischen Clerus übereinstimmt, so sind wir doch mit Burkard, Meiners und Ranke der Meinung, daß Hutten unmöglich der Verfasser derselben gewesen sein könne, da die Tendenz dieser zweiten Rede der Absicht der ersten schnurstracks entgegenarbeitet. Uebrigens erklärt auch der Verfasser der zweiten am Schluß, daß er dem geistlichen Stande angehöre. Der kecke Hutten, der noch kurz zuvor die Schrift „über die falsche Schenkung Kaiser Constantin's" unter seinem Namen dem Papste selbst zugeeignet hatte, würde sich gewiß nicht hinter solcher Larve verborgen haben.

Wir haben in der Schilderung des Reichstages zu Augsburg die Spannungen der Stände unter sich und mit dem Kaiser, so wie die großartigen Pläne des Letzteren zu entwickeln und dadurch ein Bild der sinkenden Kaisergewalt und der zerfallenden Reichseinheit zu geben versucht**). In diesem

*) Hutt. op. T. II. p. 547—554. Die Uebersetzung s. in Hutten's auserlesenen Werken. Th. III. S. 303—314.

**) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1ster Band, S. 323—359. — Pfister, Geschichte der Deutschen, 3ter Bd. S. 664—669. — Hegewisch, Leben Maximilian's, 2ter Band.

ernsten Zeitpunkt erschien es uns eben so historisch bedeutsam, als poetisch, das alte Kaiserthum zum letzten Mal seine Pracht und Hoheit entfalten und dabei Maximilian's edle und bürgerfreundliche Persönlichkeit im hellen Lichte hervortreten zu lassen. Deßhalb haben wir auch mit Liebe bei jenen feierlichen Einzügen und andern Festlichkeiten verweilt, in denen sich des deutschen Kaiserthums Herrlichkeit und Würde spiegelt. Mächtige Churfürsten sind die Diener der geheiligten Person des Reichsoberhauptes, und Herzoge, Bischöfe, Grafen, Ritter und Magistrate gliedern sich zur organischen Riesen-Pyramide des heiligen Reichs, deren Schlußstein die Majestät des Kaisers bildet. — Das alte Augsburg ist stolz, seinen gekrönten Schirmherrn zu empfangen und geht ihm wie eine geschmückte Braut entgegen; die Väter der Stadt tragen den Baldachin über dem Haupte des Vaters des großen Gesammtvaterlandes. Und der edle Maximilian mischt sich treuherzig als Bogen- und Scheibenschütz unter die Schaaren seiner lieben Mitbürger und theilt Gold, Silber und Damast als Siegespreise aus*).

---

*) Fugger's Spiegel der Ehre des Hauses Oesterreich ist eine Hauptquelle für die Feierlichkeiten des Augsburger Reichstages von 1518. Er erzählt unter andern auch ausdrücklich, daß Maximilian dem Papageischießen von Doctor Konrad Peutinger's Zwinger aus zugesehen habe, wie von uns in der 16ten Schilderung benutzt worden ist. — Eine treffliche Abhandlung über Fürstenleben und Fürstensitte im sechzehnten Jahrhundert von Johannes Voigt findet sich im sechsten Jahrgang von Raumer's historischem Taschenbuch.

Wehmuth ergreift das Herz des deutschen Vaterlandsfreundes, wenn er den letzten Sonnenblick seines echten Kaiserthums hier verglänzen sieht. Seit der religiösen Spaltung unter Karl V. war Deutschlands Einheit dahin. Nicht die Reformation klagen wir deßhalb an, wohl aber Karl V., der seine Zeit so wenig begriff und für Deutschland ein so undeutsches Herz hatte.

Unsere siebzehnte Schilderung gehört wieder fast ausschließlich dem großen Reformator Luther an. Wir verweisen wegen des Geschichtlichen auf die bei Abschnitt VI. dieser Erläuterungen angeführten Schriften*). Von einer Zusammenkunft Hutten's mit Luther zu Augsburg, wie wir sie in unserer Darstellung angenommen haben, ist nichts historisch bekannt. Uns aber schien es der poetischen Wahrheit durchaus zu widerstreben, wenn wir Hutten, den freiheitglühenden Gegner von Roms Zwingherrschaft, sich auch jetzt noch von dem auf ähnlicher Bahn mit heldenmüthiger Aufopferung fortschreitenden Luther kalt und gleichgültig abwenden ließen. Wir ließen daher in den hochwichtigen Tagen, wo der kühne Augustiner vor Cajetan erscheinen muß, den Priester und den Ritter der Reformation den hehren Geisterbund schließen.

Wir haben das Geschäft des Cardinals Cajetan und die ihm von Rom aus ertheilte geheime Instruction auch noch

---

*) M. s. auch Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, 1ter Band, S. 212 — 219.

dazu benutzt, um daran das Wiederauftreten des Antonio Cesarini und Flaminia's zu knüpfen, weil das poetische und das historische Element sich unserer Ueberzeugung nach im historischen Roman stets innig durchdringen müssen.

IX.

Zur achtzehnten Schilderung.

Auf die bewegte Existenz während des Reichstages zu Augsburg folgte für Hutten bis zum Ausbruch des würtembergischen Krieges eine friedliche Zwischenzeit am Hofe zu Mainz. Doch seinem von großartigen Tendenzen erfüllten Geiste konnte das in kleinlichen Geschäften und Ränken sich hin und hertreibende Hofleben auf die Länge nicht behagen. War er gleich der Liebling seines Fürsten und war dieser Fürst gleich ein Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten, so war doch auch sein Hof von den allgemeinen Eigenschaften der Höfe nicht frei, und mußte auf den genialen Hutten eine oft beengende und niederdrückende Kraft ausüben. Dieser mißbehaglichen Stimmung los zu werden, schrieb er seinen köstlichen humoristischen Dialog über das Hofleben, den wir

unsern Lesern in der achtzehnten Schilderung auszugsweise mitgetheilt haben*).

In dieselbe Periode fallen noch einige andere literarische Arbeiten Hutten's, die wir hier nachträglich erwähnen wollen, da wir sie in unsere Darstellung selbst nicht füglich verweben konnten. Es sind dieselben die zweite Ausgabe des satyrischen Gedichts, „der Niemand," der Dialog, „das Fieber," und die große Epistel an Bilibald Pirkheimer. Alle drei sind lateinisch geschrieben. Das Gespräch **Febris** hat er aber später selbst für seinen Freund Sickingen in's Deutsche übersetzt.

Der Niemand**) ist eine unvergleichlich witzige Personification des grammatischen Begriffs dieses Wortes, wobei beständig die tiefste Weltironie hindurchspielt. Der Niemand

---

*) Hutt. op. Tom. III. pag. 14—58. Ulrichi Hutteni Equitis Germani Misaulus sive aula, dialogus. — Hutten's auserlesene Werke von E. Münch, 3ter Theil, S. 315—363. „Gesprächbüchlein Herrn Ulrich's von Hutten, das er nennet Misaulus oder das Hofleben."

**) Hutten hatte den Gedanken dieses Gedichts schon früher 1512 in einem kleinen Rahmen ausgeführt. Weit vollständiger und mit einer Vorrede an Krotus Rubianus versehen, erschien es aber jetzt. Hutt. oper. Tom. II. pag. 299—320. Ulrichi de Hutten *ΟΥΤΙΣ*, Nemo. Die erste Ausgabe ist zu Augsburg 1518 herausgekommen und zeigt auf dem Titelblatt die Figur des personificirten Niemands. Die deutsche Uebersetzung findet sich in E. Münch's Jugenddichtungen Hutten's, S. 135—158.

tritt nämlich immer als wirkliches Wesen auf und bringt dadurch Alles zur positiven Existenz, was an sich reine Negation ist. Wir wollen als Beleg hierzu einige Distichen folgen lassen:

„Niemand war stets; zu jenen Zeiten lebte noch Niemand,
Wo in des Chaos Gewirr brachten die Götter das Licht.
Niemand ist etwas vor seiner Geburt, noch wenn er geschieden;
Niemand vollbringt etwas, wenn es die Gottheit nicht will.
Niemand kann Alles und schöpft aus sich selbst vollkommene Weisheit;
Niemand bleibet für stets, niemand ist ledig von Schuld.
Niemand durchdringt der Götter Gemüth und geheime Gedanken,
Niemand weiß, was da ist, war und in Zukunft noch wird.
Niemand gelanget zum Heil, der nimmer die Taufe bekommen,
Niemand, der Christo nicht treu, kann sich bewähren als gut.
Niemand lebet zufrieden mit seinem Loos, und bescheidet
Sich genügend mit dem, was ihm das Schicksal verlieh.
Niemand wagt es, den üppigen Stolz und die Wollust der Priester
Anzufechten, noch Roms Bischof im Kampfe zu stehn.
Niemand ist klug, wenn er liebt, und niemand ist treu in der Liebe,
Niemand ist Anderen mehr, als seinem eigenen Ich.
Niemand schwingt sich empor durch schuldlose Sitten und Niemand
Bleibt bei der Höfe Gift reinen und biederen Sinns!“

Das „Fieber“ ist während des Reichstags zu Augsburg gegen den Kardinal Cajetan geschrieben. Die Grundidee dieses satyrischen Gesprächs, worin sich Hutten mit dem personificirten Fieber unterhält, ist diese, daß Hutten das ihn plagende Fieber von sich austreibt und dem über seine Obdachlosigkeit klagenden bösen Dämon die Person des Kardinals Cajetan als Herberge anweist. Dieß giebt ihm nun Gelegenheit,

über die Ueppigkeit, Habsucht und alle Laster der römischen Curie herzuziehen*).

Ungleich wichtiger, als jenes satyrische Gespräch, ist die berühmte große lateinische Epistel an Wilibald Pirkheimer, welche die schätzbarsten Beiträge zu Hutten's Charakteristik und zur Zeitgeschichte überhaupt enthält. Hutten rechtfertigt sich darin gegen seinen Freund, weßhalb er am Hofe des Churfürsten von Mainz verweile, statt den Wissenschaften als freier Mann zu huldigen. Nächstdem theilt er viel Anziehendes aus seinem Leben und dem damaligen Gelehrtenverkehr mit. Besonders ergötzlich ist die Beschreibung des ritterlichen Treibens auf den Burgen, wodurch uns die trotz des Landfriedens damals noch herrschende Fehdelust und Unsicherheit in Deutschland recht anschaulich wird. Es giebt wenige Schriften Hutten's, aus welchen sein edler Charakter sich so mannigfach und mit so liebenswürdiger Natürlichkeit offenbart, als aus dieser

---

*) Hutt. op. Tom. IV. **Febris, Dialogus Huttenicus**, pag. 101—115. — Hutten hat das nämliche Thema später noch ausführlicher unter dem Titel **Febris secunda** behandelt und dieses zweite Gespräch über das Fieber mit der **Fortuna**, der **Trias Romana** und den **Inspicientes** unter dem Titel **Dialogi** herausgegeben. Diese **Dialogi** hat er seinem Franz von Sickingen zu Liebe in's Deutsche übersetzt; es stehen dieselben nebst der Zueignung an Franz von Sickingen abgedruckt in **Ernst Münch's auserlesenen Werken Hutten's**, Theil I. Von dieser Uebertragung, so wie von den lateinischen Originalen wird noch ausführlicher von uns im historischen Anhang zum dritten Bande des Hutten gehandelt werden.

brieflichen Abhandlung. Wir glauben uns daher um unsere Leser verdient zu machen, indem wir ihnen den Hauptinhalt derselben im Folgenden mittheilen*).

Ulrich von Hutten an Bilibald Pirkheimer.

„Du glaubst, ich tauge nicht für den Hof, und willst mir da mit zärtlicher Besorgniß manche Widerwärtigkeiten, die mich dort erwarten, ersparen. Nimm meinen Dank dafür, denn du magst vielleicht Recht haben. Aber ich will mich nun einmal am Hofe versuchen, was ich sonst Jedem abrathen würde. Was kann ich gerade Besseres jetzt thun, da ich doch überhaupt etwas thun muß? Wenn du mir räthst, mich von der Welt zurückzuziehen und ein stiller Stubengelehrter zu werden, so hast du dabei, wie mir scheint, nicht die nöthige Rücksicht auf mein Alter und meinen Charakter genommen; beiden taugt Ruhe dieser Art nicht. Soll ich in den Jahren der frischesten Manneskraft, ehe ich noch das geräuschvolle, vielbewegte Treiben der großen Welt kennen gelernt, mich zwischen vier Wände verschließen? Oder darf ich meine Verwandten und Freunde um das betrügen, was sie von mir fordern, was ich ihnen leisten kann, und statt dessen nur mir selbst und den Musen leben? Wenn ich mich nun aber auch dir zu Liebe ganz den Wissenschaften hingäbe, mich ganz vergrübe

---

*) Ulrici de Hutten ad Bilibaldum Pirkheimerum epistola, vitae suae rationem exponens, in Hutt. op. Tom. III. p. 70—100.

in die beschauliche Ruhe des Schulgelehrten, ja mich auf das Bücherschreiben legte, wozu du mir, ich weiß selbst nicht warum, ein ganz besonderes Geschick zutrauest, wie würde ich mich dann wohl in Erholungsstunden mit meinen Studiengenossen angenehm unterhalten? Was und wovon soll ich denn sprechen, wenn ich so gar nichts erfahren habe? Denn mein zwölfjähriges Herumstreifen, so viel ich auch dabei gesehen und gelernt habe, genügt mir doch nicht. Gehandelt, gewirkt habe ich immer noch nicht, ich muß immer erst noch anfangen zu leben. Das war bloß die Vorübung, das Vorspiel zur großen Tragödie meines Lebens. Eine gewaltige, inhaltreiche Vergangenheit muß hinter mir liegen, damit ich mit jenem Helden ausrufen könne: „Einst freut uns die Erinnerung!"

„Du hast meine Natur mißverstanden, mein Pirkheimer, wenn du sie des Ausdauerns in der Zurückgezogenheit, des Getrenntseins vom raschen Verkehr der Menschen für fähig hieltest. Bin ich den Studien edler Wissenschaft und Kunst von ganzer Seele gleich ergeben, so möchte ich doch nimmer deßhalb mich von der fröhlichen Kameradschaft ehrlicher Gesellen losreißen, nimmer den Umgang recht vieler, auch verschieden gesinnter Menschen vermissen. Weit lieber ertrage ich den Lärm meines jetzigen Lebens und jene ganze mir fremde Gesellschaft, in deren Mitte ich mich oft nach Willkür in meine Gedankeneinsamkeit zurückziehe, als daß ich im eigentlichen Sinne allein sein möchte. Ich meine, daß ich wissenschaftliche Studien und Geschäftsthätigkeit recht glücklich verbinden

kann. Und so gewiß ich mir bewußt bin, daß ich mich schon etwas, sei es auch noch so wenig, um die Literatur verdient gemacht habe, so gewiß hoffe ich auch, im großen öffentlichen Leben mir Ruhm zu erwerben und lasse mich schon jetzt sehr gern zu Geschäftsführungen gebrauchen. Den lieben Musen werde ich deßhalb nicht untreu, nein, mitten im Tumult hab' ich sie vor Augen und halte mit ihnen freundliches Gespräch.

„Darin haben sich also meine Freunde in Deutschland sehr geirrt, wenn sie meinten, ich würde die Wissenschaften vernachlässigen, weil ich mich einmal dem Hofe verkauft hätte. Als ich noch in Italien war, erhielt ich oft ganze Stöße von Briefen, und jetzt schreibt keiner von allen den Leuten auch nur ein Wörtchen an den Hutten, der, so höre ich sie sagen, nicht mehr ein Mann ihres Schlages ist. Hätten sie mich so im Andenken, wie ich einen jeden von ihnen, so wäre unser Briefwechsel, der mir die liebste Freude ist, nun erst so recht im brausenden Zuge. Nur du, mein Pirkheimer, und der edle Graf von Nüenar habt mir immer geschrieben, und darum lieb' ich euch immer heißer, ja ich bet' euch an. Auf jene argwöhnischen Freundchen aber, die mich für einen stolz und aufgeblasen gewordenen Hofjunker halten, bin ich in allem Ernst böse; ich halte sie selbst für übermüthige Leute, weil sie etwas unserer Freundschaft so Unwürdiges sich nur als möglich denken können. Wenn die Wissenschaften lieben so viel ist, als sie betreiben und thätig für sie wirken, so stehe ich in dieser Hinsicht keinem in ganz Deutschland nach, da ich es in den schwierigsten Lagen beharrlich gethan habe. Meine Ver=

theidigung Reuchlin's, in die ich noch ganz verbissen bin, mag als Beweis davon dienen.

„Die Theologisten*), schreibst du mir, klagen, ich weiß selbst nicht warum, immer mehr über mich. Ich bin ungewiß, ob ich besser thue, die Lästigen, im Vertrauen auf unsere gute Sache, ruhig zu verachten, oder sie zürnend zur Rechenschaft zu fordern und zu bestrafen? Denn die Frechheit dieser verworfenen Parthei geht fürwahr in's Ungeheuere! Alles erwogen, scheint es mir doch am Besten, offen in's Feld zu rücken. Man sieht ja, wie viel darauf ankommt, dieß Unkraut, diese Trespen und Lolche auszurotten, damit die segensreiche, schön aufsprießende Kornsaat echtwissenschaftlicher Studien sich zu goldenen Aehren entfalte und immer weiter verbreite. Man sieht es, sag' ich, wie Noth es thut, alle Nebel zu zerstreuen, die sich der aufgehenden Sonne wahrer Gelehrsamkeit entgegendrängen, damit Künste und Wissenschaften wieder aufleben, daß der Umgang mit den alten Griechen und Römern durch Kenntniß ihrer Sprachen erwache, daß Deutschland das Lichtgewand der Cultur anlege und die Barbarei über den Baltischen Ocean hinausgezischt, hinausgetrieben werde!

„Schon haben die Nichtswürdigen unter dem Namen des getauften Juden Pfefferkorn zwei Pfeile auf mich abgedrückt. Wahrlich sie haben mich nicht geschmerzt, ja nicht einmal getroffen, und noch habe ich keine Notiz davon genommen;

---

*) So nennt Hutten die zur scholastischen Finsterlingszunft gehörenden Theologen.

aber sie sollen schon noch erfahren, wen sie angegriffen haben! Man rieth mir, ruhig zu sein, um mich nicht verhaßt zu machen; ich werde diesen Rath nicht befolgen, denn ich fürchte den Haß meiner Feinde so wenig, daß ich sie sogar dazu auffordere. Mögen sie mich immerhin hassen, ich will unterdessen auch suchen, ihnen furchtbar zu werden. Nicht in den Hinterhalt will ich mich gegen die feindliche Heeresmacht legen, sondern in offener Feldschlacht wider ihre Front Sturm laufen. Du hältst mit mir aus im Streit, mein Pirkheimer, nicht wahr? Geht unser Vorhaben auch langsam vorwärts, so schreitet es doch fort, und einst wird es zum Nutzen des Ganzen schon zum Ziele kommen. Laß uns wie die Palme, je mehr sie uns unterdrücken, desto kräftiger emporstreben, und keck und unbezwinglich gegen die lästigen Dränger uns erheben! Und dahin müssen wir auch unsere Zeitgenossen bringen!

„Du hast schon so lange und so rühmlich im heiligen Kampfe gedient, hast das weite Feld schon durchlaufen und gehest nun als ruhmgekrönter Veteran voran. Ich bin nur noch ein junger Anfänger, werde aber muthig streiten, wie es auch immer kommen mag. Halte mich darum nicht für so eitel und unbesonnen, als ob ich mich unter die Männer rechnen wollte, die das Studium der klassischen Sprachen unter den Deutschen bereichern könnten. Nein, ich meine nur nicht der Ungeschickten, nicht der Schwächsten einer unter der Parthei der Wissenschaftsfreunde zu sein, und so, denke ich, sollen mit deiner und anderer Gleichgesinnten Hülfe die Elenden verjagt

werden, die uns die herrliche Saat zernagen. Blühen sollen einst die Fruchtbäume, die ihr Gelehrten so sorgsam in unser Vaterland verpflanzt. Wie erfahrne Ackerleute und fleißige Winzer habt ihr keine Mühe, keinen Verdruß gescheut, das Feld der schönen Literatur umzugraben, daß der schöne Weinberg nicht wildes Getriebe hervorbrächte. Und euere Mühe war nicht fruchtlos. Den ganzen Rhein entlang hat Erasmus das Studium der Griechen und Lateiner verbreitet, überall gute Köpfe geweckt und ganz Niederdeutschland in den Stand gesetzt, daß es keinen Wettstreit mit Italien zu scheuen braucht. Auch Reuchlin hat seine Schwaben gebildet und gehoben, und zu welchem Gipfel der Kunst und Wissenschaft hast du selbst mit edler Beharrlichkeit die Jugend deiner Vaterstadt hinaufgeführt! Man sieht dieß an deinen Verwandten, den Geudern, die von dir Griechisch und Lateinisch lernten, und wie gründlich lernten! Du, ein Patrizier, schämtest dich nicht, in deinem Hause den Schulmeister zu machen und den Knaben die erste gelehrte Kost zu reichen; dann aber hast du sie nach Italien geschickt. Deine Landsleute folgten deinem Beispiel und lernten an dir, wie viel auf gründlichen Unterricht und auf richtiges Lernen ankomme. Nun ist dir Alles nach Wunsche gelungen!*)

*) Ein umfassendes meisterhaftes Gemälde von Wilibald Pirkheimer's literarischer Thätigkeit und städtischer Wirksamkeit findet man in: Dr. Karl Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, mit besonderer Rücksicht auf Pirkheimer. 1ster Band, Erlangen, 1841, bei Palm.

* Geuder v. Rabenstein auf Heroldsberg

„Ueberhaupt halte ich dich für sehr glücklich, daß du in einer Stadt geboren bist, die vor allen andern in Deutschland nicht nur die meisten trefflichen Geister zählt, sondern auch sie zu schätzen weiß und überhaupt Alles, was Kunst und Wissenschaft heißt, so warm, so einzig, so lange schon umfaßte. Schon in den Zeiten unserer Väter hatte sie einen Johann von Königsberger aufzuweisen, einen Mann, der nach dem einstimmigen Urtheile aller Sachverständigen größer in der Mathematik, als Archimedes war. Als kaum die Wissenschaften wieder auflebten, schrieb und sprach er das reinste Griechisch und Lateinisch, nicht bloß unter den Deutschen, sondern auch unter den vorzüglichsten Ausländern dieses Jahrhunderts. Andere Städte waren für diese Vorzüge blind; Nürnberg allein setzte ihm einen Gehalt aus, und gab ihm das Bürgerrecht. Eben so hat es zu einer Zeit, wo man den Dichternamen noch gar nicht in Deutschland kannte, den Konrad Celtes geachtet und unterstützt, und so noch viele Andere mit Liebe und Milde aufgenommen. Vielleicht rührt daher das Sprüchwort der hochmüthigen Venetianer: „Ganz Deutschland ist blind, nur Nürnberg sieht auf einem Auge." Vielleicht aber kommt es auch daher, weil deine Landsleute sich überhaupt durch Scharfsinn und ungemeine Betriebsamkeit so vortheilhaft auszeichnen. Man sieht dieß sogar in euern Manufakturarbeiten; denn jedermann gesteht, daß euere Waaren vorzüglich schön und ganz nach Wunsch gefertigt sind. Sodann steht ihr auch in dem Rufe, daß nichts bei euch verfälscht wird. Davon hat der Apelles

unserer Zeit, euer Albrecht Dürer, Italien überzeugt. Diese Nation lobt sonst nicht leicht, was aus Deutschland kommt, sei es Neid, woran sie vorzüglich leidet, sei es Vorurtheil, daß sie uns zu Allem, was Geist erfordert, für zu stumpf und träge hält. Aber diesen Mann bewundern sie so sehr, daß sie ihm nicht bloß offen Genie zugestehen, sondern auch viele ihrer Arbeiten, um sie leichter an den Mann zu bringen, unter seinem Namen feilbieten.

„Dem Adelstande theilt sich die Wohlthat der aufblühenden Cultur langsam mit, da so Viele seit alter Zeit hartnäckig die Meinung hegten, es sei unter der Würde eines Ritters, gelehrt zu sein. Nichts hat unserem hochverdienten Eitelwolf von Stein mehr Neid und Haß zugezogen, als eben diese Kenntnisse. Leider starb der herrliche Mann bald darauf, nachdem er mich mit Rath und That unterstützt und der Gunst des Erzbischofs Albert von Mainz empfohlen hatte. Wohl darf ich den Tod des Edeln beweinen, dem ich so viel im Leben verdanke; und träfe sein Tod nur mich! Träfe er nicht zugleich auch die Wissenschaften und Gelehrten! Denn schon reifte in ihm ein Plan, durch dessen Ausführung für uns Alle glänzend gesorgt gewesen wäre, hätte nicht ein vorzeitiger Tod das heilige Gedankennetz des großen Geistes zerrissen. Doch mein Schmerz führt mich zu weit. Dieser Eitelwolf von Stein, sagte ich, machte sich bloß durch seine Gelehrsamkeit Feinde. So verhärtet sind jetzt die Herzen gegen die mildere Humanität! So sinnlos sind gerade die, welche die Sinnigsten sein sollten. Indeß sind doch Männer von Einfluß, die des

Kaisers Vertrauen haben, auf unserer Seite. Dasselbe versichern uns angesehene Männer bei andern Fürsten, ja sogar Fürsten selbst. Wir schmeicheln ihnen sehr, nennen sie Mäcenaten, auch wohl gar Auguste, nicht eben, weil sie es verdienen, — denn manche darunter verdienten eher allgemeinen Haß, als die Zuneigung Einzelner — sondern, weil wir hoffen, ein gutes Gefühl aus der Vorzeit in ihnen aufzuregen. Ich habe mich darin auch wirklich nicht geirrt, denn einige haben uns schon aus Scham gedient, haben wenigstens so viel gelernt, daß es eines Fürsten werth sei, die Wissenschaften zu beschützen. Mein Rath wäre also, auf alle Art die Gunst der Großen zu suchen und so viel möglich auch Fürstengunst zu erhaschen, sich an sie anzuschließen, und unverzüglich öffentliche Stellen zu übernehmen, damit wir doch den übrigen Leuten etwas ähnlicher werden. Auf keinem andern Wege kamen die Juristen und Theologen empor; der Ehrgeiz ist es, der sie vorwärts bringt.

„Sieh, das ist meine Absicht; und dawider eiferst du nun, willst mich wie von einem Irrwege zurückrufen, als ob nicht Geschäft und Studium verbunden werden könnten! Hast du nicht mitten unter dem Geräusch des Hofes zu Eichstädt, wo du deine Jugend verlebtest, mitten unter den vielfachen Geschäften, die du später als Rathsherr vollbrachtest, ja mitten im Tumult des Feldlagers, wie du als Hauptmann deiner Vaterstadt das nürnberger Fähnlein gegen die Schweizer führtest, immer noch fortgearbeitet, immer noch dich wieder an den Wissenschaften gelabt? Ist denn mein Geist zu schwach, um

zwei Richtungen zugleich zu verfolgen? Beispiele, wo dieß geschehen, sind doch wahrlich nicht selten. Du weißt ja, wie man im Alterthum und auch jetzt noch jeden verachtet, der lediglich seiner Muße lebt und nicht wenigstens zuweilen ein Geschäft übernimmt. Ich rechne mich deßhalb, weil ich dieß vermag, noch nicht unter die größten Köpfe; ich meine nur, daß mein Charakter entweder überhaupt, oder wenigstens für jetzt noch nicht für häusliche Beschränktheit und stille Verborgenheit tauge. Laß meine Hitze nur erst verrauchen, laß meinen gespannten, thatendurstigen Geist nur erst sich abgemüdet haben, bis er die Ruhe wirklich verdient hat, zu der du mich, wie mir scheint, etwas vorzeitig hinlockst.

„Willst du wissen, wie ich hier am Mainzer Hofe lebe? Glaube mir, ich bin nie fleißiger gewesen, als jetzt, denn mein gütiger Fürst gönnt mir gern dazu die nöthige Zeit. Von den gewöhnlichen Berathungen und Schlendriansgeschäften bin ich ganz dispensirt; außer der dadurch gewonnenen Muße genieße ich noch diejenigen Freistunden, die mir mit den Uebrigen gemein sind. Ueberall habe ich eine kleine tragbare Bibliothek bei mir, lese und schreibe, wo es gerade paßt. Jetzt will ich mir noch einen Gehülfen anschaffen, der ein Junge von Kopf und mehr als gewöhnlichem Schulwissen sein muß, der fertig vorlesen und flüchtig der Stimme des Dictirenden folgen kann, der mir bei meinen Studien an die Hand zu gehen und die Arbeit zu erleichtern versteht.

„Nun, hab' ich dir mein Leben noch nicht zu Dank eingerichtet? Singst du mir noch immer das alte Lied: „Du

bist es werth, vor dem Hofelend bewahrt zu werden?“ Aber sieh dich vor, mein Freund, daß du mich nicht größern Uebeln preisgiebst. Hast du denn schon überlegt, wohin du mich stellen willst? Oder verwechselst du vielleicht deine Lage mit der meinigen? Meinst du, ich würde auf meiner Burg so ruhig sein, wie du in deiner Stadt, wo es möglich ist, nicht bloß ruhig, sondern auch weichlich zu leben, wenn einer dafür empfänglich ist? Hast du denn vergessen, welche Spannung der Gemüther, welche Stürme jetzt in der Ritterschaft herrschen? Miß mich also ja nicht nach dir! Hätte ich auch so viel Vermögen, daß ich ganz nur mir davon leben könnte, so ist doch jetzt ein Zeitpunkt, wo ich nicht ruhig bleiben dürfte. Bald haust man auf freiem Felde, bald im Walde, bald in den Felsenhöhlen. Arm, sehr arm sind die Bauern, die uns ernähren, an die wir Acker, Weinberg und Gehölz verpachten. Der Ertrag der Güter ist im Verhältniß der darauf verwendeten Arbeit gering, und sei er selbst reichlich, so ist doch immer große Sorgfalt und Mühe erforderlich. Wir müssen äußerst ordentliche Hausväter sein, sodann aber auch Vasallen eines Fürsten werden, der uns seinen Schutz gewährt; ist man das nicht, so erlaubt sich jeder wider uns, was ihm gutdünkt. Bin ich es nun aber auch geworden, so komme ich doch aus der täglichen Gefahr und Furcht nicht heraus. Ich kann bei jedem Verlassen meiner Burg auf Leute stoßen, die mit meinem Lehnsherrn in Hader, vielleicht gar in Fehde leben, und die mich deßhalb auf diesen Grund hin angreifen, fangen und fortschleppen. Hat es nun mein Mißgeschick so gefügt, so geht

leicht mein halbes Vermögen auf das Lösegeld darauf. Wer Schutz erwartet, muß auf Trutz denken. Deßhalb füttern wir eine Menge Pferde, deßhalb füllen wir mit Waffen unsere Rüstkammern, deßhalb besolden wir eine zahlreiche Gefolgschaft von Reisigen und Fußknechten, alles dieß mit großen und drückenden Unkosten. Nicht zwei Morgen Landes weit darf man ohne Waffen reiten, keinen Meierhof darf man besuchen, keine Jagd, keinen Fischfang unternehmen, ohne Helm und Harnisch anzulegen. Daneben giebt es nun noch Zwist zwischen unsern und fremden Pächtern. Es vergeht fast kein Tag, wo einem nicht ein Prozeß vorgetragen würde, den man sehr behutsam schlichten muß. Denn beharre ich allzu hartnäckig auf meinem Rechte, oder will wohl gar die zugefügte Unbill ahnden, so entsteht Fehde mit dem Nachbar. Läßt man sich aber wieder zu viel gefallen und vergiebt sich sein Recht, gleich hat man alle Streitsüchtige auf dem Halse, denn jeder verlangt nun, was dem Einen geschah. Und mit wem hat man diese Händel zu schaffen? Nicht bloß mit Fremden, mein Freund, nein, auch mit Verwandten, mit lieben Schwägern, Oheimen und Vettern, ja sogar mit Brüdern. Das sind unsere ländlichen Freuden, das unsere Muße, das unsere Ruhe!

„Die Burg, mag sie nun auf einem Berge oder in der Ebene erbaut sein, ist nicht zur Annehmlichkeit, sondern zur Vertheidigung eingerichtet. Ringsum ist sie mit Gräben und Wällen umgeben, inwendig eng, von Viehställen umzingelt; dicht daneben sind dunkle Gewölbe, mit Bomben, Pech,

Schwefel, Waffen und Kriegsmaschinen aller Art erfüllt; überall stinkt es nach Pulver und dem Unrath der umherlaufenden Hunde! Reiter kommen und gehen, unter ihnen Diebe, Räuber und Mörder; denn solchem Gesindel stehen unsere Burgen offen, und wir selbst wissen es entweder nicht, oder wollen nicht weiter danach forschen. Man hört das Geblök der Schafe, das Gebrüll der Ochsen, das Bellen der Hunde, das Geschrei der arbeitenden Landleute, das Rasseln und Knarren der Wagen und Karren; bei mir zu Hause vernimmt man noch überdieß das Geheul der Wölfe, denn unsere Burg ist von Wäldern umgeben. Immer muß man für den kommenden Tag sorgen und sich kümmern; man lebt in fortwährender Unruhe und Plage. Bald wird der Acker gepflügt, bald umgegraben; nun geht es in den Weinberg; dann müssen Bäume gepflanzt, Wiesen gewässert werden; nun geht es an's Eggen, Säen, Düngen, Mähen, Dreschen. Die Ernte, die Weinlese ist da. War es nun ein Mißjahr, wie das jetzt gar nicht selten der Fall ist, so fehlt es überall; wo man hinsieht, ist Armuth, Unruhe, Angst; man verzehrt sich, wird böse, ärgert sich, poltert los.

„Und zu diesem Leben räthst du mir, als zu einem für die Wissenschaften günstigen? Dahin willst du mich wie in einen erwünschten Hafen absichtlich führen? Deßhalb willst du mich vom Hofe abziehen, der ganz unverträglich mit den Studien sein soll?

„Habe ich auch meinen Stand verändert, mein Herz und mein Geist bleiben immer dieselben. Denn Hutten will ich

immer sein; ich will mir selbst nie untreu werden, sondern mit gleichem Schritte durch die ungleichen Acte des Lebens gehen. Ehe ich mich dem Geräusch der Welt entziehe, muß ich, wie ich dir schon gesagt, einige Stufen der Ehre durchlaufen haben. Was ich in der Schule, was ich auf meinen Reisen gelernt, soll mir wie ein Magazin dienen, soll mich Alles mit Gleichmuth ertragen und eine feste Richtung verfolgen lehren. Ich habe mich an Vieles gewöhnt und gegen Vieles abgehärtet, kann den Sturm, die Verhöhnung und Mißhandlung des Schicksals ertragen, bin gefaßt und immer gleich gestimmt. Könnte ich wünschen, Uebeln zu entgehen, so wären es die körperlichen, die Krankheiten, die mich zwar anstoßen, nie aber umstoßen. Denn könnten sie meinen Geist überwältigen, so wäre längst meine Liebe zu den Wissenschaften verschwunden. Nicht durch Unmäßigkeit, wie alle meine Bekannten wissen, sondern durch angestrengtes Arbeiten und die Strapazen der Reisen habe ich meine Gesundheit überhaupt und besonders den Magen mir geschwächt. Auf meinen Reisen habe ich viel Ungemach erlitten, bald Kälte, bald Hitze, bald Hunger und Durst, bald Ermattung durch übermäßiges Gehen. Ueberdieß hat häufiger Blutverlust bei meinen Wunden mir meine Kräfte und angeborne Stärke vermindert. Die übrigen Schreckbilder, die du mir vormalst, setzen mich nicht in Furcht. Dieses Jahr hat mir freilich manche Sorge und Noth gebracht. Ich habe mich putzen und zieren, das Hofceremoniel und die ganze Etiquette lernen, mir Hofsitte und Hoftakt zu eigen machen müssen. Da mußten Pferde, Waffen und Kleider

angeschafft, alle Freunde und Bekannte um gütige Beihülfe angegangen und bald da, bald dorthin gelaufen werden. Das war nun einmal das schlimme Probejahr; künftig wird mir dieß Alles nicht mehr so viel Zeit rauben. Sonst ist Alles so ziemlich gut gegangen. Ich habe an meine Freunde geschrieben, habe viel gelesen, und, wie du siehest, auch einige kleine Aufsätze ausgearbeitet. Von diesen erhältst du meinen Aufruf an die deutschen Fürsten. „Ist er auch so, wie du ihn niedergeschrieben?" hör' ich dich fragen. Leider nein! Diese unglückliche Rede ist sehr verstümmelt und hat wahrlich ihren besten, wünschenswerthesten Theil verloren, nicht durch mich selbst, sondern durch die, welche nicht einmal ihre eigene Angelegenheit frei betrieben wissen wollen. So undankbar ist jetzt die Freimüthigkeit! So sehr hat Deutschland aufgehört, Deutschland zu sein. Wer am leichtesten jedem nach dem Munde zu reden weiß, ist auch der Beliebteste. Wer die Wahrheit sagt, wird gehaßt. Und doch halt' ich es für unedel, auch wenn die größte Gefahr darauf stünde, die Wahrheit zu verschweigen.

„Ich trachte nach Ehrenstellen. Gern möchte ich sie, wenn es sein könnte, ohne Haß und Mißgunst erlangen; geht es nicht, nun dann, wie es sei. Ich habe ferner einen brennenden Durst nach Ruhm, ich möchte so viel als möglich geadelt werden. Wehe mir, Wilibald, wenn ich mich deßhalb für edel halte, weil ich im Adelstande, in einer alten Familie, von vornehmen Eltern geboren bin, ohne mich durch eigenes Verdienst geadelt zu haben. Ich habe weit

Höheres vor. Man soll mich nicht bloß zu jenem eingebildeten Adel rechnen, der sich mit den Verdiensten seiner Ahnen brüstet. Aus einer neuen Quelle des Adels will ich schöpfen, und Neues erobern, was auf die Nachkommen forterbe! Hierbei hängt nun freilich nicht Alles vom Glück ab, aber immer doch etwas, vielleicht auch viel. Du kennst ja wohl die Wege, auf denen so Mancher jetzt berühmt wird. Gewöhnlich gewinnt die Rechtschaffenheit wenig dabei, aber dem gemeinen Tadel entgeht sie doch. Diese Art Adel, der ganz vom Glück abhängt, verlange ich nicht, denn er ist ohne Werth für mich. Aber es giebt doch Umstände, wo die Tugend selbst ohne Glück nicht aufkommen kann, und da eben wünschte ich mir seines Rades Umschwung. Darum blicke ich sehnsüchtig hin nach der blinden Göttin, der thörigen Lenkerin der irdischen Dinge, der Königin aller Bewegung und Veränderung, der keck sich Umhertreibenden, unsicher Stehenden, immerfort Treulosen! Ich bedarf ihres freundlichen Zufalls, ich bedarf ihres günstigen Radschwungs, damit ich herauf und vorwärts getrieben werde.

„Ungezwungen habe ich dir ein Bekenntniß meines Ehrgeizes abgelegt, und doch beneide ich keinen, der sich von unten aufgeschwungen und mich überflügelt hat. Ich denke hierüber ganz anders, wie die Meisten meines Standes, die jeden von niederem Stande, der sich durch eigene Verdienste gehoben hat, verachten. Mit vollem Rechte zieht man uns Edelleuten jeden vor, der den Stoff zum Ruhm, den wir liegen ließen, aufnahm und benutzte, sei er auch

eines Tuchwalkers oder Gerbers Sohn. Solche Menschen erreichten ihr Ziel mit größern Schwierigkeiten, als wir zu ertragen im Stande waren. Der Ungelehrte, der einen Gelehrten beneidet, ist nicht bloß ein Thor, er ist auch ein elender, ja ein sehr elender Mensch. An diesem Gebrechen kränkelt besonders unser Adel; dergleichen Verdienste will er durchaus nicht anerkennen. Wie thöricht ist es aber, einen um das zu beneiden, was man selbst vernachlässigte? Warum haben wir denn nicht die Rechtswissenschaft, warum überhaupt keine Wissenschaft oder Kunst gelernt? So hätte uns kein Schuster, kein Sattler, kein Walker den Rang abgelaufen. Warum haben wir denn das Feld geräumt? Es geschieht uns ganz recht, daß das, was wir eigentlich nicht verscherzen sollten, jeder Unverdrossene jetzt ergreift und für sich verwendet. Warum beneiden wir denn also noch Andere, oder warum thun wir nicht selbst, was Andere zu unserer großen Beschämung thun? Was herrenlos ist, oder wozu jeder gelangen kann, das gehört auch Allen. Und wie viel leichter, als jene, konnten wir dazu gelangen, wenn *wir nicht freiwillig auf diesen Ruhm Verzicht geleistet hätten?* wenn uns nicht andere, weit unwichtigere Dinge am Herzen lägen, wenn wir sie uns nicht bloß aus Schlaffheit und Trägheit wünschten? Alles Ringen nach Ruhm ist ehrenvoll, jeder Wettstreit um das Verdienst ist löblich.

„Ich habe hier*) häufigen Besuch von berühmten und

---

*) In Augsburg nämlich, während des Reichtages von 1518.

edeln Männern, z. B. Graf Ulrich von Helfenstein, der erlauchter durch seine Gelehrsamkeit, als durch seinen alten Adel ist; dann Jacob von Bannis, ein sehr unterrichteter und beredter Mann, von dem ich denke, wie Agamemnon vom Nestor. Ich wünschte dem Kaiser zehn solche Räthe; wollte dieß der Himmel, so würde Deutschland bald in die beste Verfassung kommen. Vielen Umgang habe ich auch mit Jacob Spiegel, der für mich etwas Anziehendes hat, ebenso mit Konrad Peutinger, der, wie du weißt, schon mein alter Freund ist. Leider entreißen mir diesen Letztern, der sich aller Gelehrten und besonders der Hutten so eifrig annimmt, nur zu oft seine überhäuften Geschäfte. — Gestern kam Oekolampadius von Basel aus zu mir, das ist ein ganzer Theolog, der Lateinisch, Griechisch und Hebräisch wie seine Muttersprache versteht und handhabt. — Man spricht hier viel von einer neuen verbesserten und vermehrten Ausgabe des Neuen Testaments von Erasmus und von noch einigen andern neuen Werken desselben. Wilhelm Budäus, Copus, Ruellius, sind jeder auf seinem Felde in Frankreich thätig. Heil dir, großes Jahrhundert! Heil euch, o Wissenschaften! Jetzt lohnt es zu leben und wirken, nicht aber zu ruhen, mein Bilibald. Die Studien erstarken, die Geister treiben Blüthen! Nimm den Wandergürtel, alte Barbarei, und hebe dich weg!"

X.

Zur neunzehnten Schilderung.

Im Januar des Jahres 1519 starb Kaiser Maximilian zu Inspruck in Tyrol. Bald darauf brach der Rachekrieg des schwäbischen Bundes, Baierns und Oesterreichs gegen Herzog Ulrich von Würtemberg los. Die Veranlassung dieses Kampfes, so wie dessen Verlauf bis zur ersten Vertreibung des Herzogs ist von uns in der neunzehnten Schilderung im Wesentlichen der Geschichte getreu berichtet worden*).

Ueber Hutten's eigenen Antheil an diesem Feldzuge besitzen wir glücklicherweise eine Reihe von ihm selbst an verschiedene seiner Freunde geschriebene Briefe, die uns ein höchst anschauliches Bild seines damaligen Lebens verschaffen**).

*) Sattler's Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzoge, 2ter Band, S. 1—25. — Adam Meissner, Historia Herrn Georg's und Herrn Caspar's von Frondsberg, Frankf. a. M. 1572. — Barthold, Leben Herrn Georg's von Frondsberg, Cap. 4. — Ernst Münch, Franz von Sickingen's Thaten, Bd. 1. Cap. 12.

**) Diese höchstwichtigen, lateinisch geschriebenen Briefe sind abgedruckt in Ernst Münch's Hutteni operibus omnibus, Tom. III. pag. 121—159. Leider hat E. Münch keine deutsche Uebersetzung davon in die drei Bände seiner „auserlesenen Werke Hutten's" aufgenommen. Wir selbst werden jedoch unsern Lesern Auszüge daraus mittheilen.

Wir sehen den Feuereifer, womit er sich in den Krieg begiebt, die Freude, die er am Anblick des wohlgerüsteten Heeres und dem fröhlichen Treiben des Lagers hat; wir sind Zeugen seines freundschaftlichen Verkehrs mit Franz von Sickingen, und vernehmen das Lob des Helden aus seinem Munde; wir begleiten ihn von Ort zu Ort und feiern mit ihm den Siegestriumph über den verhaßten Tyrannen von Würtemberg. Unsere Leser werden es daher gewiß gern sehen, wenn wir ihnen die bedeutendsten Stellen aus jenen lateinischen Briefen in deutscher Uebertragung hier mittheilen.

---

1. Aus einem Briefe an Arnold von Glauberg, Rechtsgelehrten zu Frankfurt am Main.

„Es ist durchaus nothwendig, daß ich mir noch mehre Pferde anschaffe. Laß deinen Schwiegervater nachforschen, ob dergleichen, wie ich sie brauche, bei euch zu kaufen sind. Es ist keine Zeit zu verlieren; denn schleunig wird der Feldzug gegen den Würtemberger vorbereitet, welchem ich, wenn du es noch nicht wissen solltest, persönlich beiwohnen werde. Schreibe mir ja bald. Lebe recht wohl mit Schwiegervater, Gattin, Bruder und Kindern.

Zu Mainz, in Eile. 1519."

---

2. Aus einem Schreiben an Erasmus von Rotterdam.

„Der Hof ist mir zum Ekel; ich passe nicht zu den Purpurmännern. Der Churfürst wird mir, wie es scheint, die Vergünstigung gewähren, daß ich selbst während meiner Abwesenheit von ihm den Gehalt fortbeziehe. Du wirst dieß lobenswerth finden, denn es gereicht zu meinem großen Vortheile. Du hast die Zuneigung meines Gebieters zu den Wissenschaften gewaltig dadurch verstärkt, daß du ihn in den Anmerkungen zu deinem neuesten Werke wegen der mir gewährten Huld und Gnade gepriesen hast. Das ist ein tüchtiger Sporn für ihn geworden; nun glaubt er, sogleich wieder in deinen Schriften zu stehen, wenn er einen wackern Gelehrten unter seine Flügel nimmt. Mein scherzhaftes Gespräch über das Hofleben wirst du wohl erhalten haben. Beiliegend schicke ich dir die neue Ausgabe von der **Febris** und dem **Phalarismus**. — Wisse, daß ich den Krieg gegen den Herzog von Würtemberg mitmachen werde. Ein mächtiges Heer wird zu Roß und zu Fuß ausgerüstet. Ich fürchte jenen Straßenräuber nicht, obschon auch er seine Kräfte und Hülfsquellen besitzt. Sollte mich dieser Kampf hinwegraffen, mein Erasmus, dann sorge dafür, daß die Nachwelt meine Liebe zu dir erfahre, und bezeuge in deinen unsterblichen Werken, daß ich gelebt habe.

Mainz, den 8. März 1519."

3. Zweiter Brief an Arnold von Glauberg.

„Da ich jetzt ein Kriegsmann bin und der Kriegerstand sich in Allem einer löblichen Kürze befleißigen muß, so vernimm meinen kurzen Kriegsbericht. Noch habe ich den Feind nicht gesehen, aber Städte und Flecken haben sich schon in Menge ergeben. Man glaubt, daß bloß Tübingen uns etwas zu schaffen machen wird, wohin sich der meiste Adel geflüchtet hat. Vor der Festung Asperg ist unsern Soldaten nicht bange. Plünderungen sind streng verboten, nur das Herbeischaffen von Lebensmitteln ist erlaubt. — Der Tyrann, der uns eine hartnäckige Schlacht liefern zu wollen schien, ist, wie Einige melden, mit geringer Anzahl Reiterei nach Frankreich entflohen; nach andern Berichten begab er sich zu den Schweizern, die ihn merkwürdig um sein Geld geprellt und ihm das Wort gebrochen haben. Die Hauptsache bleibt: Er ist zum Land hinausgeworfen und hat Alles verloren. Denn ist auch noch manche Veste zu belagern, so kann uns doch am Ende nichts widerstehen. Unser Heer ist gewaltig stark; die Reiterei beläuft sich auf viertausend, das Fußvolk auf dreißigtausend Mann. Die trefflich bediente Artillerie gewährt den Freunden den schönsten Anblick, den Feinden jagt sie das höchste Schrecken ein. Mit den Schweizern hat es keine Noth; übrigens brennen unsere Truppen vor Begierde, gegen sie zu streiten. Welche Rolle noch die Franzosen in diesem Kriege spielen werden, weiß man nicht recht; mögen sie immer kommen wir fürchten sie nicht. Denn da wir uns stark genug

fühlen, so ist uns ein mächtiger Feind, bei dem es Ruhm und Beute zu verdienen giebt, gerade recht. Zur Zeit habe ich noch keinen Antheil von der von uns gemachten Beute bekommen; sobald ich ihn erhalten haben werde, so werde ich deiner Frau, dir und deinem alten Schwiegervater etwas davon schicken. —

Fast hätte ich dir noch etwas zu berichten vergessen. Als der Tyrann wenige Tage vor seiner Flucht sich in Tübingen aufhielt, so hatte er das Weib meines ermordeten Verwandten bei sich. Ich theile dir dieß ausdrücklich deßhalb mit, damit niemand über den wahren Grund jener Mordthat in Zweifel bleiben möge. Sie war jener Grund, sie das schaamlose Weib, die schmachbeladene Buhlerin, die verderbliche Helena dieses Krieges, die, hätten es die Götter gewollt, in unsere Hände zur wohlverdienten Strafe hätte fallen sollen! Lebe wohl nebst Frau und Schwiegervater.

Stuttgart, den 12. April 1519; bei Reuchlin*)."

---

4. An den Canonicus Lukas von Ehrenberg und alle Mainzer Freunde.

„Der Tyrann flieht, ohne sich umzusehen, geschweige denn, daß er an Vertheidigung dächte. Er eilt uns immer

*) Die Einnahme Stuttgarts ist früher erfolgt, als die Tübingens; in unserer Darstellung tritt der umgekehrte Fall ein, weil dieß der poetischen Steigerung entsprechender ist.

um mehre Tagemärsche voraus. Wir haben bisher Alles ohne Mühe in Besitz genommen. Die Einwohner der Städte und Dörfer kommen uns freiwillig entgegen und begrüßen uns mit lautem Frohlocken als ihre Befreier und Erretter. Nur Wenige, die aus bedauernswerther Verkehrtheit sich zur Vertheidigung anschickten, sind bisher getödtet worden. Wir haben schon mehre Vestungen eingenommen, auf die der Herzog großes Vertrauen gesetzt und in die er große Vorräthe geworfen hatte. Jetzt geht es auf Tübingen los, das eine starke Besatzung hat, worunter viel Edelleute und dabei auch dein Bruder Peter, der unsern Feldherrn Sickingen gestern als Abgeordneter aus der Stadt gesprochen hat. In der Burg liegen viel Schätze, die dem Tyrannen sehr theuer sind. Auch sein Knäblein und sein Töchterlein befinden sich dort; denn er ist, Alles zurücklassend, mit zwanzig Reitern entflohen. Die Befehlshaber der Festung sind nicht abgeneigt zu capituliren, wollen aber das Versprechen haben, daß Tübingen sammt Allem, was darin ist, einst dem Prinzen, wenn er herangewachsen, gehören solle. Unsere Feldherren werden diese Bedingung schwerlich annehmen, sondern treffen vielmehr alle Anstalten zur Belagerung. Die Veste Asperg vertheidigt der niederträchtige und grausame Mörder Leonhardt von Reyschach, der neuerlich seine schwangere Ehefrau, eine Magd und einen Diener aus irgend einem nichtigen Argwohn in derselben Stunde tödtete. Mit diesem Platze wird man sich später beschäftigen. Jetzt sind alle Gemüther auf Tübingen gerichtet. Ergiebt es sich nicht, so werden wir es auf jede mögliche Weise

mit Gewalt bezwingen. Man sagt, der Herzog wolle den Tübingern aus Frankreich Hülfstruppen schicken. Immerzu, wir fürchten sie nicht, wir freuen uns auf den Feind. Auch von den Schweizern ist wieder die Rede; mögen sie endlich einmal aus ihren Bergen hervorkommen. Unser Heer ist ihnen Allen gewachsen; als es neulich gemustert wurde, fand man 24,000 Mann regelmäßiges Fußvolk und 4000 Reiter; außerdem aber folgt uns noch ein ungeheuerer Haufen von 6000 Freiwilligen. Alle diese Kriegsvölker bestehen aus starken, muntern, rüstigen Leuten. Rechne noch dazu die zahlreichen Geschütze und Kriegsmaschinen aller Art. Die Türkei und Asien möcht' ich mit diesem Heer überfallen. Ihr zu Hause denkt inzwischen an die künftige Kaiserwahl; gebe Gott, daß sie zu Deutschlands Ehre und Wohlfahrt gereiche. Wie gefällt euch denn der päpstliche Legat, der sich jetzt bei euch in Mainz aufhält? O, wenn wird Deutschland endlich einmal über diese Leute zur Selbsterkenntniß kommen! — Die Trompete ruft, nächstens ein Mehres, hoffentlich nach Tübingens Besiegung. Lebt wohl und seid Alle meiner eingedenk, denn ich liebe euch ja Alle so herzlich.

Aus dem zweiten Feldlager von Stuttgart, eilig unter Trompetengeschmetter, Pferdegewieher, Trommeln und Lagerlärm geschrieben. Den 19. April 1519."

---

5. Dritter Brief an Arnold von Glauberg.

„Die Veste Tübingen hat capitulirt, ein Bollwerk, was unserer Gewalt noch lange hätte trotzen können. Aber es kämpft und siegt für uns der, welcher die Gedanken und Gewissen der Sterblichen durchschaut und lenkt. Läugne mir noch einer, daß sich die Gottheit um die Schicksale der Menschen bekümmere! Wir haben ihren Beistand zu sichtlich erfahren.

Ich werde von unserm Feldherrn Franz von Sickingen sehr gütig und achtungsvoll behandelt. Noch nirgends fand ich in solchem Verhältniß eine größere Humanität in Deutschland, als bei ihm. Immer behält er mich um sich, zu seiner Seite. Wir schlafen in einem Zelt, in einer Kammer, und laben uns gegenseitig in traulich süßen Gesprächen. Die Wissenschaften bewundert er mehr, als irgend einer. Er ist ein großer Mann durch und durch, und werth, daß ihn Alle hoch in Ehren halten. Sein Geist ist für jedes Geschick gerüstet, erhaben und unbesiegt. Ernst und würdevoll spricht er von den wichtigsten Dingen; in seine Gedanken dringt nichts Niedriges ein, Alles ist bei ihm großartig und prächtig! Seine Unterhaltung ist angenehm, seine Gesellschaft liebenswürdig. Da ist nirgends eine Spur von Uebermuth, Alles, was er thut und spricht, zeigt den edeln freiheitachtenden Mann. Offen und einfach, wie er ist, haßt er die Schminke, verachtet er den Pomp. Nun solltest du erst sehen, welche Verehrung, welche Anhänglichkeit die Krieger für ihn haben.

Sie trauern fast darüber, daß ein Anderer, als er, das Oberfeldherrnamt bekleidet*). Möge dieser Held, den jede Tugend schmückt, deiner Vaterstadt theuer und werth sein!

Von Tübingen ziehen wir gegen Asperg, was wir wohl mit Sturm werden nehmen müssen, denn die Besatzung besteht aus verzweifelten Menschen. Alsdann bleibt uns nur noch die Veste Neuffen übrig, die nach Aller Meinung leicht zu nehmen sein wird. Wo der Tyrann sich jetzt aufhalte, wissen wir nicht; er ist mit geringem Geleit entflohen, Alles hinter sich lassend, selbst das Geld und die Kinder.

Wir haben unsern Johannes von Hutten wieder ausgegraben auf dem Kirchhofe jenes Fleckens, wo wir ihn hingethan hatten, unweit des Waldes, wo der Mord geschah. Da bot sich uns eine merkwürdige Erscheinung dar, die kaum irgend einem, der sie nicht selbst wahrnahm, glaubwürdig dünken wird. Der seit vier Jahren beerdigte Leichnam war nicht verwest, nein noch völlig erhalten und das Gesicht des Todten noch völlig kenntlich. Als wir ihn berührten, hat er geblutet; sieh da ein Zeugniß seiner Unschuld! Wir haben die Leiche zunächst in Eßlingen deponirt, von dort aus wollen wir sie späterhin zum Begräbniß in die Heimath abführen.

Was ich dir von meinem Entschluß zu heirathen geschrieben habe, halte nur immer für wahr. Ich hab' es

---

*) Herzog Wilhelm von Baiern als oberster Feldhauptmann des schwäbischen Bundes.

mir in allem Ernst vorgenommen, wenn es mir nur jener wegen möglich ist*).

Grüße mir deine Frau, deine Kinder, und vor Allen den ehrwürdigen Greis Hammon, deinen Schwiegervater. Auch deinen Bruder vergiß mir nicht und alle meine Frankfurter Freunde. Lebe wohl.

Bei Stuttgart, den 30. April 1519."

---

6. An Friedrich Piscator.

„Bei uns steht Alles gut, nur daß nicht gefochten wird. In diesem Punkte geschieht dem Wunsche derjenigen nicht Genüge, welche das erlittene Elend durch blutige Niederlagen des Feindes rächen möchten. Der Tyrann flieht in äußerster Furcht. —

Du wirst gewiß gern erfahren wollen, wie sich meine Musen mit den Waffen und dem Kriegsgetümmel vertragen? Sehr wohl, sei es deßhalb, daß ich Franzen von Sickingen, den trefflichen Mann, zum Feldherrn habe, sei es aus dem Grunde, weil man das gar keinen Krieg nennen kann, wo der Feind sich fast nie im freien Felde zeigt und wo man die Schwerter am häufigsten bei lustigen Trinkgelagen ziehen sieht, wenn die Strudelköpfe mit einander in Streit gerathen. Neulich war doch einmal ein kleines Gefecht, wobei der jüngere

---

*) Wahrscheinlich eine Anspielung auf die eigene stolze Familie, die wohl nicht in die erste beste Verbindung gewilligt haben dürfte.

Sohn Sickingen's mit fünf und zwanzig Reitern einen glänzenden Angriff auf zweihundert herzogliche Landsknechte machte. Sechs und zwanzig der Letztern kamen dabei um, dreißig wurden gefangen genommen, die übrigen in die Flucht geschlagen. Der kleine Kampf gereicht dem jungen Manne zur großen Ehre und läßt die besten Hoffnungen von ihm fassen.

In Stuttgart haben wir unsern edeln Reuchlin aus großer Angst befreit; der ehrwürdige Greis verdiente ein ruhigeres Leben.

Es kann nicht leicht schönere Gegenden in Deutschland geben, als hier in Würtemberg; die Felder sind gut und fruchtbar, das Klima mild und gesund; Berge, Wiesen, Thäler, Flüsse, Wälder, dieß alles wechselt im angenehmsten Gemisch. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies; so lieblich ist es gelegen. Wahrlich ein solches herrliches Land verdient einen bessern Regenten, als jenen Straßenräuber, den wir vertrieben haben.

Was die Kinder des Tyrannen betrifft, die man zu Tübingen gefangen nahm, so rathen Einige, sie nach Baiern zu bringen, Andere anders wohin. — Wir haben große Vorräthe von Getreide erobert. An Kanonen und andern Kriegsmaschinen hat der Herzog mehr, als irgend ein anderer deutscher Fürst besessen. Alles dieß wird jetzt außer Landes geführt, damit der Tyrann, wenn er ja zurückkehren sollte, doch nicht sogleich wieder die Werkzeuge zur Befriedigung seiner Wuth vorfinde. Was meinst du wohl, ob dieser Fall je wieder eintreten könne? Ich glaube schwerlich.

Schreibe meinem Krotus nach Italien, was hier vorgegangen ist, denn ich selbst kann von hier aus keine Briefe dahin abgehen lassen. — Ich habe in dieser letzten Zeit einige Briefe von meinen gelehrten Freunden erhalten, in Cannstadt einen von Erasmus, und im Wildbad zwei von Herrmann Busch und Beatus Rhenanus. „Im Bade warst du?“ hör' ich dich fragen. Ja, ja, im Bade, lieber Friedrich; so weit geht die Sorglosigkeit der Leute in diesem Kriege, daß sie dabei sich der Badelust ergeben. An Andreas und Jacob Fuchs meine besten Grüße, wenn du nach Bamberg schreibst. Unserem Bilibald Pirkheimer habe ich von Rotenburg aus geschrieben und ihm meinen Phalarismus überschickt.

Es beschleicht mich hier eine wunderbare Sehnsucht nach Ruhe, die ich einst zu erlangen hoffe. Eine Gattin nur kann sie mir geben, kann mich heilen. Du kennst meine Gewohnheiten. Ich kann nicht gut allein sein, nicht einmal bei Nacht. Mögen mir Andere immerhin die Vorzüge des ehelosen Standes und der Einsamkeit preisen. Mir scheint, daß ich nicht dazu geschaffen bin. Ich muß jemanden haben, bei dem ich mich von meinen Sorgen und angestrengten Studien erholen kann; ich bedarf eines Wesens, mit dem ich scherzen und von leichten lieblichen Mährchen plaudern mag, eines Wesens, was dem Schmerz seinen Stachel, dem Kummer seinen Brand mildert*).

*) Wir brechen den weitern Fortgang dieser Stelle hier ab, da wir sie bereits im Anhang zum ersten Bande S. 477 und 478 mitgetheilt haben.

Ich schreibe dir diesen Brief aus Eßlingen, wo sich nach vollständig errungenem Siege die Mitglieder des schwäbischen Bundes zur gemeinschaftlichen Berathung versammelt haben. Von hier werde ich nach Mainz zurückkehren, zu meinen Büchern, zu meinen Studien, und auch an den lieben Hof!

Eßlingen, den 15. Mai 1519."

---

7. An Kilian Salensis, fränkischen Rechtsgelehrten.

„Laß alle meine Freunde, die sich meinetwegen ängstigten, gutes Muthes sein. Wir sind im sichern Hafen; der Tyrann ist zum Lande hinausgeworfen.

Vor wenigen Tagen stattete ich meinem theuern Reuchlin einen Besuch ab. Ich fand ihn von Sorgen fast aufgezehrt; so sehr ängstigte er sich vor allen den möglichen Unfällen, die auch den unschuldigen ruhigen Bürger im Kriege betreffen können. Wir hatten aber schon im Voraus für seine Sicherheit gesorgt; Franz von Sickingen handelte dabei ganz nach meinen Wünschen; er bewies auch selbst dem gelehrten Manne seine Ehrerbietung, ging ihm entgegen, umarmte ihn liebevoll und sprach ihm guten Muth ein.

O ihr guten Götter, welche schauderhafte Kerker, welche Jammergestalten von Gefangenen haben wir angetroffen! Wahrlich jetzt ziemt es sich, laut zu frohlocken, da das Verderben verbannt und die Sicherheit endlich wieder zurückgeführt worden ist. Ich sehe meine Reden gegen den

Würtemberger wieder durch und werde sie auf's Neue herausgeben, sobald ich ihnen eine fünfte hinzugefügt haben werde, worin ich uns Glück zum Siege wünsche. Ich blicke schon wieder nach meinen Studien mit Sehnsucht hin; selbst im Traume soll ich, wie man sagt, oft ausrufen: „O meine Musen, o meine Wissenschaften!" — Nach dem Falle von Asperg hat sich auch Neuffen bald ergeben. Unsere ganze Kriegsarbeit ist nun zu Ende. Zu Eßlingen hier versammelt sich der schwäbische Bundestag unter dem Zuströmen einer großen Menschenmasse. Grüße mir alle Mainzer und lebe recht wohl.

Eßlingen, in der Mitte Mai's 1519."

Außer den obigen Briefen hat uns auch noch die im letzten Schreiben erwähnte fünfte Rede gegen den Herzog als Quelle für einige Angaben in der neunzehnten Schilderung gedient. Wir wollen deßhalb einige der merkwürdigsten Stellen daraus, die auch in Beziehung auf den Herzog bedeutend sind, hier anführen*).

*) Das lateinische Original „In Ulricum Würtembergensem Oratio quinta" steht in E. Münch's Hutt. Oper. omnib. Tom. III. p. 160—174. Eine deutsche Uebersetzung gab E. Münch in seinen „Auserlesenen Werken Hutten's" Th. 3. S. 185—204.

Fragmente aus Ulrich's von Hutten fünfter Rede gegen Herzog Ulrich von Würtemberg.

„Er ist also wirklich verjagt, ihr Deutschen, er ist vernichtet und zermalmt der Tyrann, der Vielen den Untergang bereitete, Viele mit Niederlagen und Verderben bedrohte, der sich anschickte, uns als reichhaltige Saat seiner Räuberlust beim nächsten günstigen Anlaß niederzumähen! Vernahm man nicht einst von ihm jenes schauerliche, wildtrotzige Wort: „Er würde alle Hutten, wenn er sie in seine Gewalt bekäme, umbringen lassen"? Fand man nicht in seinem Schlafzimmer jenes merkwürdige Tagebuch, worin die Namen der Proscribirten verzeichnet waren, worunter viele Grafen, mehr als zweihundert Ritter, alle waffenfähige Mitglieder der Huttenschen Familie und besonders auch den Namen meines Vaters?

Er ist in die Flucht geschlagen der Bösewicht, der ganz Deutschland mit Zwisten, Fehden und Aufruhren zu erfüllen strebte, damit er selbst in voller Sicherheit mit Morden, Plündern und Rauben weit und breit hausen könnte. Denkt ihr noch daran, wie er alljährlich seine Unterthanen durch dreifache Steuern und Zölle quälte? Wie er die Bürger um das Ihrige betrog, die Landleute ausplünderte? Wie er die edelste, züchtigste Frau, seine eigene Gemahlin, durch Furcht vor Ermordung zur Flucht trieb, die schaamloseste Ehebrecherin aber, um derentwillen er den Gatten früher getödtet,

in seinem Hause hegte, in seinem verwaisten Ehebett herzte und umarmte? Wie er sein Schloß, nachdem er es von allen redlichen Menschen gesäubert hatte, mit dem lasterhaftesten Gesindel neu bevölkerte? Denn wie hätte er sich an jemand anders gewöhnen und bei wem sonst Befriedigung finden können, als bei lauter Giftmischern, Banditen, Schelmen, Ehebrechern, kurz bei ruchlosen Wichten jeder Art, und vor Allem bei jenen ihm so theuern Lieblingen, bei Folterknechten und Henkern? — Sollte Jemand dieß für eine bloße Erdichtung von mir halten, der wisse, daß ein Mann*), welcher sein rechtschaffenes Eheweib, als sie gerade hoch schwanger ging, nebst einer gleichfalls schwangern Magd und einem Diener zu einer und derselben Stunde erstochen hatte, von ihm zur Würde eines Stallmeisters erhoben wurde, weil er nicht leicht einen tüchtigeren Virtuosen in der Ruchlosigkeit zu finden hoffte. Dagegen verlor die nämliche Stelle ein Anderer, der dem Herzog seine Tochter zum Ehebruch verkuppelt hatte, aber freilich von jenem erstern sich doch noch an Verbrechergröße übertreffen ließ. Gewöhnliche Bösewichter genügten ihm nicht; er sah sich nach Musterbildern um, nach Ungeheuern von Lasterhaftigkeit. Einen Dieb, Betrüger und Testamentsverfälscher, einen Spion gegen alle ehrlichen Leute, einen Rathgeber zu Grausamkeiten, an die er selbst nicht gedacht haben würde, machte er zu seinem Kanzler; Leute, wie ich sie oben be-

*) Leonhardt von Reyschach, dessen in dem Briefe Nr. 4 als Commandanten von Asperg gedacht wurde.

schrieben, zu seinen Stallmeistern; am liebsten aber war ihm sein Barbier, der an Scharfsinn in Auffindung neuer Todesstrafen alle Henker übertraf und schon darum Anspruch auf Berühmtheit machen darf, weil er die neue Foltergattung aufgebracht, Menschen in eine glühend gemachte und angezündete Flüssigkeit zu tauchen.

Er liebte die Schlechten und Lasterhaften, weil er selbst in Allem durchweg schlecht und lasterhaft handelte. So oft er seine Herzhaftigkeit zeigen wollte, brüstete er sich mit den vielen unglücklichen Bürgern, die er bereits hingerichtet. Wollte er Jemand Schrecken einjagen, so schwang er über dessen Haupt das Huttensche Schwert*). — Nachdem er das edle Volk der Schwaben durch Abgaben und Plünderungen aller Art erschöpft und seiner trefflichsten Männer beraubt hatte, streckte er sogar frevelnd seinen Arm nach der geheiligten Krone des Reichs aus. Werden uns die Nachkommen dieß einst glauben, ja werden es selbst diejenigen der Zeitgenossen, die nicht Augen- und Ohrenzeugen davon waren, wohl für etwas anderes, als gehässige Erdichtung halten? Und dennoch that er es mit der stolzesten Sicherheit. Hat man doch in seinem Schlafgemache Gedichte und Flugschriften gefunden, worin er von seinen Schmeichlern sich wohlgefällig den Kaisertitel geben ließ?

---

*) So nannte der Herzog das Schwert, womit er seinen Stallmeister Johannes von Hutten ermordet hatte.

Selbst damals, als er den Anzug unsers Heeres vernommen, konnte er seine Wollust noch nicht bezwingen. Während des Gottesdienstes zu Tübingen sah man ihn an der Seite der buhlerischen Wittwe Johannes von Hutten's in die Kirche schreiten und jene in einem frechen Anzuge, wie er für kein ehrliches Weib sich schickt, zu seiner Seite sich niedersetzen.

Laßt uns laut aufjubeln im wechselseitigen Siegesgruß, theuere Kampfgenossen, daß wir unser Vaterland von dieser verderblichen Pest befreit haben, und kümmern wir uns weiter nicht darum, was der Ruchlose treibe, der, wo er auch immer leben mag, elend und erbärmlich leben wird. Denn das ist der Tyrannen eigenthümliche Strafe, daß nach ihrem Sturze die ewige Erinnerung des früheren Glückes sie martert und zerfleischt; daß ihre Laster, ihre Schmach- und Raubthaten, ihre Betrügereien und Gräuel sie zuvor zum Wahnsinn bringen, dann aber den ewig brennenden Fackeln der Rachegöttinnen, den Schauern und Schrecken der Hölle und ihrer schlimmsten Geister preisgeben, und fürchterlich langsam durch das ewig neue Gefühl des Schmerzes sie verzehren lassen!"

Zu den Schriften Hutten's, welche während des würtembergischen Krieges entstanden sind, gehört auch noch folgende, für die damalige Zeitgeschichte, wie für Hutten's Charakteristik, wichtige Urkunde:

Ulrich's von Hutten Sendschreiben an König Franz von Frankreich, worin er ihn bittet, die Sache des Würtembergers nicht unterstützen zu wollen*).

Hutten richtete diesen Brief an den König aus dem Feldlager bei Rotenburg, als sich die Gerüchte von einem bewaffneten Einschreiten Frankreichs zu Gunsten des Herzogs verbreitet hatten. Unser Held schildert darin zuerst die Vorzüge des Charakters, der ruhmwürdigen Unternehmungen und der unbefleckten Regierung des Königs, und stellt dieselben dann in langer Parallele den entgegengesetzten Eigenschaften und dem schändlichen Verfahren des Herzogs gegenüber. Dann aber beschwört er Franzen, seine gute Sache nicht mit der schlechten des Würtembergers zu vermischen, sondern ihn der gerechten Strafe zu überlassen. Wir geben unsern Lesern den Schluß dieses merkwürdigen Sendschreibens.

„Und mit diesem Ungeheuer könntest du etwas gemein, geschweige denn Bündniß und Freundschaft haben? Mögen die Götter dir Besseres verleihen, als daß du je dir selbst so untreu werden solltest. Er fordert dich nicht zu diesem Bündniß auf, damit unter euch ein Austausch von edeln Thaten sein

---

*) Das lateinische Original steht in E. Münch's Hutt. oper. omn. Tom. III. pag. 127; die deutsche Uebertragung in desselben „Auserlesenen Werken Hutten's," Th. 3. S. 221.

möge, sondern nur, damit er durch deine Macht die Strafe der vielen Verbrechen, die er begangen, von sich abwende. Schon längst droht er uns mit französischen Waffen und prahlt zum großen Schrecken ringsumher, dich uns auf den Nacken zu laden. Wenn er dieß aber nicht bloß vorgiebt, sondern deiner Hülfe wirklich gewiß ist, wenn er, sage ich, diese erreichte, dann, o König, schmerzt mich dein Schicksal! Dann befleckst du den reinen Glanz deiner Majestät mit der Schmach des verruchtesten Verbrechers, dann stürzest du dich selbst und dein Land in die offenbarste Gefahr, indem du die Vertheidigung der abscheulichen Sache eines verzweifelten Räubers übernimmst. Glaube mir, es fehlt uns Deutschen nicht an hinreichenden Kräften, um uns nicht nur gegen den rebellischen Herzog von Würtemberg, sondern auch gegen alle seine Verbündeten zu vertheidigen; ja, bräche eine fremde Macht in unser Land herein, wir würden uns gegen sie nicht bloß schützen, sondern sie auch angriffsweise bekriegen. Fliehe diesen Menschen, o König, wenn du noch fern von ihm bist; besteht aber schon eine Verbindung zwischen euch, so hebe sie auf. Die rauhen Schweizerbauern waren längst im Begriff, ihm mit gewaltiger Macht zu Hülfe zu ziehen, aber vom Gewissen gerührt verließen sie ihn plötzlich, sogar mit Gefahr ihrer Ehre. Was wirst du nun thun, ein König, ein Franzose?

Wenn jener Henker aus deinem Volke wäre, und du ihn hinausgetrieben oder die Todesstrafe über ihn verhängt hättest, konntest du dann nicht sagen, du hättest dein Reich

gereinigt und von einem großen Uebel befreit? Aber nun ist er nicht aus Frankreich, sondern aus Deutschland her, wo er zu unserer großen Schande geboren und erzogen worden. Jetzt aber, da er mit allgemeiner Zustimmung durch den Richterspruch unsers Kaisers geächtet und verdammt wurde, wendet er sich an Frankreich, als wäre es die Zuflucht unserer Räuber und Meuchelmörder. Kannst du dein eignes Land so hassen, daß du es ihm öffnen willst? Was werden ferner deine Bürger sagen, wenn sie sehen, wie du die Schande Deutschlands auf dich geladen? Werden sie nicht sagen, daß du diesen, den Deutschland ausgestoßen, dir vorzugsweise ausgewählt, auf diesen deine Hoffnung gesetzt habest?

Wenn du auch auf deine Ehre weder Rücksicht nehmen wolltest, noch müßtest, so sollte wenigstens die Größe der Gefahr deinen Entschluß ändern. Denn wärest du auch mit den kraftvollsten, zahlreichsten Truppen versehen, so laß doch dich dessen von mir gemahnt sein, daß auch wir unsere Kräfte kennen, so erwäge, daß das Gefühl der Gerechtigkeit ihrer Sache den Muth der Deutschen verdoppeln und den glühendsten Haß gegen dich, als den Angreifer unsers Vaterlandes entflammen werde. Gedenke endlich noch des alten Sprüchwortes: „Wer unglücklich kämpfen will, muß mit den Deutschen kämpfen.“ Ich erinnere dich nicht deßwegen an Sprüchwörter, als gefiele mir Deutschland so sehr, daß ich es durchaus für unbesiegbar preisen wollte; sondern weil ich noch Keinen kenne, der von den Deutschen je einen erfreulichen Sieg davongetragen hätte. Gehabe dich wohl,

bester König, und lebe für dein Frankreich, wie du begonnen, noch eine lange Reihe von Jahren!

Auf dem Kampfplatze aus Rotenburg an der Tauber, den 28. Februar 1519."

Dieser Brief an Franz I. ist wieder einmal ein Beweis von Hutten's ritterlicher Biederkeit und Offenheit, ja man kann wohl sagen von seiner ritterlichen Schwärmerei. Denn er traute dem ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Könige die Verachtung der augenscheinlichsten politischen Vortheile aus bloßer ritterlicher Loyalität zu. Wie wenig Hutten's treuherzige Worte auf den König gewirkt haben mögen, läßt sich wohl denken. Hat er auch den Herzog von Würtemberg nicht geradezu mit Truppen unterstützt, so hat er ihm doch gewiß durch Subsidien Vorschub geleistet; denn wie anders, als mit französischem Gelde, hätte der verschuldete Herzog zwei Mal hintereinander ein Heer in seinen Sold nehmen können? Franz I. visirte gerade damals sehr stark auf die deutsche Kaiserkrone und arbeitete deßhalb überall der habsburgischen Parthei entgegen. Nichts konnte ihm also erwünschter sein, als der Kampf zwischen dem Würtemberger und dem mit Oesterreich vereinigten schwäbischen Bunde. Daß der König kein Heer in Deutschland einrücken ließ, geschah bloß, um sich nicht mit den mächtigen deutschen Reichsfürsten, deren Stimmen ihm bei der Kaiserwahl nöthig waren, durch einen offenbaren Angriff auf das Reich zu verfeinden.

X.

Zur zwanzigsten Schilderung.

In dieser Schilderung haben wir uns aus den dort angeführten Gründen eine Episode zu Gunsten Götz von Berlichingen's erlaubt. Der Stoff unserer Darstellung ist aus des Ritters Selbstbiographie entnommen *). — Wir fügen hier noch kürzlich Götzen's spätere Schicksale bei. Drei Jahre mußte Berlichingen in der Haft zu Heilbronn sitzen, bevor er gegen Leistung der Urphede und Erlegung von 2000 rheinischen Gulden wieder in Freiheit kam. Doch kaum hatte er sie zwei Jahre lang genossen, so brach der verheerende allgemeine Bauernkrieg in Deutschland aus, in welchen auch der aristokratische Götz wider seinen Willen verwickelt und vier Wochen lang zum Bauernhauptmann gestempelt wurde. Demungeachtet ward er von den siegreichen Fürsten als Aufrührer behandelt und abermals zu Heilbronn eingekerkert, wo er bis 1530 im Thurm saß. Nachdem er auf Fürsprache seiner Freunde zur Freiheit gelangt, blieb er noch viele Jahre auf die Umgebung seines Schlosses Jarthausen gebannt, weil man

*) Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, genannt mit der eisernen Hand, 2te verbess. Ausgabe, Nürnberg, 1775. — Die Begebenheiten im würtemb. Kriege stehen S. 121—139; die Schicksale im Bauernkriege S. 186—244, die letzten Lebensereignisse S. 233—244. Berlichingen starb den 23. Juli 1562.

ihm immer noch nicht recht traute. Endlich ward er vom Kaiser zu einem Heereszuge gegen die Türken aufgeboten, wobei er ritterlichen Zuzug leistete, aber nicht zum Gefecht kam. Dagegen hat er später noch 1544 in einem Feldzuge gegen die Franzosen trotz seines hohen Alters rüstig mit gekämpft. Den Spätabend seines vielbewegten Lebens verbrachte er ruhig in Jarthausen und schrieb hier auf den Wunsch seiner Freunde jene einfachkernige Biographie nieder, die uns ein unschätzbares Sittengemälde jener Zeiten darbietet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Erste Schilderung.

Ritter und Fürsten . . . . Seite 5

Zweite Schilderung.

Bündniß der Hutten mit Baiern. — Kaiser Maximilian und seine Räthe. — Reichszustände. — Ulrich von Hutten vor dem Kaiser . . . . — 19

Dritte Schilderung.

Das alte Augsburg. Die Fugger. Patrizier und Zünfte. Konrad Peutinger. — Anfang des Prozesses gegen Herzog Ulrich von Würtemberg. — Zug des Kaisers gegen die Franzosen in Italien . . . . — 39

Vierte Schilderung.

Hutten und Constanze Peutinger. — Hutten's Erklärung gegen Peutinger. Rückzug des Kaisers. — Hutten's Rede vor der Reichsversammlung. — Achtserklärung und Friedensvertrag . . . . — 56

Fünfte Schilderung.

Hutten's Rachebeschluß. — Reuchlin's Dazwischentreten. — Kampf der Dunkelmänner gegen Reuchlin . . . Seite 80

Sechste Schilderung.

Reuchlinisten, Dunkelmänner und Juden . . . . . . — 90

Siebente Schilderung.

Rom. — Flaminia. — Der Garten des Coritius . . — 115

Achte Schilderung.

Papst Leo X. — Rafael Sanzio. — Dichterabend bei Cardinal Grimani. — Flaminia und der Abbate Antonio — 136

Neunte Schilderung.

Italischer Zauber. — Reuchlinischer Prozeß. — Päpstliches Gastmahl. — Erneuerter Krieg mit Urbino. — Flaminia und Hutten. — Zersprengte Fesseln. — Der Rachebund . . . . — 160

Zehnte Schilderung.

Cardinalsverschwörung. — Ränke der Dominikaner. — Der Papst und seine Curie. — Wortbruch. — Kampf und Bahre . . . . — 180

Elfte Schilderung.

Dichterkrönung . . . . — 198

Zwölfte Schilderung.

Die Heimkehr. — Zerstörte Hoffnung. — Die Nacht im Kloster. — Hutten beginnt den Kampf gegen Rom . Seite 223

Dreizehnte Schilderung.

Churfürst Albrecht II. von Mainz. — Erasmus von Rotterdam. — Der Ablaßkrämer Tetzel . . . . . — 236

Vierzehnte Schilderung.

Martin Luther . . . . — 257

Funfzehnte Schilderung.

Franz von Sickingen . . . . — 288

Sechzehnte Schilderung.

Der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1518 . . . . — 307

Siebzehnte Schilderung.

Luther und Cajetan . . . . — 336

Achtzehnte Schilderung.

Hutten's Hofleben zu Mainz. — Kaiser Maximilian's Tod — 357

Neunzehnte Schilderung.

Rachekrieg gegen Herzog Ulrich von Würtemberg . . . — 381

Zwanzigste Schilderung.

Götz von Berlichingen . . . . Seite 405

Historisch-literarischer Anhang

zum zweiten Bande des Ulrich von Hutten . . . . — 421

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunnow, Ernst Georg <<von>>,

Ulrich von Hutten, der Streiter für deutsche Freiheit historisches Gemälde aus den Zeiten der Reformation

Bd.: 2.

Leipzig 1842

P.o.germ. 200 f-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106460-6